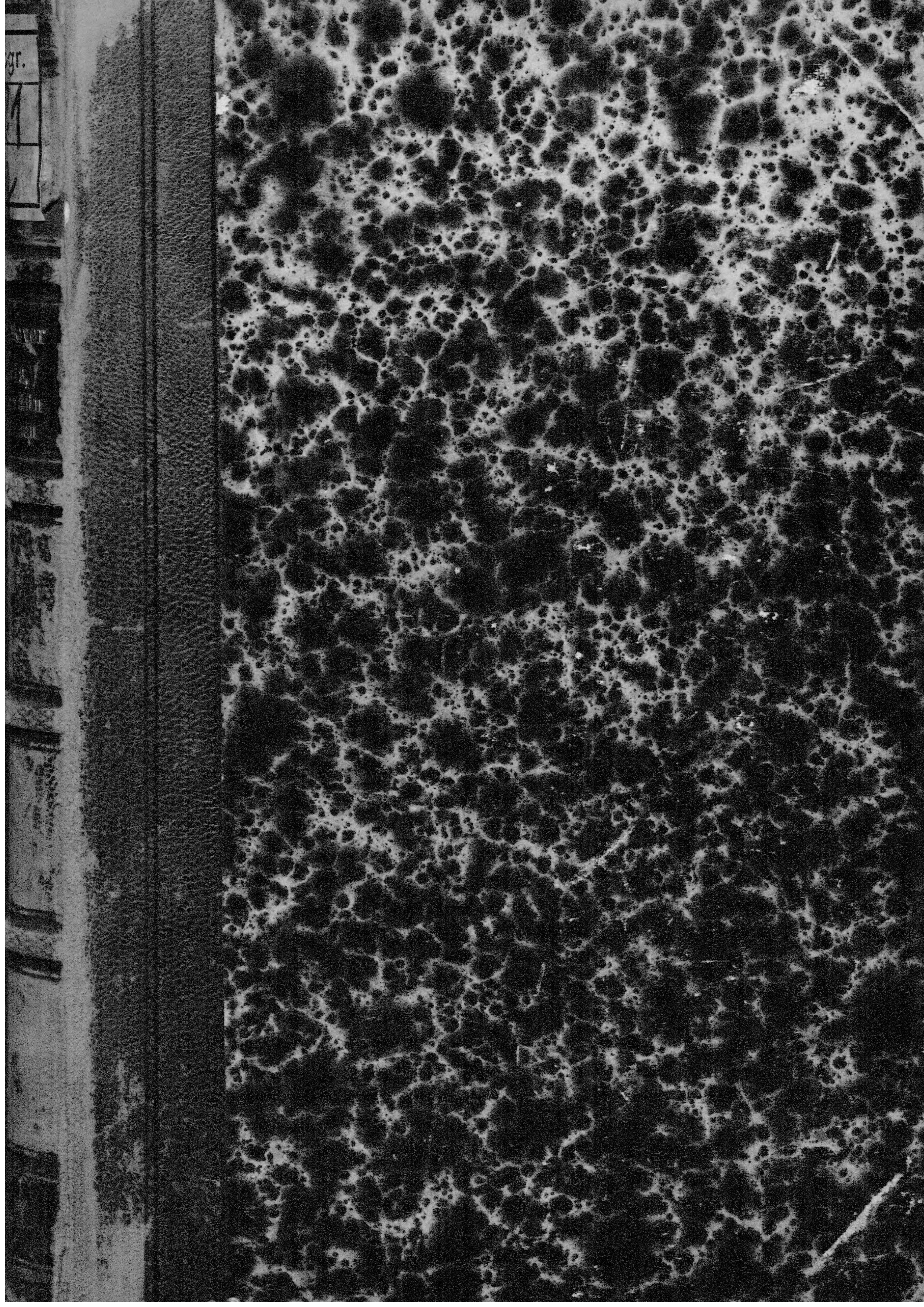




Biogr. 721 2

Meyer
(Maria)

<36639813700017

<36639813700017

Bayer. Staatsbibliothek

MARIA,
Landgräfin von Hessen,
geborene Prinzessin von England.

Ein Beitrag
zur Sittengeschichte des achtzehnten Jahrhunderts

von

Dr. Erich Meyer.



Gotha.
Friedrich Andreas Perthes.
1894.

104/10.93.

3903

6

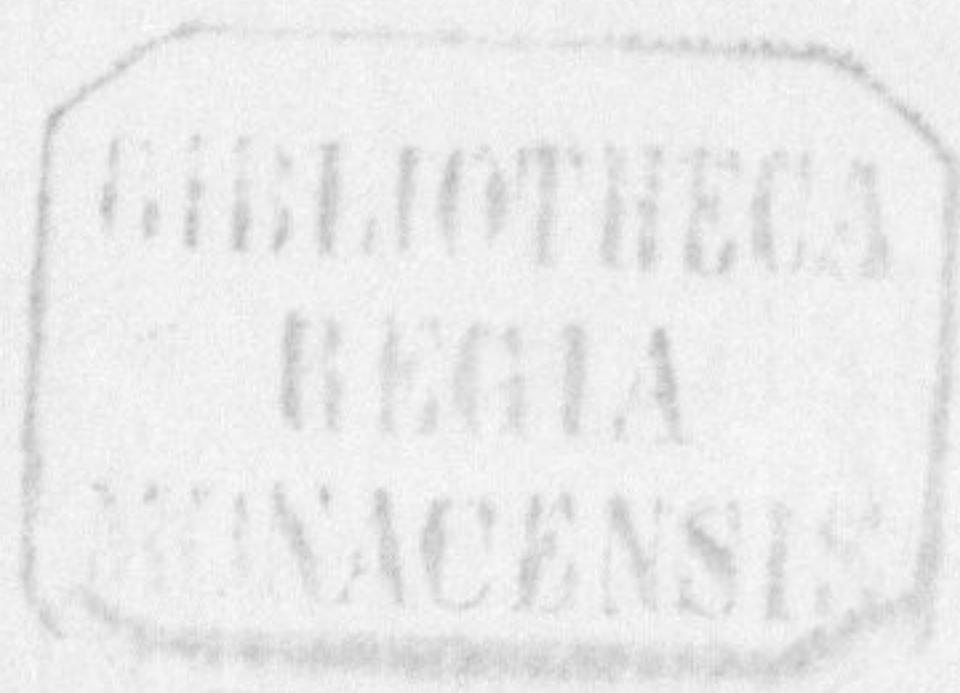
Maria,
Landgräfin von Hessen.

Maria,
Landgräfin von Hessen,
geborene Prinzessin von England.

—
Ein Beitrag
zur Sittengeschichte des achtzehnten Jahrhunderts
von
Dr. Erich Meyer.



Gotha.
Friedrich Andreas Perthes.
1894.



Alle Rechte vorbehalten.

Dem Andenken meiner Mutter.

Inhalt.

	Seite
Erstes Kapitel.	Die Kindheit. Das Leben an dem Hofe Georgs II. von England 1
Zweites Kapitel.	Vermählung mit Prinz Friedrich von Hessen und die ersten Jahre der Ehe 55
Drittes Kapitel.	Maria als Mutter bis zur Übersiedelung ihrer Söhne nach Kopenhagen 79
Viertes Kapitel.	Der Übertritt des Erbprinzen Friedrich von Hessen zur katholischen Religion . . 110
Fünftes Kapitel.	Marias Söhne in Kopenhagen 157
Sechstes Kapitel.	Die Jahre des Siebenjährigen Krieges bis zum Tode des Landgrafen Wilhelm VIII. 216
Siebentes Kapitel.	Die Versuche des Landgrafen Friedrich II., die väterliche Gewalt über seine Söhne und die Oberlandesherrlichkeit über Hanau wiederzuerlangen 244
Achtes Kapitel.	Die Jahre des Siebenjährigen Krieges vom Tode des Landgrafen Wilhelm VIII. an. Inneres Leben Marias 281
Neuntes Kapitel.	Die Jahre des Friedens in Hanau. Marias Tod 305
Schlufswort.	Quellennachweis 345

Erstes Kapitel.

Die Kindheit. Das Leben an dem Hofe Georgs II. von England.

Als Georg II., der zweite hannöversche Kurfürst, der die Krone Englands trug, im Jahre 1740, wie er fast regelmäßig jedes zweite oder dritte Jahr pflegte, die Sommermonate auf seinem geliebten Herrenhausen bei Hannover verbrachte, suchte ihn daselbst eine Gesandtschaft seines Neffen Friedrich von Preussen auf, um ihm offiziell die Thronbesteigung des jungen Königs anzuzeigen. Ein Mitglied dieser Gesandtschaft, ein Herr von Bielefeld, schrieb, nachdem man sich schon zwei Monate und länger am hannöverschen Hofe aufgehalten hatte, unter dem 6. Oktober folgendes:

„Wir leben seit acht Tagen wie die Salamander mitten im Feuer. Der König von England hatte seine hannöversche Armee gemustert; die Truppen sind schön und haben nach ihrer Art Gewandtheit in Kriegsübungen. Seit einigen Wochen waren hier sehr viele Fremde: die Prinzessin von Oranien, die Erbprinzessin von Hessen-Kassel nebst Gemahl, und mehrere andere Herrschaften kamen

nach Herrenhausen. Dies machte den Hof sehr glänzend; der König gab seinen hohen Gästen zu Ehren verschiedene Feste, unter anderen einen prächtigen Maskenball auf dem grünen Theater zu Herrenhausen. Die Bühne und ein großer Teil des Gartens waren mit bunten Lampen erleuchtet, fast der ganze Hof erschien in weißen Dominos, die beim Scheine der Lampen gleich Geistern in den elysäischen Gefilden dahinschwebten. Am Abend speiste man in der Galerie an drei großen Tafeln; der König war sehr heiter. Nach dem Souper wurde wieder getanzt, und ich kehrte erst um 5 Uhr Morgens, also am hellen Tage, nach Hannover zurück. Einige Tage nachher hatten wir im Opernhause zu Hannover eine vollständige Redoute; die Versammlung war zahlreich. Der König erschien in türkischer Kleidung, sein Turban war mit einer prachtvollen Agraffe von Diamanten geschmückt. Mylady Yarmouth erschien als Sultanin. Niemand war schöner als die Prinzessin von Hessen. Ihre Gestalt ist malerisch, und ihr weißes Atlaskleid, mit Blumen besetzt, machte sie zur reizendsten Hebe.“

Diese Prinzessin von Hessen, die Bielefeld aus der großen Schar von Gästen, unter denen Schönheit und Anmut gewiß reichlich vertreten war, heraushebt, um ihr zuletzt den ersten Preis der Schönheit zu erteilen, indem er seinen trocken aufzählenden Bericht mit einem begeisterten dichterischen Vergleich schließt, war die Prinzessin Maria, die vorjüngste Tochter Georgs II., Königs von England. Sie war damals siebenzehn und ein halbes Jahr alt und erst seit einigen Monaten mit dem Prinzen Friedrich von

Hessen vermählt, dem einst, wie damals bereits voraus-
 zusehen war, die Herrschaft über Hessen-Kassel zufallen
 sollte. Solche große und prunkvolle Gesellschaften, wie
 die im Park von Herrenhausen, waren nicht gerade nach
 dem Geschmack der jungen Prinzessin; nicht nur daß sie
 leicht verlegen wurde und bei jeder zeremoniellen Ver-
 neigung bis in den Nacken hinein errötete: alles was da-
 mals zur höfischen Sitte gehörte, die unendlichen, nichts-
 sagenden Redebäumen, die seltsam geschraubte Art, sich
 mit Titeln vorn und hinten zu bedienen, all' das, was dem
 Leben jedenfalls einen Überzug von Unwahrheit gab, das-
 selbe aber auch an manchen Stellen bis ins innerste ver-
 darbt, haßte Maria mit der ihr eigenen, von den Ahnen
 ererbten Leidenschaftlichkeit. Doch war sie jung, lebens-
 frisch und frei von grämlicher Sucht zu moralisieren, und
 darum vermochte sie damals noch alles für sie so peini-
 gende ihrer Umgebung zu vergessen — wenn zum Tanze
 aufgespielt wurde: dem gab sie sich mit Leidenschaft hin,
 ja sie setzte sogar eine Ehre darein, länger auszuhalten
 als alle anderen. Hatte der Tanz sie belebt, und fand
 sich in einem der abgeschiedeneren Gänge des Herren-
 hausener Parkes ein kleinerer Kreis ihrer näheren Be-
 kannten und Verwandten zusammen, dann legte sie ihr
 sonst schüchternes und zurückhaltendes Wesen ab, dann
 konnte sie lachen und scherzen und über Menschen und
 Dinge, vor allem über das ihr verhafte Hofzeremoniell
 mit hinreißendem Übermut spotten: Niemand vermochte
 ihrer Lustigkeit zu widerstehen, verstand sie doch mit
 sicherem Gefühle jugendliche Ausgelassenheit und weib-

liche Anmut zu vereinigen. Selbst ihr Schwiegervater Wilhelm, der Regent von Hessen-Kassel, vermochte bei solchen Gelegenheiten nicht seine steife Würde und feierliche Gelassenheit zu bewahren: auch er mußte über die Einfälle seines Schwiegertöchterchens, das rasch seine ganze Zuneigung erobert hatte, von Herzen lachen und strafte sie nur durch einen Necknamen: „Du Kindskopf!“ So bewegt sie sich, ein Bild der frischen Natürlichkeit und unbefleckten Reinheit, inmitten dieses Kreises, dem zum mindesten diese beiden Eigenschaften abgingen: hofften doch von ihrem jungen Gatten wohlgesonnene Unerfahrene als letztes Auskunftsmittel, daß ihn die Ehe bessern würde, und jene oben erwähnte Lady Yarmouth, die Sultanin des Maskenfestes, war die öffentlich anerkannte Maitresse des seit drei Jahren verwitweten Königs.

Das Mitgefühl, mit dem man diese seltene Frau durch die neunundvierzig Jahre ihres Lebens begleitet, kann nicht besser geweckt werden, als indem man sie in dieser Gestalt und in dieser Umgebung zuerst zeigt. So unbefleckt, so unnahbar in ihrer Tugend ist sie durch die vielbewegten Zeiten, auf deren dunklem Hintergrund ihr Dasein sich abspielt, hingegangen. Eine Lebensfreude nach der anderen ist von ihr gewichen, ein Freund nach dem andern von ihr geschieden, den Glauben an Menschen und Welt, die Hoffnung auf Glück und Frieden hat sie verloren geben müssen, aber bewahrt hat sie ihre Sittenstrenge und ihr tiefreligiöses Gemüt inmitten einer leichtsinnigen und bigotten Umgebung. Unter bitteren Leiden ist sie von Jahr zu Jahr an den außergewöhnlich schweren Auf-

gaben ihres Lebens sittlich gewachsen und erstarkt, und bis zum letzten Atemzuge ist sie in seltener Vollkommenheit das Höchste gewesen, was das Weib sein kann: eine hingebende, aufopfernde Mutter. Nur wenige Jahre trennen jenen Abend im Herrenhausener Park von dem Augenblick, wo sie aus ihrer Harmlosigkeit erwachen und mit Entsetzen erkennen sollte, daß sie alle Kräfte ihres Verstandes und Willens zusammenraffen und unermüdlich den härtesten Kampf des harten Daseins kämpfen müsse, um die ihr anvertrauten Seelen ihrer Kinder zu retten vor der allgemeinen Verderbnis, die sie ringsumher mit Abscheu erblickte, und vor zahlreichen besonderen Gefahren, die ihnen von den verschiedensten Seiten drohten.

Das ist es, was das Leben Marias einer eigenen Darstellung würdig macht und ihr den Anspruch auf einen abgesonderten Platz in dem Gedächtnis der Allgemeinheit sichert: Was sie that, steht in einem engen und genauen Zusammenhange mit den großen geschichtlichen Ereignissen und hat einen bedeutsamen Einfluß auf dieselben gehabt; was sie erlitt und erstrebte, spiegelt die allgemeinen Leiden und Bestrebungen ihrer Zeit wieder; die Gefühle ihres Herzens aber zeigen die allgemeinen menschlichen Empfindungen aller Zeiten in nicht gemeiner Höhe und seltener Reinheit.

Maria, geboren zu London den 5. März 1723, entstammte dem seit dem Anfange des vorigen Jahrhunderts in England regierenden Hause Hannover. Eigentümlich

berührt der Gegensatz, der zwischen den männlichen und weiblichen Mitgliedern dieser Familie hervortritt. Auf der einen Seite stehen die Gestalten der beiden ersten Georgs, des nicht zur Regierung gekommenen Friedrich Ludwig, Prinzen von Wales, und seines Sohnes, des dritten Georgs ¹⁾. Ihre Minderwertigkeit als Menschen und Charaktere, ganz abgesehen von ihren Regierungshandlungen, ist allgemein bekannt und wird auch uns mehrfach noch beschäftigen müssen. Ihnen gegenüber erhebt sich in ebenso allgemein anerkannter Bedeutsamkeit eine Reihe vornehmer Frauengestalten: Sophia Dorothea, Schwester des zweiten Georgs, welche die Mutter Friedrichs des Großen wurde; Sophie Charlotte, Schwester des ersten Georgs, die philosophische Königin Preussens, die Mutter Friedrich Wilhelms I.; an der Spitze aber Sophia, die Ahnfrau der englischen Könige aus dem Hause Hannover, die Frau, die Leibniz stets „unsere große Kurfürstin“ zu nennen pflegt; und an dem andern Ende dieser genealogischen Reihe, wie wenn die trefflichen Eigenschaften der Familie sich nur in den weiblichen Gliedern fortgepflanzt hätten, neben dem eben genannten Friedrich Ludwig seine Schwester, unsere Maria.

Lehrreich ist der Vergleich der Urenkelin mit der Ahnfrau. Da Sophia es ist, die, von Leibniz unterstützt und beraten, alles gethan hat, um ihrem Hause die Krone Englands zu gewinnen, auf die sie als protestantische En-

1) Die Regierungen dieser drei Könige füllen ungefähr ein Jahrhundert aus: 1714—1820.

kelin des letzten Stuarts die nächsten Ansprüche hatte, so sagt ihr Biograph, Varnhagen von Ense, mit Recht von ihr: „dafs kein geringer Teil heutiger Welterscheinungen auf ihr Leben und Wirken ruhmvoll zurückzuführen sei“. Doch ist es nicht diese zu eigener innerer Befriedigung nach Bethätigung suchende politische Begabung, die wir in Maria wieder aufleben sehen. Marias Einwirkung auf die Politik ihrer Zeit nahm immer nur ihren Ursprung in ihrem Wirken als Mutter und Frau. Nie überwand sie ihre Abneigung dagegen, auf einem Felde thätig zu sein, auf welchem Grundsätze geltend waren, die in schreiendem Gegensatze zu den Lehren der Religion, zu den sittlichen Anschauungen des Christentums zu stehen schienen. Sie suchte gleichsam stets nur wieder gut zu machen, was der Gang der grofsen Ereignisse, vor dem sie schauderte, Unheilvolles anrichtete, die Wunden zu heilen, die der Krieg schlug, die Thränen zu trocknen, welche die Thaten der Fürsten fliessen machten, sie war, wenn man es mit einem kurzen Wort sagen will, eine der grofsen Samariterinnen der Geschichte. Aber das Geheimnis blieb ihrem warm fühlenden Frauenherzen stets verborgen, warum denn Kriege sein müfsen und Haß und Neid selbst zwischen den Völkern herrschen, die sich in einer Religion vereinigten.

Dagegen kehrt manch anderer bedeutsamer Zug Sophias in der Urenkelin wieder. Lehrreich für denjenigen, der an eine knechtische Abhängigkeit des Geistes vom Körper nicht glauben mag, ist hierbei die Beobachtung, wie die körperliche Kraft, Gesundheit und Unverwüstlich-

keit dieses Hauses bereits aufgehört hatte sich zu vererben, während die geistigen Fähigkeiten, anscheinend unberührt davon, in unverminderter Stärke überliefert worden sind. Die Kurfürstin Sophia erreichte das vierundachtzigste Lebensjahr und fand ihren Tod, man möchte fast sagen, vorzeitig durch einen Herzschlag, als sie in eben jenem Park von Herrenhausen, in dem wir ihrer Enkelin zuerst begegnet sind, mit beinahe jugendlicher Leichtfüßigkeit sich einem plötzlichen Gewitterregen zu entziehen suchte. Maria hingegen gelangt zu nicht mehr als neunundvierzig Jahren, beständig kränkelnd und oft genug schwer erkrankend, und das Erbübel ihrer Familie: Ohren- und Kopfleiden, verbittert ihr manche Stunde. Dennoch lebt unvermindert in beiden Frauen die gleiche Frische des Geistes, die gleiche unermüdliche Ausdauer und Zähigkeit in allen Unternehmungen, die gleiche Widerstandsfähigkeit gegenüber allem Ungemach: Maria ist somit eines jener zahlreichen Beispiele, die uns die Unabhängigkeit des Willens von der Schwäche des Körpers handgreiflich lehren. Beiden Frauen eignet auch eine durchdringende Schärfe des Blickes in der Beurteilung menschlicher Verhältnisse, die sich einerseits in einer souveränen Überlegenheit ja Rücksichtslosigkeit gegenüber den Regeln der Etikette und einer vornehmen Vorurteilslosigkeit äußert; anderseits aber zu einer Lust am Spotte führt, die bei der in ihrem Lebenslauf weniger begünstigten Maria manchesmal in bitteren und nicht immer gerechten Hohn umschlägt. Beide Frauen hegen ihr Leben lang eine ausgesprochene Geringschätzung des formellen Religionsbekenntnisses gegenüber dem inneren

moralischen Wert des Menschen: die Frage, ob Protestant oder Katholik erscheint ihnen beiden nur von politischer, und da allerdings von eminenter Bedeutung. Die Lust an praktischer Beschäftigung, die Abneigung gegen jedes „geschäftige Nichtsthun“ und endlich nicht zum wenigsten die Vorliebe für planmäßige und ausgedehnte Lektüre sind Eigenschaften, die wir an beiden Fürstinnen gleichmäßig vorfinden. Will man den Grundzug ihres Wesens bestimmen, durch den sie einander besonders nahe gerückt werden, so ist dies ein unwiderstehliches, von Jahr zu Jahr sich steigerndes Streben, ihrem inneren und äußeren Leben inmitten und zum Trotz der sie rings umgebenden heuchlerischen und von falschem Schein erfüllten Welt das Gepräge lauterster und ungefälschter Wahrheit und Aufrichtigkeit zu geben, und gerade dieses ist es, was sie hoch über ihre Umgebung erhebt.

Aus der Ehe jener „großen Kurfürstin“ mit Ernst August, dem jüngsten Sohne des Herzogs Georg von Braunschweig-Lüneburg, der 1679 das Erbe von Hannover antrat und 1692 Kurfürst wurde, entstammte nun einerseits Sophie Charlotte, die Gemahlin Friedrichs I. von Preussen, die „philosophische Königin“ und Freundin von Leibniz, anderseits Georg I., König von England. Hier tritt zum erstenmale der erwähnte Gegensatz zwischen den männlichen und weiblichen Mitgliedern dieser Familie hervor. Einer Charakteristik Sophie Charlottens sind wir besonders deutschen Lesern gegenüber überhoben, sie liegt auch in dem oben genannten Ehrentitel, den ihr die Geschichtschreibung erteilt hat. Von ihrem Bruder Georg

schreibt ein Zeitgenosse, ohne zu ahnen, wie er seines eigenen adeligen Standes spottet: „er sei mit allen Eigenschaften geboren, die von einem vollendeten Edelmann gefordert würden, denn — er amüsiere sich mit Bagatellen. Doch habe er keineswegs die Eigenschaften, die einen Souverän bilden müßten.“ Ein treffendes Bild von diesem König, der mit seiner dicken und seiner dünnen Maitresse, dem „Elefant“ und der „Kletterstange“ des englischen Volkswitzes, in London einzog, erhält man, wenn man sich die Eröffnung seines ersten Parlamentes vorstellt: der König war daran nur insofern beteiligt, als er im vollen Schmucke stumm dabei stand; die Anrede, die sein Lordkanzler verlas, verstand er zum mindesten nicht dem Wortlaute nach, denn er hat nie in seinem Leben ein Wort Englisch gelernt ¹⁾).

Georgs I. Gattin, Sophie Dorothea von Celle, die Großmutter unserer Maria, hat ein Lebensschicksal gehabt, das es nicht ermöglicht, die Schuld gerecht zwischen ihr, dem Gatten und der leichtfertigen Sitte ihrer Zeit zu verteilen, das aber sicherlich niemand ohne Erschütterung und Teilnahme vernehmen kann. Sechzehnjährig wurde sie vermählt. Ihre Ehe war eine rein aus politischen Rücksichten geschlossene Heirat, die dem hannöverschen Hause eine reiche Erbschaft zuführen sollte. Siebzehnjährig wurde sie Mutter eines Prinzen, des nachmaligen Georg II., mit zwanzig Jahren schenkte sie einer Prinzessin das Leben, welche die Mutter Friedrichs des Großen

1) Vgl. Oncken, Zeitalter Friedrichs des Großen I, S. 95 f.

werden sollte. Von ihrem Gatten nichtachtend und lieblos behandelt und gegen seine Maitressen zurückgesetzt, besaß sie — dank ihrer leichtsinnigen Erziehung — nicht Charakterstärke genug, um sich rein zu erhalten. Als die Verhältnisse dann unerträglich wurden, beschloß sie, sich mit ihrem Geliebten, einem Grafen Königsmark, dem Machtbereich ihres Gatten durch die Flucht zu entziehen. Aber die Maitresse ihres Gatten durchkreuzte ihren Plan: in der Nacht vor der Flucht wurde Königsmark in grauenhafter Weise ermordet. Die Ehe Sophies wurde dann gelöst und die unglückliche Fürstin, damals achtundzwanzigjährig, auf Schloß Ahlden gebracht, wo sie ihre Verirrung mit einer gefängnisartigen Verbannung von zweiunddreißig Jahren verbüßte und, ohne die Verzeihung ihrer nächsten Angehörigen erlangt zu haben, starb.

Der Sohn dieser bemitleidenswerten Fürstin war der Vater unserer Maria. Indem wir nunmehr daran gehen, ihn und seine Familie zu schildern, treten wir in den Kreis ein, in welchem Maria erwachsen ist und durch den sie die Eindrücke erhalten hat, die ihre Auffassung vom Leben im allgemeinen und vom fürstlichen Leben im besonderen bestimmt haben. Dies letztere, die erziehende Wirkung auf Maria, ist es auch fast allein, was uns diesen Familienkreis interessant machen kann. Denn die Persönlichkeiten, die ihn zusammensetzen, und die Art, wie sie mit einander lebten, haben wenig Ansprechendes. Vor allem ist das Bild von Marias Vater, König Georg II., ein so trübes, daß die Schilderung nicht gern bei ihm verweilt. Und doch würde vieles in dem Wesen Marias

unverständlich, manche Härte in ihrem Charakter unerklärlich und störend erscheinen, wenn nicht gezeigt würde, wie gerade das Wesen ihres Vaters daraufhin gewirkt hat, diese Seiten in ihr groß zu ziehen, und zwar gewirkt in jener eigentümlichen Weise, die Hamerling einmal negative Erziehung genannt hat, indem er erzählt, wie Unwahrheit, Untreue, kurz Unsittlichkeit seiner Umgebung den Trieb zu Wahrheit, Treue und Sittlichkeit gleichsam durch Aufreizung zum Widerspruch in ihm geweckt und gestärkt habe.

Bei der politischen Wirksamkeit Georgs II. brauchen wir uns nicht lange aufzuhalten. Die politischen Ereignisse seiner Regierung berichten, hiefse nicht ihn, sondern seine Minister charakterisieren, hinter denen er vollständig zurücktrat. Er liebte es auch durchaus nicht, sich mit den politischen Geschäften Englands abzugeben, ein Punkt, in welchem seine Empfindungen England und den Engländern gegenüber denen seines Vaters ähnlich waren. Auch er liebte es weit mehr, in seinen deutschen Landen als in England zu weilen, und seine festländischen Interessen standen seinem Herzen stets am nächsten. So war es denn erklärlich, wenn in den Jugendjahren Marias, mit denen wir uns hier beschäftigen, die Regierung Englands in den Händen des allmächtigen Ministers Walpole lagen, der seinen Herrn in geschickter Weise schonend, ihn vollständig zu beherrschen wufste. Das englische Volk liebte und achtete den König nicht und konnte das auch nicht, da sein Leben als Gatte und Vater nicht nur vor aller Augen offen lag, sondern von ihm selbst rücksichtslos aller Augen

preisgegeben wurde. Seine Unterthanen vergalten ihm die Abneigung, die er gegen sie zur Schau trug, mit Zinsen. Das Parlament erklärte ihm einst mit einem Ausdruck, in dem sich Schmeichelei und Hohn unübertrefflich mischten, „dafs sie ihrer vollen Überzeugung nach nur unter seiner Familie frei leben könnten, und voll entschlossen seien frei zu leben“. Als er einmal, um noch ein schlagendes Beispiel zu geben, zu aufsergewöhnlicher Zeit und länger, als man erwartete, in Hannover blieb, wo ihn die Reize der Gräfin Walmoden fesselten, heftete der souveräne englische Volkswitz, dessen unbarmherzige Offenheit schon gegenüber seinem Vater keine Einschränkung gekannt hatte, an das Gitter seines Schloßgartens folgenden beißenden Aufruf:

„Verloren oder verlaufen aus diesem Hause ein Mann, der ein Weib und sechs Kinder der Gemeinde zur Last gelassen hat! Wer irgendeine Nachricht von ihm an die Kirchenältesten der St. James-Gemeinde gelangen läßt, so dafs man seiner wieder habhaft werden kann, soll 4 Shilling und 6 Pence ¹⁾ Belohnung erhalten. N.B. Diese Belohnung wird nicht erhöht werden, da niemand ihn einer Krone wert hält.“

Die Leitung des eigensinnigen und wenig begabten Königs ist Walpole nur dadurch möglich geworden, dafs er eine mächtige Stütze in der Königin fand, der klugen, zielbewußten und willensstarken Karoline von Anspach. Sie verstand es meisterhaft, den König zu leiten und seine

1) 5 Shilling = 1 Krone.

Entschlüsse zu bestimmen und ihn dabei in der glücklichen Unkenntnis über seine Abhängigkeit zu erhalten, eine Selbsttäuschung, welche in anbetracht der Eitelkeit ihres Gatten die Vorbedingung jedes Gelingens war. Manche belustigende Geschichte über diese Verblendung des Königs war am Hofe und in der Stadt im Umlauf, und wenn man diese nicht alle in ihren Einzelheiten verbürgen konnte, so blieb die Thatsache bestehen, daß zwischen Walpole und der Königin eine vollständige Zeichensprache verabredet war, durch welche sich die beiden unbemerkt vom König darüber verständigen konnten, ob man ein Thema weiter verfolgen, in welcher Weise man es verändern, oder ob man es ganz fallen lassen müsse, um zu dem gewünschten Erfolg zu kommen, daß der König die ihm gemachten Vorschläge schließlichs als seine ureigensten, ihn mit Befriedigung erfüllenden Gedanken und Absichten ansah.

Es kann kaum etwas Eigentümlicheres gedacht werden, als dies Verhältniß Georgs zu seiner ihm weit überlegenen Gattin. Sie hat ihn vollkommen beherrscht und hat, um diese Herrschaft aufrecht zu erhalten, jedes notwendige Opfer gebracht. Als sie den Einfluß der erwähnten Gräfin Walmoden steigen sah, und der König nur darum sich zur Rückkehr nach England nicht entschließen konnte, weil er sich von der Geliebten nicht trennen mochte, billigte sie es nicht nur, daß seine Minister ihn aufforderten, den neuen Stern am Hofhimmel nach St. James zu bringen, sondern unterstützte diese Aufforderung auch noch durch ein eigenhändiges Schreiben. Sie liefs sogar die

Gemächer der Lady Suffolk, der früheren anerkannten, vor einiger Zeit aber in Ungnade entlassenen Maitresse Georgs, zum Empfang der neuen herrichten, ja nicht genug damit, sie räumte noch zwei weitere Zimmer ein, die augenblicklich ihre eigene Büchersammlung beherbergten. Dieses Entgegenkommen war gleichsam der Dank für die Offenheit, mit der Georg seine Gattin von Anfang an in seine neue Liebe eingeweiht hatte, indem er ihr nach der Behauptung eines Eingeweihten sechzig Seiten lange Briefe schrieb, die nicht die kleinste Einzelheit seines interessanten Lebens in Herrenhausen unerwähnt ließen. Auf diese Ergüsse pflegte die Königin gewissenhaft und ziemlich ausführlich zu antworten, und über die Art, wie sie das that, geriet Georg in Entzücken: Könne er sich nur ändern! „Mais vous voyez mes passions, ma chère Caroline! Vous connaissez mes faiblesses, il n'y a rien de caché dans mon coeur pour vous, et plût à Dieu que vous pourriez me corriger avec la même facilité que vous m'approfondissez! Plût à Dieu que je pourrais vous imiter autant que je sais vous admirer, et que je pourrais apprendre de vous toutes les vertus que vous me faites voir, sentir, et aimer“.

Überhaupt war der König durchdrungen von der Vortrefflichkeit seiner Gattin, sprach des öfteren bei ihren Lebzeiten davon und konnte sich nach ihrem Tode stundenlang über dies Thema ergehen. Sie war nach seiner Überzeugung die einzige Frau auf der Welt, die er als Gattin brauchen konnte, und als sie auf dem Sterbebette ihm zuredete, später in eine neue Ehe zu treten, wie sie

ihn schon öfters ermahnt hatte, wies er dies Ansinnen tief empört unter strömenden Thränen zurück, aber mit der Ungeheuerlichkeit: Non, j'aurai des maitresses.

Erkläre, wer kann! Schon diejenigen, die im unmittelbaren Anblick dieser Vorgänge lebten, hielten sich für unfähig, eine befriedigende Erklärung zu geben. Die Meinung, Georg habe seine Frau wirklich geliebt, diese Neigung einzugestehen sich aber geschämt und sich Maitresses nur gehalten, weil dies nach damaliger Anschauung zu einem Hofhalte gehörte, erscheint wenig annehmbar, sobald man auch nur die wenigen oben vorgeführten Einzelheiten kennt. Ein Charakter wie Georg II. war wohl überhaupt einer wirklichen ehelichen Liebe nicht fähig, noch viel weniger aber dessen fähig, irgendeine ihn tiefer beanspruchende Neigung zu verbergen. Bei ihm floß jede Handlung aus der gleichen Haltlosigkeit und Schwäche, die ihm von Natur eignete und durch das Widerspruchsvolle seiner Stellung alltäglich gesteigert wurde. Von der Königin Karoline aber kann man nichts anderes annehmen, als daß sie ihren Gatten nicht nur nicht liebte, sondern so vollständig verachtete, daß all' seine ihre Rechte verletzenden Handlungen eindruckslos an ihr vorübergingen, und ihr somit die Erfüllung ihrer Rolle nach dieser Seite hin keine Schwierigkeiten machte. Den Stolz des Weibes hatte sie darangegeben und hielt mutig an der Seite dieses ihrer nicht würdigen Gatten aus, um ihn für seine Umgebung und sein Volk unschädlich zu machen. Die Erwägungen, welche ihr die Kraft zu dieser Aufgabe verliehen, hat am klarsten ihr Freund und Helfer, der

Minister Walpole, ihr selbst gegenüber ausgesprochen, als er sie drei Jahre vor ihrem Tode inständig bat, ihre Gesundheit zu schonen. Er sagte: „Madame, Ihr Leben ist von solcher Wichtigkeit für Ihren Gatten, Ihre Kinder, für dieses Land und wahrlich auch für manche andere Länder, daß irgendwelche Vernachlässigung Ihrer Gesundheit thatsächlich die größte Sünde ist, deren Sie sich schuldig machen können: wenn man sonst derartige Dinge Fürsten sagt, so weiß ich, daß sie wie fade Schmeichelei klingen müssen; aber bedenken Sie die hier vorliegenden besonderen Umstände, und Eure Majestät werden finden, daß meine Worte die vollste Wahrheit enthalten. Eure Majestät weiß, daß dies Land gänzlich in Ihren Händen ist — daß die Eingenommenheit des Königs für Sie, die Meinung, die er von Ihrer Zuneigung hat, und seine Achtung vor Ihrem Urteil die einzigen Zügel sind, mit denen man die angeborenen Heftigkeiten seines Temperamentes bändigen oder durch irgendwelche Angelegenheiten hindurch leiten kann, durch die er hindurch muß.“ In den eindringlichsten Worten schilderte er ihr dann, was aus dem König, dem Lande und ihren Kindern werden müßte, wenn sie nicht mehr wäre. Während er sprach, weinte die Königin bitterlich und bestätigte damit die Wahrheit seiner Vorstellungen. Freilich antwortete sie ablehnend: was ihre Kinder angehe, so glaube sie, sich auf die Liebe des Königs zu seiner Familie verlassen zu können, der sich den Übergriffen einer Stiefmutter wohl entgegenstellen werde. Was das Land beträfe, so überschätze Walpole entschieden ihre Bedeutung. Walpole selber sei in der

Gunst des Königs befestigt genug, um die Politik in dem bisher verfolgten Gange zu erhalten. Dafs ihre erste Hoffnung in einigen Fällen nicht unerfüllt geblieben ist, indem Georg sich des Schicksals seiner Kinder wirklich angenommen hat, im allgemeinen aber auf recht schwachen Grund gebaut war, werden wir noch im weiteren Verlauf unserer Darstellung sehen. Auf ihre zweite Bemerkung gab Walpole eine ablehnende Antwort. Er sagte: „Sie wissen, ich kann nichts ohne Sie thun; was immer mein Eifer und meine Aufmerksamkeit für Ihr Interesse und Wohlergehen an Mafsregeln vorschlägt — Sie müssen dieselben zur Ausführung bringen; Sie, Madame, sind die einzige bewegende Kraft des Hofes; sobald Ihre Hand erlahmt, mufs alles still stehen, und sobald diese Triebfeder durch eine andere ersetzt wird, mufs das ganze System und jedes noch so unbedeutende Rad im Getriebe verändert werden.“

Wie ja immer in der Kindheit empfangene Eindrücke von dem nachhaltigsten Einflufs auf die Gestaltung unserer Lebensauffassung zu sein pflegen, so mufs man das Meiste in Marias eigentümlichen Anschauungen von Fürstenschicksal und Fürstenwert in seinen Grundzügen auf das zurückführen, was sie am Hof ihres Vaters kennen gelernt hat. Der erbarmungslose Spott, mit dem sie die unwürdigen Fürsten, an denen ihre Zeit freilich nicht arm war ¹⁾, ver-

1) Vgl. das Kapitel „Deutsche Fürsten im Zeitalter Friedrichs des Grofsen“ in Oncken, Zeitalter Friedrichs des Grofsen II, 697—712.

folgt hat, schreibt sich entschieden daher, daß sie schon in ihrer Kindheit den schreienden Widerspruch zwischen der glanzvollen äußeren Stellung eines solchen und seinem inneren Werte aus nächster Nähe zu beobachten Gelegenheit hatte. Hier nahm sie eine Anschauung auf, die sie oft und in den verschiedensten Formen geäußert hat, daß Fürsten nicht immer Thäter ihrer Thaten, ja oft derjenigen am wenigsten seien, in deren Glanz sie sich am meisten sonnten. Nur übertrieb sie, wenn sie behauptete, daß dies meist der Fall sei. Daher denn auch ihre größte Sorge war, daß ihr eigener ältester Sohn einmal in eine gleiche unwürdige Lage geraten könnte, wie ihr Vater sich Walpole gegenüber befunden hatte. Sie schreibt einmal an diesen Sohn: „Es hängt zumeist von Dir selbst ab, auf was für einem Fusse Du behandelt sein willst, und der größte Fürst wird an der Nase herumgeführt und wie ein Kind behandelt, wenn er unwissend und interesselos ist, was so wahr ist, daß jeder, der Geschichte gelesen hat, oder die Welt gesehen hat, davon überzeugt ist. Ein Souverän kann der Minister nicht entbehren; hat er nun Leidenschaften oder ist er dumm, so kannst Du überzeugt sein, daß sie die Herren sind und er nur ihr Werkzeug, und glücklich sind alsdann diejenigen und ihr Land, die gute und ehrenwerte Minister haben, denn dann besteht das ganze Unglück darin, daß der betreffende Fürst die Rolle eines Narren spielt. Aber wenn dies nicht der Fall ist, so muß er für alle Ungerechtigkeiten die Verantwortung tragen, die in seinem Land geschehen.“ Wie eine Erinnerung an ihre Kindheit lautet auch die folgende

Aufserung: „Diese Welt ist nur ein Theater, wir sind alle Schauspieler, und diejenigen, die sich ihrer Aufgabe am besten entledigen, sind glücklicher in dieser und in jener Welt.“ Mochte sie bei diesen Worten des eigentümlichen Schicksals ihrer Mutter gedenken, unter deren unmittelbarem Einfluß sie aufgewachsen war, so paßt das nun folgende genau auf ihren Vater: „Sie sind glücklicher als diejenigen, die für die kurze Zeit, wo sie auf der Bühne sind, all ihren Wünschen blindlings nachgeben. Sie beginnen mit solchen, die sie für unschuldig und belanglos halten, und gelangen so zu Scheufslichkeiten“.

Um zu zeigen, wie sehr Marias Anschauungen im Gegensatz zu ihrer Umgebung erwachsen sind, mögen hier auch noch diejenigen Stellen ihrer Briefe folgen, in denen sie das Ideal eines Fürsten malt, wie ihre leiblichen Augen es nie geschaut, wie es ihr aber leuchtend vor der Seele stand. „Für was hat Gott Fürsten geschaffen, wenn nicht, um Gerechtigkeit und Ordnung unter denjenigen, die ihnen anvertraut sind, aufrecht zu erhalten, und ist ein Fürst nicht dazu da, ihr Vater zu sein und ihnen alles gute zu thun, das in seiner Macht liegt, was nicht allein darin besteht, daß er ihnen kein Unrecht thut, sondern daß er zum besten seiner Unterthanen seine Eitelkeiten und Lüste einschränkt? Denn ist nicht ein Fürst, der ein fühlendes Herz hat, glücklicher, wenn er sein Volk glücklich, wohlhabend, ja selbst reich weiß, als wenn er ein paar Pferde mehr oder eine reichere Tafel oder sonst eine Eitelkeit mehr hat? Und kann irgendetwas grausamer sein, als die ganzen Leiden eines Krieges auf das arme Volk fallen zu

lassen, während derjenige, der an der Spitze steht und einen Vater vorstellt, sich nicht das Geringste darum abgehen läßt, sondern nicht nur jedes Bedürfnis nach Be-
haglichkeit, sondern auch jede sonstige Eitelkeit erfüllt haben muß?“ So mahnt sie ihren Sohn: „Du wirst der Herrscher und der Vater Deines Volkes sein und sehr verschieden von allen denjenigen, die gegenwärtig herrschen, deren beste von ihren Ministern abhängig sein müssen und nur die Aussauger ihres Volkes sind, indem sie ihnen all ihr Geld aussaugen, um einige thörichte Leidenschaften zu befriedigen.“

Eigentümlich berühren diese Worte in dem Munde einer Fürstin, welche die Tochter Georgs II. und die Mutter des ersten hessischen Kurfürsten war. Hier ist ihr Urteil zutreffend, daß die „meisten Fürsten“ ihrer Zeit so waren, wie sie dieselben schildert. Von den Ausnahmen ist ihr Friedrich der Große nie näher bekannt geworden aus Gründen, die sich später herausstellen werden. Daß sie aber bereit war, solche Ausnahmen freudig anzuerkennen, mögen ebenfalls einige Stellen aus ihren Briefen beweisen; dadurch wird ihr abfälliges Urteil noch gewichtiger. Aus der hessischen Geschichte, in der sie sich sorgfältig umgesehen hat, ist Philipp der Großmütige, „der von aller Welt so viel bewunderte“, nicht ihr Freund. Bekanntlich machte dieser sonst so vortreffliche Fürst die Entdeckung, daß er zur Erhaltung seines Gemütsfriedens und seiner Gesundheit neben seiner rechtmäßigen Gemahlin noch eine zweite haben müsse, und Melanchthon sowohl wie Luther waren politisch genug, diesen Wunsch berechtigt zu finden,

so daß es fortan neben der „rechten Landgräfin“ noch eine „linke Landgräfin“ gab. Diesen Versuch, dem Mätressentum kirchliche Anerkennung und göttliche Weihe zu geben, konnte Maria ihm nicht verzeihen. Dagegen gefiel ihr vor allem Wilhelms IV. landesväterliche Regierung. „Er war ein weiser Mann, ein Vater seinem Lande und so sehr bewundert für sein Wissen, daß die größten Höfe in allen Schwierigkeiten seinen Rat nachsuchten. Er ist mein Held“, fährt sie, an ihren Sohn schreibend, fort, „und ich will Dich ihm ähnlich sehen. Das ist das Original, das Du kopieren sollst.“ Sie hat aber auch unter den Lebenden einen Fürsten gefunden, der ihrem Ideal entsprach, und ist hier begreiflicherweise etwas überschwenglich, so würdig auch der Gegenstand ist. Sie schreibt an ihren ältesten Sohn: „Ich wünsche, daß Du nicht mehr noch Besseres thust als der Erbprinz von Braunschweig, welcher persönlich tapfer ist und seine Truppen so gut wie nur irgendeiner führt. Wenn er in dieser Beziehung nicht beschäftigt ist, sieht er danach, daß seine Untergebenen ihre Pflicht thun und Disziplin halten. Thun sie das, so ist er freigiebig gegen sie und hilft ihnen in allem, was vernünftig ist. Das hat ihm die Neigung aller seiner Truppen gewonnen und jeder einzelne Soldat würde für ihn durch Feuer und Wasser gehen. Doch damit ist dieser edle Jüngling noch nicht zufrieden gestellt, sondern er spart sich keine körperliche noch geistige Anstrengung, wo er sich auch befindet; er reitet aus, um zu sehen was vorgeht, das Gelände zu untersuchen, er entwirft Pläne, er liest sehr viel, führt ein genaues Tagebuch, beaufsichtigt

eingehend eine Compagnie junger Kadetten, die seinem Vater gehören. Er hält diese nicht nur an, ihren militärischen Dienst pünktlich zu thun, sondern besoldet wissenschaftliche Lehrer für sie, damit sie eine gediegene Erziehung erhalten, und wenn er Zeit hat, sieht er nach ihnen, daß sie nicht vernachlässigt werden, und examiniert sie. Kurz dieser junge Mann ist so, daß er die Bewunderung und Achtung von Freund und Feind gewonnen hat, und, was noch mehr wert ist, er hat ein gutes Gewissen und die Sicherheit, all den Beifall zu verdienen, der ihm zuteil wird. Aber fast hätte ich vergessen, was, wie ich denke, alles krönt: seine Bescheidenheit, denn er verbirgt anderer Fehler und lobt diejenigen, die es verdienen, ebenso sehr, wie er seine eigenen guten Thaten verbirgt und seine Fehler selbst tadelt.“

Das frühreife Kind hat hierin nicht anders gedacht als die erwachsene Frau, und so hat das, was sie von ihrem Vater sah und hörte, nur abstofsend auf sie und erzieherisch nur *par contrecoup* gewirkt. Georg II. war nicht feige — der Charakter eines glühenden Liebhabers und eines heldenmütigen Kriegers war nach der Äußerung Lord Herveys das einzige, was ihn begeistern konnte —, aber seine Tapferkeit war einerseits gewissenlos, anderseits mit dem Fluch der Lächerlichkeit behaftet. Er brannte darauf, die Lorbeeren des Krieges um seine Schläfe zu winden, fragte aber nicht im geringsten danach, ob dies in einem gerechten und notwendigen Kriege geschehe oder nicht. Ueber seine nie erprobte und nicht vorhandene Feldherrnbegabung sprach er gern und lange zu sei-

dem Minister, und immer dann, wenn dieser in ganz anderen, wichtigen Angelegenheiten zu ihm kam. Nur zu gern berichtete er von seinem Benehmen während eines Sturmes auf See, das nach seiner Meinung glänzend mutig gewesen war, während seine Umgebung recht abweichend darüber erzählte. Als ihm 1743 die lang ersehnte Gelegenheit wurde, den Degen zu ziehen, berichtete ein Augenzeuge darüber an Friedrich den Großen, der englische König habe „während der ganzen Schlacht vor seinem hannöverschen Bataillon, mit dem rechten Fuß vorwärts ausgefallen und den Arm mit dem Degen vorwärts gestreckt, ungefähr in der Stellung eines Fechtmeisters, der eine Quart stoßen will“, dagestanden. Den Lorbeer hatte ihm höfische Schmeichelei schon vorher um den Hut gewunden, befriedigt trug er ihn heim und vergaß in seinem Siegesrausch der Verwundeten, die dann die Franzosen auflesen mußten.

Damit ist die Schilderung der Person des Vaters unserer Maria, soweit wir ihn für ihr Leben kennen müssen, erschöpft, die angeführten Charakterzüge machten sein Wesen aus, wenn man nicht etwa noch einen wenig königlichen Geldgeiz hinzufügen will.

Versuchen wir nun uns ein ausgeführteres Bild von Marias Mutter zu machen, die wir als Regentin und Gattin bereits kennen gelernt haben. Auch wenn uns dies nicht ausdrücklich versichert würde, hätten wir mehr als einen Anhalt dafür, daß die Königin Karoline einen bedeutsamen erzieherischen Einfluß auf ihre Tochter ausgeübt hat: viele ihrer Charakterzüge übertrug sie ihr als willkommene Erb-

schaft und Ausstattung, die Maria in ihrem schweren Dasein zugut gekommen ist.

Das Schicksal Karolinens war von früh an ein solches gewesen, daß es sie entweder vernichten oder zu gediegener Tüchtigkeit erziehen mußte. Ihren Vater verlor sie, ehe sie ihn kannte, ihre Mutter, eine Prinzessin von Sachsen-Eisenach, als sie dreizehn Jahre alt war; dann stand sie unter Vormundschaft des preussischen ersten Friedrichs. An dem Hofe desselben begünstigte man die Absicht, sie mit dem Sohne Leopolds I., Karl, zu vermählen, der damals soeben als König von Spanien anerkannt worden war, später aber nach fruchtlosen Kämpfen wieder nach Deutschland zurückgekehrt und hier als Karl VI. zum deutschen Kaiser gekrönt worden ist. Der mit dem spanischen Kronprätendenten nah verwandte Joh. Wilhelm von der Pfalz, sandte seinen Beichtvater, den Jesuitenpater Orban, um den Versuch zu machen, die Prinzessin Karoline zum katholischen Glauben zu bekehren. Von dem Ausgange dieses Versuches, der auf dem Lustschlosse der Königin Sophie Charlotte von Preussen, Lützelburg, dem heutigen Charlottenburg, angestellt wurde, hing mehr ab, als man damals ahnen konnte: die anfänglich kinderlose Ehe, in der Karl VI. später mit Elisabeth von Braunschweig gelebt hat, veranlaßten ihn 1713 zum Erlaß der pragmatischen Sanction, durch die das österreichische Erbe an Maria Theresia gefallen ist, da der 1716 geborene Sohn Karls VI. nach kurzer Lebensdauer noch im gleichen Jahre starb. Vielleicht wäre es aber Karoline von Anspach vorbehalten gewesen, dem in Karl VI. erlöschenden Mannesstamm der

Habsburger neue Kraft zu geben, wenn sie katholisch geworden wäre, so aber wurde sie Königin des neben dem heranblühenden Preußen bedeutendsten protestantischen Reiches. Die Bemühungen des genannten Jesuitenpaters Orban führten zu heftigen Meinungskämpfen zwischen ihm und der Prinzessin, und letztere, die in der Bibel wohlbewandert war und dieselbe bei den Disputen stets als Rüstzeug auf ihrem Tische liegen hatte, schwankte oft hin und her, so daß der Ausgang lange ungewiß war, bis sie sich für Beibehaltung des ererbten Bekenntnisses entschied und P. Orban unverrichteter Sache abziehen mußte. In der Zeit, wo Karoline diese Gewissenskämpfe zu bestehen hatte, in denen sich ohne Zweifel ihre eigenen Anschauungen klärten und festigten, weilte in dem damaligen Lützelburg die Kurfürstin Sophie von Hannover zum Besuch bei ihrer Tochter, der Königin von Preußen. Sie sah den Bekehrungsversuchen des P. Orbans mit einem ganz besonderen Interesse zu, wie wir aus einer Stelle ihrer Briefe entnehmen, wo sie schreibt: „Die liebe Prinzefs von Anspach wird wohl angefochten und sind Ihre Liebden gar nicht resolvirt, etwas gegen Dero Gewissen zu thun. Aber P. Urbanus hat mehr Verstand und kann die albernen lutherischen Priester, so hier sind (wie man sie mir beschreibt), leicht überwinden. Wäre es nach meinem Wunsche gegangen, hätten Ihre Liebden die Anfechtung nicht gehabt und unseren Hof glücklich können machen; es scheint aber, daß es Gott nicht beliebt hat, mich so glücklich mit Ihrer Liebden zu machen; besser werden wir zu Hannover nichts bekommen.“ Die Kur-

fürstin hatte sehr eigene Anschauungen in diesen Dingen; von den Konfessionen erschien ihr eine nicht viel besser und nicht viel schlechter als die andere; sie bedauerte die Spaltung zwischen Katholiken und Protestanten, sehnte eine Einigung herbei und meinte sehr verständig, es habe nur einen politischen Wert, ob ein Fürst dem einen oder dem anderen Bekenntnis angehöre. „Gott lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüt“, so citiert sie einmal den Evangelisten, das sei Religion, „alles andere ist ein Haufen Pfaffengezänk“. Sie wird der in ihrer Gewissensruhe angefochtenen Prinzessin, die sie mit so wohlgefälligen Blicken betrachtete, die Unterstützung ihrer kraftvollen Anschauungen nicht vorenthalten haben. Über den Ausgang war sie sehr erfreut. Nun ging ihr Herzenswunsch doch in Erfüllung, Karoline wurde die Gattin ihres Enkels Georg, und eine aufrichtige Freundschaft verband die beiden im Alter so verschiedenen Frauen bis zum Tode der Kurfürstin, und diese Jahre, es sind deren fast neun gewesen, waren gewiss vom allergrößten Einfluß auf die Entwicklung Karolinens.

Bald nach dem Tode der Kurfürstin erfolgte der Anfall der Krone Englands an ihr Haus, den sie gesichert hat, aber nicht mehr erleben sollte, und kurz darauf begab sich Georg und Karoline als Prinz und Prinzessin von Wales nach London. Die dreizehn Jahre bis zu dem Augenblick, wo sie durch den Tod des ersten Georg auf den Thron berufen wurden, waren zum Teil durch das traurige Verhältniß zwischen Vater und Sohn getrübt, welches auf mehrere Generationen hinaus gleichsam vorbild-

lich für das Verhältniß zwischen dem König und seinem Nachfolger geworden ist. Die unglaublichsten Dinge sind hier geschehen, und mit einer Öffentlichkeit geschehen, die keines Gleichen kennt, und von ebenso üblem Einfluß auf die allgemeine Sittlichkeit sein mußten, wie die Maitressenwirtschaft. Georg I. verhängte nach verschiedenen ärgerlichen Auftritten, von denen uns einer ausführlich bekannt ist, über seinen Sohn und Schwiegertochter die „Strafe“, sie von ihren Kindern zu trennen, was zu Karolinen's Kummer naturgemäß von schlechtem Einfluß auf die Erziehung derselben war. Doch glättete sich in den letzten Regierungsjahren Georgs I. alles wieder leidlich ein und stieg die Spannung nie so weit wie zwischen Georg II. und seinem ältesten, vor ihm verstorbenen Sohne, von der wir noch hören werden.

Da Karolinen eine politische Wirksamkeit nur dadurch möglich wurde, daß sie eine Anerkennung derselben nie verlangte, und da selbst in den Zeiten, wo sie für den in Hannover weilenden Gemahl die Regentschaft führte, dafür gesorgt wurde, daß sie nach außen hin keine hervortretende Rolle spiele, so konnte sie in dieser Thätigkeit selbstverständlich keine volle Befriedigung finden. Überhaupt kann man sich des Eindruckes nicht erwehren, als ob sie, ganz ähnlich wie später ihre Tochter, nicht aus eigener innerster Neigung, sondern nur den Umständen nachgebend, gewissermaßen aus einem Gefühl der Verpflichtung und Verantwortlichkeit heraus, sich mit den Geschäften der Politik befaßt habe. Sie hatte noch mannigfache Interessen, die ihr Leben ausfüllten und sie für

die manchmal entsetzlich langweiligen und geisttötenden Stunden entschädigten, die sie in des Königs Gesellschaft aushalten mußte. Sie las viel und sammelte eine stattliche Bibliothek, sie machte viele Handarbeiten, die sie künstlerisch anregten, sie beschäftigte sich mit Musik, für die besonders ihre älteste Tochter eine ganz hervorragende Begabung entwickelte, sie sammelte endlich einen Kreis bedeutender oder eigentümlicher Männer und Frauen um sich, in deren Mitte sie sich dem Gefühle ihrer Stellung und ihrer Befähigung hingeben durfte. Es erinnert das Leben, das sie in ihrer Sommerresidenz zu Richmond führte, in mancher Beziehung an dasjenige, das sich in der Umgebung der geistvollen Königin von Preußen Sophie Charlotte entfaltete. Nur in einem Punkte war die englische Königin glücklicher daran, als ihre preussische Anverwandte: eine nationale Litteratur gab es in Deutschland nicht, ja die Freundin des unierenden, weltbürgerlich gesonnenen Leibniz kann die Gröfse ihrer Entbehrung gar nicht geahnt haben; in Richmond dagegen waren es die englisch schreibenden Schriftsteller der Zeit, die angeregt, kritisiert und bewundert wurden, und Shakespeares Geist war hier mächtig. Diesen Kreis zu schildern, ist uns an dieser Stelle versagt, wir könnten nur Namen nennen. Schätzen lernen wir ihn vielleicht am besten, wenn wir uns erinnern, daß hier Voltaire seine bedeutendsten Anregungen gewann, hier sich mit dem Geiste der Aufklärung und Freigesonnenheit erfüllte, den er Frankreich und seinem Jahrhundert predigen sollte: die Henriade, das Heldengedicht eines Königs nach dem

Herzen des Volkes, hat er der Königin Karoline von England gewidmet.

Abgeschlossen wird das Bild der Königin erst, wenn wir versuchen sie als Mutter zu schildern. Freilich ist die Überlieferung hier gerade sehr lückenhaft, was um so empfindlicher ist, als man zur Erklärung einer so eigentümlichen und ungewöhnlichen Frau gerade möglichst vieler Einzelzüge bedürfte; und gerade hier wird es auch fühlbar, daß sie ihr Innerstes niemals ganz erschlossen hat, und selbst ihren Vertrauten gegenüber, wie Walpole und Lord Hervey, immer eine Maske getragen hat, die durch die zahlreichen ihr auferlegten Rücksichten bestimmt und bedingt wurde. Wie weit sie gerade als Mutter ihr Herz und seine geheimsten Wünsche drangeben mußte, das können wir im einzelnen nicht nachzählen, oft genug aber ahnen.

Als Georg II. 1727 zur Regierung kam, lebten von acht Kindern, die ihm Karoline in zweiundzwanzigjähriger Ehe geboren hatte, fünf Töchter und zwei Söhne. Dem ältesten Sohn Friedrich Ludwig, war als Prinzen von Wales eine besondere Stellung angewiesen, die drei Töchter, die dem Alter nach auf ihn folgten, standen der Mutter insofern näher, wie die übrigen drei Kinder, als zwischen der dritten Tochter und dem zweiten Sohne, dem späteren Herzog von Cumberland, ein Unterschied von acht Jahren bestand.

Auf dem gesamten Familienleben, unter dessen Einwirkung Maria aufwuchs, lastete der Druck der Feindschaft zwischen König und Thronfolger. Die Gründe derselben,

wenn auch nicht so offen liegend, daß man sie bequem in wenigen Sätzen zusammenfassen könnte, sind doch hinreichend ersichtlich. Was ihnen ein besonderes Interesse giebt, ist, daß ja gerade in diesen Jahren, 1728 — 32 etwa, das Zerwürfniß zwischen Friedrich Wilhelm von Preußen und seinem Sohne den Höhepunkt erreicht, das in seinen tiefbegründeten und ernsthaften Grundlagen nicht besser beleuchtet werden kann, als durch eine Schilderung der Vorgänge am englischen Hofe. Das leichtfertige Leben, dem Kronprinz Friedrich nach dem Besuche am Dresdener Hofe verfallen war, und seine gänzliche Abneigung und Verständnislosigkeit für alles, wodurch nach seines Vaters Meinung allein Preußen groß werden konnte und auch groß geworden ist, geben uns ein volles Mitgefühl für den Zorn, mit dem dieser Vater auf seinen Sohn schaute, wenn auch nicht für die bekannten Erziehungsmittel, zu denen er, seinem heftigen Charakter folgend, griff. In der englischen Königsfamilie lagen dergleichen ernste und bedeutungsvolle Zwistigkeitsgründe nicht vor. Ueber Sittlichkeit oder Unsittlichkeit konnte ein Georg II. überhaupt nicht zu Gericht sitzen, und ist ihm dies auch nie in den Sinn gekommen; von den Lebensbedingungen des englischen Staates aber verstand weder Georg II. noch sein Sohn genug, um hier eine ernste Meinungsverschiedenheit zu hegen, und die Stellung des englischen Königs, dieses „ergebensten Diener des Parlaments und hohlen Puppe von Souveränität“, wie Karoline ihn nannte, war auch nicht angethan sich um ihretwillen in Streit und Kampf zu stürzen. Es scheint, als wenn die ganze Entzweiung ihren

Ursprung in Geldangelegenheiten genommen hat, wie sie denn sicher späterhin reichlich damit verquickt war, und den geizigen Charakter des Königs in häßlichem Lichte gezeigt hat. Der Prinz warf seinem Vater ganz öffentlich vor, ihn „viermal betrogen“ zu haben. Erst durch diese Dinge scheint der Prinz dahin gebracht worden zu sein, man kann nicht sagen den Mittelpunkt der Oppositionspartei, aber einen Sammelpunkt und vor allen Dingen mit seinem Namen ein höchst willkommenes Aushängeschild derselben zu bilden. Durch ein geschicktes, nicht immer loyales Benehmen gewann er einen ausgedehnten Anhang, der sich von seinem Regierungsantritt einen Wechsel im System versprach und ihm seine Zuneigung bei mancherlei Anlässen bezeugte, besonders gern durch die Stärke des Beifalls, mit dem man ihn im Theater empfing oder bezüglich erscheinende Stellen im Schauspiel beklatschte, in lebenswürdigen Schimpfnamen, die man seinem jüngeren Bruder anhing und dergleichen würdige Dinge mehr, um die zu buhlen einem Prinzen allerdings wenig anstand. Vernünftige Leute haben ihn daher nie ernsthaft genommen, und wenn er auch bei dem ersten Stofse, der gegen den mächtigen Minister Walpole geführt wurde, viel genannt worden ist, so wufste jedermann, daß die Verhältnisse sich auch ohne sein Vorhandensein genau so entwickelt hätten. Des Prinzen Benehmen seinem Vater gegenüber in reinen Familienangelegenheiten dagegen war ein solches, daß man dafür schwer eine zutreffende Bezeichnung ausfindig machen und sich nicht anders helfen kann, als es dasjenige eines Unzurechnungsfähigen zu nennen. Der Prinz hatte aus

nicht erfindlichen Gründen, nur um seinen Vater zu ärgern, den Plan ersonnen, daß seine Gattin nicht im Palaste seines Vaters niederkommen dürfe. Durch die wunderlichsten Mittel wurde nun der vermutliche Termin der Niederkunft in Dunkel gehüllt, und als die Vorboten derselben bereits eingetreten waren, wurde die Prinzessin auf Befehl und in Gegenwart des Prinzen von ihrem Tanzmeister und einem Stallmeister die Treppen von Hampton Court, wo die königliche Familie sich aufhielt, hinabgeschleppt, in ihren Wagen gelegt, und dann ging es in wilder Jagd nach St. James, wo die Prinzessin nach einigen Stunden eines Mädchens genas. Dieses unglaubliche Benehmen des Prinzen veranlafste einen mehrfachen schriftlichen Meinungswechsel zwischen dem alten und dem jungen Hof, den der letztere eines Tages auszugsweise und in englischer Übersetzung durch den Druck der Öffentlichkeit übergab. Da die Übersetzung jedoch nicht mit unparteiischer Treue angefertigt war, und auch nur die Briefe ausgesucht waren, die den Prinzen in einem besonders günstigen Lichte erscheinen ließen, so beantwortete der alte Hof diesen Schachzug, indem er die Briefe sämtlich in Original und Übersetzung veröffentlichen liefs: Angriff und Abwehr waren einander würdig.

Eigentümlich ist, daß von einem Versuch Karolinens, einen Ausgleich zwischen Vater und Sohn herbeizuführen, oder auch nur sich persönlich mit ihrem Sohne zu verständigen, nichts bekannt ist: in ihrer letzten kurzen Krankheit hat sie ihn nicht vor sich gelassen und ist gestorben, ohne ihm persönlich ein Wort der Vergebung

gesagt zu haben. Doch glaubte man damals zu wissen, daß sie ihm ihren Segen und ihre Vergebung durch Walpole geschickt habe mit dem Zusatze, daß sie ihn auch gern gesehen haben würde, aber daß „Klugheit dieses Wiedersehen verböte, insofern es den König reizen und in Verlegenheit bringen könnte“, letzteres jedenfalls in anbetracht des strengen Befehls des Königs, sein Sohn solle nicht vorgelassen werden. Walpole hat nun auch in der That mit der Königin eine geheime Unterredung gehabt, in welcher ihm ein solcher Auftrag geworden sein könnte, und mancherlei eigentümliche Umstände deuten fast auf etwas derartiges hin, so daß man wohl geneigt sein könnte, dem damals verbreiteten Gerücht zu glauben. Thatsache bleibt, daß äußerlich Karoline immer aufseiten ihres Gatten gegen ihren Sohn gestanden, und es nicht gewagt hat, irgendwie für den letzteren einzutreten, wenn auch nicht aus jeglichem Mangel an Gefühl, so doch aus jener „Klugheit“, der sie so vieles hat opfern müssen.

Diese Feindschaft zwischen Vater und Sohn, die nicht nur den Tod der Mutter überdauert hat, sondern überhaupt niemals zu einem Ausgleich gekommen ist, wart auch insofern einen Schatten auf das Familienleben des königlichen Hauses, als sie unter die übrigen Kinder Georgs Parteinahme und Zwistigkeit trug. Von den Prinzessinnen versuchte die zweitälteste, die 1711 geborene Amalia, sich auf die Seite des künftigen Thronfolgers zu stellen. Diese Prinzessin ist uns besonders interessant, weil sie es war, die nach dem Wunsche der preussischen Königin Sophie Dorothea den Kronprinz Friedrich von

Preußen heiraten sollte. Sowohl aus dieser Vermählung wie aus der gleichzeitig verabredeten zwischen dem eben geschilderten Prinzen von Wales und der Prinzessin Wilhelmine von Preußen, Friedrichs II. Schwester, ist aus rein politischen Gründen bekanntlich nichts geworden. Der Prinzessin Wilhelmine, späteren Markgräfin von Bayreuth, Versuch, dieses Mißlingen des doppelten Heiratsplanes als die Zerstörung des Herzensglückes zweier Menschen hinzustellen, findet, wie von anderer Seite her, so auch durch eine Charakterschilderung der Prinzessin Amalia seine gebührende Beleuchtung. Auf sie war die politische Beanlagung ihrer Mutter und Urgroßmutter übergegangen, äußerte sich aber, da sie eine angemessene Bethätigung nicht finden konnte, in einer kleinlichen Lust am Ränke-spiel. Den Versuch, sich des Vertrauens ihres Bruders zu bemächtigen, machte sie jedenfalls aus der Erwägung heraus, daß sie so nach dessen Thronbesteigung eine besonders bevorzugte Stellung einnehmen würde. Ob sie dann geglaubt hat, sich in dieser Berechnung geirrt zu haben, und darum eines Tages ihr Verfahren änderte, oder ob es ihr nur gegangen ist, wie es hinterlistigen, böswilligen Naturen zu gehen pflegt, daß sie nicht schweigen können, wenn sie imstande sind, anderen Schaden zuzufügen, gleichviel ob das in ihrem eigenen Interesse liegt oder dagegen geht, — kurz sie benutzte das ihr anfänglich geschenkte Vertrauen ihres Bruders, um ihrem Vater alles Ungünstige zu hinterbringen, das ihr bekannt wurde. So stand sie schürend und hetzend zwischen beiden Parteien und mußte es schließlich wie eine Erlösung betrach-

ten, als ihr Bruder starb, ohne zur Regierung gekommen zu sein. Denn als König würde Prinz Ludwig sie ihre Falschheit, deren man sie allgemein immer offener beschuldigte, bitter haben büßen lassen. Sie versuchte dann ohne bemerkenswerten Erfolg, sich an ihren jüngeren Bruder, den Herzog von Cumberland anzuschließen, und geriet, als ihr Neffe Georg III. den Thron Englands bestiegen hatte, immer mehr in Vereinsamung und Vergessenheit.

Von der ältesten Prinzessin, Anna, genügt es an dieser Stelle anzugeben, daß sie 1734 mit dem Prinzen Wilhelm IV. von Oranien vermählt wurde, eine Heirat, zu der sie sich nur entschlossen hatte, weil sie ihr besser erschien als gar keine. Denn nicht nur war der Prinz von höchst unansehnlichem Äußern, sondern auch seine politische Stellung eine solche, die eine glücklichere Zukunft keineswegs voraussetzen liefs.

Am wichtigsten ist für uns die 1713 geborene Prinzessin Karoline, weil sie von allen Kindern der Mutter am nächsten gestanden hat, und die sterbende Königin die Fürsorge für Maria und ihre jüngste Schwester Luisa in ihre Hände gelegt hat. Die enge Gemeinschaft, in der Prinzefs Karoline immer mit ihrer Mutter lebte, und die grofse Liebe und Dankbarkeit, die Maria zu ihr trug, ist das beste Zeugnis für sie. Auch das gewinnt für sie, daß in den Intrigen des Hofes und dem unerquicklichen Familiengezänk sie am meisten zurücktritt und am wenigsten genannt wird. Von Politik hielt sie sich geflissentlich fern: regelmäfsig verliefß sie ihre Mutter, sobald Walpole

in ihrem Zimmer erschien. Ihr Charakter zeichnete sich ganz im Gegensatz zu ihrer Schwester Amalia durch Freundlichkeit und eine große Milde aus, die immer bereit war, Menschen und Verhältnisse von der versöhnlichen Seite anzusehen, so lange das nur irgend möglich war. Doch scheute sie sich anderseits auch nicht ihre Meinung deutlich auszudrücken. Als der Prinz von Wales bei der Niederkunft seiner Gattin die oben beschriebene Scene aufgeführt hatte, liefs sie ihm sagen: Alle, die dabei beteiligt gewesen wären, verdienten, mit Ausnahme der armen Prinzessin, dafs man sie hänge. Nach einigem Zögern entledigte sich der Bote seines Auftrages wörtlich, worauf der Prinz bemerkte: „Ah, vous savez la manière de la Caroline; elle est toujours comme cela“. Gleichmäfsigkeit in ihrem Wesen, Zuverlässigkeit in ihren Neigungen und Wohlüberlegtheit in ihren Abneigungen werden ihr ganz besonders nachgerühmt.

Vierundzwanzigjährig wurde nun diese Prinzessin dazu berufen, an ihren zwei jüngeren Schwestern Mutterstelle zu vertreten. Die Königin war schon seit einer Reihe von Jahren leidend, ohne dafs jemand um die Ursache dieses Leidens gewufst hätte. „In der ganzen königlichen Familie“, sagt Lord Hervey, indem er eine Eigenschaft bezeichnet, die auch auf Maria übergegangen ist, „war eine wunderliche Sucht, eine förmliche Unfähigkeit zum Kranksein zur Schau zu tragen. Sie trieben das so weit, dafs kein Familienmitglied von dem anderen, so wenig wie von sich selbst, zugeben mochte, dafs es krank sei“, Anfang November 1737, unmittelbar nachdem die Königin noch

unter Aufbietung aller Willenskräfte einen Empfang bei Hofe mitgemacht hatte, war sie gezwungen, sich zu Bette zu legen. Dennoch liefs sie die Ärzte im unklaren über ihr Leiden, und erst als der König, sein ihr früher gegebenes unbesonnenes Versprechen nicht achtend, sich entschlofs, den Ärzten eine furchtsame Andeutung zu machen, kam es zutage, dafs sie seit Jahren an einem schweren Bruch litt. Es wurde nun freilich noch eine Operation versucht, deren Qualen die Königin mit Heldenmut ertrug, aber vergebens. Elf Tage später konnte kein Zweifel mehr über den Ausgang ihrer Krankheit sein. Äufserst bezeichnend ist die Stellung, die man zu der Frage nahm, ob der Königin nicht geistlicher Beistand zu gewähren sei. Auch die Art wie Lord Hervey, der in diesen Tagen kaum das Krankenzimmer oder dessen Vorzimmer verlies, uns den ganzen Vorgang schildert, giebt eine zu deutliche Vorstellung von der sonderbaren Atmosphäre, in welcher unsere Maria aufgewachsen, als dafs wir die betreffende Stelle seiner Memoiren (II, S. 526) nicht ganz wiedergeben sollten. Vorausschicken wollen wir nur noch, dafs dieser Bericht auch anderweitig seine Bestätigung findet. Lord Hervey schreibt:

„Am Mittwoch (die Königin starb am Sonntag darauf) fragten einige weise, einige fromme und eine grofse Menge wichtig thuender, zudringlicher, frecher Leute am Hof jeden, dem sie begegneten, in geheimnisvollem Flüstertone, ob die Königin jemand zum Beten bei sich hätte, und wunderten sich über die Irreligion der Königin, weil sie glaubte, sie könne ebenso gut für sich allein als irgend-

jemand an ihrer Statt für sie beten, und verwunderten sich auch über ihre Umgebung, daß niemand sie an eine so wesentliche Pflicht erinnere. Da wünschte Robert Walpole (der Minister), Prinzefs Amalie möge dem König oder der Königin vorschlagen, nach dem Erzbischof zu schicken, um der Frechheit der Leute in dieser Beziehung ein Ende zu bereiten. Und als die Prinzefs Amalie einige Schwierigkeiten machte, diesen Vorschlag dem König oder der Königin zu übermitteln, fügte Robert Walpole in Gegenwart von einem Dutzend Leute, welche im Interesse ihres Heiles wirklich wünschten, daß man diesen göttlichen Arzt für die Seele der Königin holen liefse, vorsichtig hinzu, um die Prinzefs anzutreiben: ,Bitte, Madame, lassen Sie diese Farce sich doch abspielen. Der Erzbischof wird sie sehr gut aufführen. Sie mögen ihn bitten, so kurz zu sein wie Sie wollen. Es wird der Königin keinen Schaden thun, nicht mehr wie auch keinen Nutzen, und es wird all die weisen und guten Narren beruhigen, die uns alle Atheisten nennen werden, wenn wir nicht vorgeben, ebenso große Narren zu sein, wie sie sind‘. Nach dieser beredten und geheimen Ermahnung — während die ganze Gesellschaft mit dem äußersten Erstaunen Robert Walpole anstarrte, die einen in Bewunderung seiner Frömmigkeit, andere seiner Klugheit — sprach die Prinzessin Amalie mit dem König, der König mit der Königin und man liefs den Erzbischof kommen, der von nun an morgens und abends bei ihr betete, während ihre Kinder dieser Zeremonie stets beiwohnten; der König aber ging jedesmal aus dem Zimmer, bevor Seine Erzbischöfliche

Gnaden eingelassen wurden. Aber all dieses erwies sich noch als unzureichend, denn die Leute, die vorher über das Fehlen der Gebete geflüstert, sich gewundert und gekammert hatten, waren jetzt ebenso geschäftig mit Flüstern und Wundern darüber, daß der Königin das Abendmahl noch nicht gereicht werde.“

Seine Fortsetzung findet dieser Bericht durch Horace Walpole, welcher meldet: „Die Königin war so ehrlich bei ihrem Tode, daß, als der Erzbischof Potter ihr das Abendmahl reichen wollte, sie das ablehnte. Nur wenige Personen befanden sich gerade im Zimmer. Als der Prälat sich zurückzog, drängten sich die Höflinge um ihn und fragten: Mylord, hat es die Königin empfangen? Seine Gnaden wich geschickt einer Antwort aus, indem er im frömmsten Tone sagte: ‚Ihre Majestät waren in einer himmlischen Verfassung‘ — und so blieb die Wahrheit der großen Menge verborgen.“

Schon einige Tage vorher hatte sie von ihren Kindern Abschied genommen. Lord Hervey erzählt darüber: „Zu der Prinzess Amalia sagte sie nichts erwähnenswerthes; der Prinzefs Karoline empfahl sie die Sorge für ihre beiden jüngeren Schwestern und sagte: ‚Arme Karoline, es ist eine schöne Erbschaft, die ich dir hinterlasse — die Sorge der Erziehung dieser beiden jungen Dinger. Was dich betrifft, Wilhelm — fuhr sie zu dem Herzog von Cumberland gewendet fort (der damals 16½ Jahr alt war) —, so weist du, daß ich dich immer zärtlich geliebt und meine hauptsächliche Hoffnung auf dich gesetzt habe; zeige deine Dankbarkeit gegen mich durch

dein Betragen gegen den König; sei deinem Vater eine Stütze und verdoppele deine Bemühungen, um ihm die Enttäuschung und die Schmerzen zu vergelten, die er von deinem verworfenen und unwürdigen Bruder erleiden muß. Von dir allein erhoffe ich eine Aufrechterhaltung des Ansehens der Familie, wenn dein Vater nicht mehr ist. Unternimm niemals etwas gegen deinen Bruder und versuche nie, ihn durch etwas anderes zu kränken als durch höheres Verdienst“. Sie sprach dann von den verschiedenen Charakteren und Anlagen ihrer beiden jüngsten Töchter, und die verschiedene Weise, in der sie behandelt werden müßten, indem sie die Prinzessin Karoline warnte, die jüngste Prinzefs Louisa nicht durch ihre allzu große Lebhaftigkeit in Ungelegenheiten geraten zu lassen, und den Wunsch aussprach, sie möchte alle erdenkliche Hilfe geben dem sanften und milden Charakter der Prinzefs Mary.“

„Sonntag, den 20. November abends fragte die Königin den Arzt“, so lautet Herveys Bericht über ihr Ende, „ohne anscheinende Ungeduld betreffs irgendeiner Sache aufser der langen Dauer ihres Zustandes, wie lange all’ dies noch möglicherweise dauern könnte. Der Arzt antwortete: ,Ich glaube, daß Eure Majestät bald erlöst sein wird‘, und sie versetzte ruhig: ,Um so besser!“ Gegen zehn Uhr derselben Nacht — der König schlief in einem Bett zu Füßen der Königin und Prinzefs Amalia auf einem Schlumberbett in einer Ecke des Zimmers — begann der Atem der Königin schwer und laut zu gehen, und da die Kammerfrau das Ende befürchtete, weckte sie die beiden

und alle im Zimmer erhoben sich. Man schickte nach Prinzefs Karoline und Lord Horvey, aber ehe der letztere kommen konnte, war die Königin tot. Alles was sie sagte, ehe sie starb, war: „Die Brust ist mir so beklemmt — öffnet das Fenster“. Dann sagte sie: „Bete“. Daraufhin begann die Prinzessin Amalia einige Gebete zu lesen, von denen sie aber kaum einige Worte gelesen hatte, als die Königin verschied ¹⁾. Die Prinzessin Karoline hielt ihr einen Spiegel an die Lippen, und da sich kein Hauch auf ihm zeigte, sagte sie: „Es ist vorüber“ und sagte kein Wort mehr, noch vergofs sie jetzt eine Thräne bei dem Eintritt des Unglücks, dessen Erwartung ihr so viel Thränen gekostet hatte.“

Als dieses schmerzliche Ereignis eintrat, hatte Maria beinahe ihr fünfzehntes Lebensjahr vollendet. Da sie ein kluges und frühreifes Kind war, müssen nicht allein die damit in Zusammenhang stehenden Vorgänge ihr einen lebhaften Eindruck hinterlassen haben, sondern ist es auch selbstverständlich, dafs ihre Erziehung damals bereits die maßgebende Richtung erhalten hatte. Freilich muß man sich hüten, diese Erziehung zu überschätzen. Fürstenerziehung mag wohl zu allen Zeiten mehr oder weniger

1) Der englische Text lautet: „All she said, before she died, was: „I have now got an asthma. Open the window.“ Then she said „Pray“. Upon which the Princess Emily began to read some prayers of which she scarce repeated ten words before the Queen expired.“ Ob dieses „Pray“ nicht mit „bitte“ zu übersetzen ist, also nur den vorhergehenden Wunsch bekräftigen oder einen neuen einleiten sollte, ist nicht zu entscheiden. Jedenfalls zeigt der Wortlaut, dafs nicht die Königin die Gebetsformeln wiederholt hat.

von der an den einzelnen Höfen herrschenden Geistesrichtung abhängig gewesen sein. Damals war sie es ganz und gar, und haben wir gleichzeitig neben einander die Beispiele liebevoller und eingehender Überwachung durch die Eltern und solche von grösster Vernachlässigung und einem geradezu unbegreiflichen Vertrauen auf bezahlte Erzieher oder Erzieherinnen. Den Prinzen wurde immer noch mehr Aufmerksamkeit gewidmet als den Prinzessinnen — um so nachdenklicher muß die Thatsache stimmen, die wir gerade am englischen Königshause beobachten konnten, daß die Frauen den Männern an Geist und Sitten überlegen waren. Die bedauernswerte Prinzessin von Wales beispielsweise, der viel Gutes nachgesagt wird, und deren besonnener Takt nach dem Ausspruche ihrer Zeitgenossen ihre geistigen Gaben viel höher noch erscheinen ließen als sie waren, hatte am elterlichen Hofe zu Gotha kein Wort Englisch noch Französisch gelernt, und ihre Mutter vermeinte, das Ansinnen, sie während ihres Brautstandes eine der beiden Sprachen erlernen zu lassen, mit dem Bemerken zurückweisen zu dürfen: nachdem die Hannoveraner nun zwanzig Jahre in England regierten, spräche dort wohl jeder Mensch Deutsch — „eine Vermutung“, wie Hervey spöttisch hinzufügt, „die so wohl begründet war, daß kaum drei eingeborene Engländer zu finden gewesen wären, die ein Wort mehr Deutsch gekonnt hätten als unter der Regierung der Königin Anna“. Die Fürstinnen, die eine bedeutende Stellung in der damaligen Welt eingenommen haben, waren zumeist ihre eigenen Erzieherinnen gewesen; man denke, um nur zwei

hervorragende Beispiele zu erwähnen, an die Kaiserin Katharina II. und an Maria Theresia, welche für die ihnen beschiedene Lebensaufgabe in keiner Weise erzogen worden waren. Um zum englischen Hofe zurückzukehren, so war schon erwähnt worden, wie wenig Georg II. sich gescheut hatte, in unverantwortlicher Weise in die Erziehung seiner Enkel störend einzugreifen. Die Prinzessin von Wales, um nur noch ein Beispiel anzuführen, machte ihrerseits nach dem Tode ihres Gatten eines Tages die Entdeckung, daß ihr Sohn, der präsumptive Thronfolger, von seinen Erziehern in unglaublicher Weise vernachlässigt worden sei.

So liefs denn auch die Erziehung, die Maria genoß, in mehr als einer Hinsicht zu wünschen übrig, und auch sie werden wir den Fürstinnen anreihen müssen, die das Beste an sich selbst gethan und durch eigene Kraft sich über das Durchschnittsmafs erhoben haben. Nicht als ob irgendein Anzeichen dafür vorhanden wäre, daß es ihrer Mutter an dem besten Willen gefehlt hätte: die Verhältnisse, wie wir sie kennen lernten, brachten es naturgemäfs so mit sich. Zunächst war die Königin, ganz abgesehen von dem unbeschreiblich zeitraubenden und zeitersplitternden Hofleben, einerseits durch ihre Konferenzen mit Walpole, anderseits durch die Vorliebe des Königs, sie möglichst viel um sich zu haben, sehr in Anspruch genommen und viel von ihren Kindern getrennt. Wenn sie konnte — und daß sie es konnte, war ein Segen, den die den König beschäftigenden Maitressen mit sich brachten —, entschlüpfte sie seiner langweiligen Nähe und flüchtete zu ihren Kindern oder in ihre Bibliothek. Besonders diese

übte auf Maria eine grofse Anziehung aus, und schon die Elfjährige versenkte sich hier in eine Übersetzung des Thukydides, wie sie selbst später ihrem Sohne erzählte. Die Stunden, die sie ungestört mit ihrer Mutter verbringen konnte, um aus ihrem Munde oder aus einem Buche Belehrung zu empfangen, rechneten zu ihren freudevollsten. Und wenn auch diesen Unterweisungen Plan und Stetigkeit fehlten, so blieb doch ihr Erfolg ein grofses Interesse an allem, was menschlich ist, das nie versiegen, ihr später ihre schönste Seite, verständnisvolle Hilfsbereitschaft im Einzelfalle, aber auch ihre bei einer Frau seltene Eigentümlichkeit verleihen sollte, die Menschen, die sie so früh kennen lernte, in der Allgemeinheit gering zu achten. Es ist ja diese Eigentümlichkeit bei Menschen, die aussergewöhnlich früh das Leben mit Nachdenken zu betrachten anfangen und so in jungen, womöglich noch Kinderjahren, mit den Abgründen desselben bekannt wurden, oft zu beobachten. Maria ist eine der Frauen, für welche das Leben niemals mit jenem Zauber der Schönheit und Unschuld bekleidet gewesen ist, der nicht in den Dingen selbst, sondern nur in dem Herzen des Betrachtenden liegt: sie hat in diesem Sinne keine Kindheit gehabt. Dafür sorgten weniger die Lehren ihrer Mutter, die mehr nur einen Kommentar zu den sie umgebenden Bildern abgaben, als eben diese Bilder selbst. Wie Georg II. nach aufsen hin ohne Bedenken seinen Familienzweist und seine Untreuen preisgab, so legte er sich auch innerhalb der Familie keinen Zwang auf. Der Widerspruch, der zwischen seinem Leben und dem sechsten Gebot bestand, war für Maria

schon in sehr jungen Jahren kein Geheimnis. Was man am Hofe sprach, schallte nicht ungehört an ihrem Ohr vorüber. Auch nahm der König keinen Anstand, manchmal in den Gemächern seiner Kinder zu erscheinen, um dort „ein bißchen allzu frei“ mit ihrer Erzieherin, einer Lady Deloraine, zu schwatzen.

Der wissenschaftliche Unterricht Marias wird wohl die damals üblichen Gegenstände umfaßt haben, und mögen wir ihrer offiziellen Lebensbeschreibung immerhin glauben, daß er sich auf „Religion, Sprachen und andere Wissenschaften und Künste“ erstreckt habe. Einen sehr hohen Begriff können wir uns von ihm nach dem einzigen sichtbaren Zeichen, das er hinterlassen hat, nicht machen: die Achtzehnjährige schrieb ein so schauderhaft unorthographisches Französisch, daß sie ihre ersten Brautbriefe von einem Sekretär schreiben liefs, und erst später sich entschloß, sich zu ihrer Orthographie zu bekennen, die allerdings über alles hinausgeht, was man in damaligen Zeiten selbst in diesen Kreisen leistete. Man kann dann beobachten, wie ihre Orthographie von Monat zu Monat besser wird, sie also auch hierin ihre eigene Lehrmeisterin gewesen ist.

Im allgemeinen kann man von ihrer Erziehung aussagen, daß sie nicht die einer deutschen, sondern die einer englischen Prinzessin war, und das ist bei der Doppelstellung des königlich-kurfürstlichen Hauses bemerkenswert. Inanbetracht der erwähnten Abneigung ihres Vaters gegen englisches Wesen ist darin ein Beweis dafür zu erblicken, daß ihre Erziehung ganz und gar in der Hand ihrer Mutter gelegen hat, die es mit vollem Rechte für

geboten hielt, ihre Kinder zu englischen Prinzen und Prinzessinnen zu erziehen. Maria wie ihre Geschwister scheinen ihre Kindheit ununterbrochen in England verlebt zu haben. Während der regelmässigen Reisen ihres Vaters nach Deutschland blieben sie bei der die Regentschaft führenden Mutter. Wenn auch vielfach am Hofe französisch gesprochen wurde, und die Sprache, in der man mit einigen aus Deutschland mit herübergekommenen Hofbeamten verkehrte, auch die französische war, so blieb Englisch doch für Maria immer ihre Muttersprache, die sie mit Vorliebe sprach und in allen den Briefen anwendete, in denen sie sich ganz zu geben wünschte, soweit nicht, wie z. B. ihrem jungen Gatten gegenüber, die Unkenntnis des Empfängers das unmöglich machte. So nennt sie sich auch in ihren Briefen eine „englische Frau“, spricht von den englischen Verhältnissen stets als „unsere“. „Unsere Soldaten“ und „unsere Flotte“ sind Ausdrücke, die solchen wie „die hessischen Truppen“ gegenüberstehen: sie fühlte sich als Engländerin von Geburt.

Freilich blieb sie weit entfernt von der Thorheit ihres Vaters, eine Abneigung gegen das Volk zu hegen, unter dem sie die Hauptzeit ihres Lebens verbringen sollte. Sie hat gern in Deutschland gelebt und ist dem Lande, in dem sie zur Regierung, zeitweilig sogar zur selbständigen Regierung berufen wurde, eine Mutter im edelsten Sinne des Wortes gewesen.

Nur wenige Züge vermögen wir noch zu dem Bilde der jungen Prinzessin hinzuzufügen, doch enthalten sie manches Originelle. Sie betreffen ihre Abneigung gegen

das Hofzeremoniell und dessen Unwahrheiten, was einleitend schon im Vorübergehen erwähnt worden ist. So äußerlich das auch erscheinen mag, so sehr beruhte es doch auf einem sehr wesentlichen Zug ihres Charakters, einer leidenschaftlichen Wahrheitsliebe, die es schon wie eine Sünde empfand, jemanden mit Hoheit anzureden, der nichts Hoheitsvolles an sich hatte. Ihr reger Geist hafte aber auch das „Geschäftigsein im Nichtsthun“, wie es Goethe einmal nennt, zu dem das Hofleben so viele Leute verurteilte. Alle Stellen ihrer Briefe, die sich auf diese Dinge beziehen, stammen freilich aus einem späteren Lebensabschnitt, doch werden wir ihr gern glauben, wenn sie versichert, daß sie schon als Kind ebenso gedacht und empfunden habe: denn in dergleichen Dingen pflegen Kinder viel unbarmherziger und rücksichtsloser zu urteilen als Erwachsene.

So schreibt sie einmal einige Stunden vor Beginn der großen Neujahrscur in Kassel am Hofe ihres Schwiegervaters:

„Ich bin schon im voraus ‚krietlich‘¹⁾ über all' die albernen Komplimente, die ich heute mit anhören soll. Du weißt, wie ich all' solchen Unsinn hasse, besonders wenn ich meinen Grund habe, zu glauben, daß er unaufrichtig ist. Ich suche wenigstens für mein Teil mein Gewissen bei dieser Gelegenheit zu retten und mache es ein wenig jesuitisch, indem ich murmele, als wenn ich etwas sagte, mich aber sehr hüte, daß nicht ein Wort von

1) Das Wort ist deutsch im englischen Text.

meinen Lippen fällt, das nicht in meinem Herzen ist. Das macht meine Reden kurz und unverständlich.“

An einer anderen Stelle, wo sie sich ausdrücklich auf ihre Jugend bezieht, bemerkt sie, sie habe sich immer den leeren Formen nur mit Qualen unterzogen: „Ich liebte es, etwas zu hören, was mir auch im Gedächtnis blieb, um mich zu unterhalten oder zu unterrichten, und das wird man — des bin ich sicher — an einem Hofe nicht hören.“

Das Hofleben von damals erscheint ihr so wenig menschenwürdig, daß sie auf ein ganz neues lustiges Mittel verfällt. „Ich beabsichtige Hof zu halten, und will mir Automaten kaufen, die repräsentieren sollen. Manchmal will ich sie auf Pferde setzen, ein andermal sollen sie an einer großen Tafel sitzen, und wenn sie vielleicht nicht so viel reden wie üblich ist, wird's, denke ich, um so besser sein. Denn ich bin überzeugt, was gesagt wird und unschuldig ist und niemand weh thut — das sind recht überflüssige Worte. So bin ich überzeugt, mein Hof wird der wenigst alberne, der harmloseste und im ganzen besser sein als jeder andere.“

Wie sie verfuhr, um Leute für konventionelle Lügen zu strafen, davon erzählt sie uns ein lustiges Beispiel. Als 1758 der Landgraf Wilhelm, der vor den vordringenden Franzosen nach Bremen und Hamburg geflüchtet war, wieder in sein Land zurückkehrte, aus dem er freilich nach drei Monaten wieder flüchten mußte, wurde an der Marburger Universität eine Rede über diese äußerst erfreuliche Rückkehr gehalten. „Du kannst Dir denken“,

schrieb sie an ihren Sohn, nachdem sie diese Rede gelesen hatte, „dafs dem Gegenstande entsprechend viel Komplimente und noch mehr Lügen drin sind. Ich habe auch mein Teil an diesem Blödsinn, und meine drei Jungen sind auch darin angebracht — ich weifs nicht warum noch wozu.“ Sie nahm eine sehr komische Rache an dem Verfasser, mit dem sie bald darauf zusammentraf: sie lud ihn zu sich und las ihm die Kraftstellen seiner Rede hochpathetisch vor, um ihn dann auszulachen. Da sie aber sonst ihm keine Vorwürfe zu machen hatte, nahm sie sich seiner an und suchte ihn zu fördern, „damit er doch Grund hätte, sie zu loben“.

Zum Schlufs mag hier eine Stelle aus Marias Briefen an ihren Sohn stehen, in welchen sie sich über das Verhältniß fürstlicher Kinder zu ihren Eltern ausspricht und zwar mit einer ausdrücklichen Beziehung auf Ton und Gewohnheit, die in ihrer eigenen Familie geherrscht hätten. Die Beziehungen des Briefes sind leider nicht vollkommen klar, da der Brief ihres Sohnes nicht vorliegt, auf welchen der ihre eine Antwort ist. Doch scheint der Thatbestand folgender gewesen zu sein: Die Herzogin von Braunschweig, die Schwiegermutter des Königs Friedrich V. von Dänemark hatte öffentlich zu ihrem Schwiegersohne von ihrer eigenen Tochter redend etwa gesagt: Meine Tochter hat die grofse Gnade gehabt, mir dies oder das zu gewähren. Die Mutter des Königs hatte sich mit Marias am dänischen Hof weilenden Sohne Wilhelm über diese Scene unterhalten, letzterer seiner Mutter davon berichtet und diese schrieb daraufhin:

„Du schreibst mir von Deinem Meinungsstreit mit der Königin-Mutter über die Art, wie die Herzogin von Braunschweig ihre Tochter behandelt. Ich gestehe Dir, mein Engel, daß ich nichts von Eltern weiß, die ihre Kinder, welchen Rang auch immer diese einnehmen mögen, anders behandeln, denn als ihre Kinder, die ihnen Achtung schuldig sind. Wenn die Eltern Verdienste aufzuweisen haben, schulden die Kinder ihnen Liebe, aber wenn erstere das nicht haben, sollten letztere ihnen wenigstens immer Achtung erweisen und niemals irgendwelche Niedrigkeit begehen. Ich bin kein Orakel, mein Engel, aber ich muß gestehen, ich kann es nicht billigen, wenn eine Mutter sagt, ihre Tochter habe ‚Gnade‘¹⁾ für sie und ihre anderen Kinder. Ich war die leibliche Schwester meiner teuren Luise²⁾ und hätte somit mehr Grund gehabt, zu sagen, daß ich Gnade für die Prinzessin hätte, als die Herzogin von Braunschweig sagen kann, daß die Prinzessin Gnade für sie habe. Aber ich würde so etwas niemals zu meiner Schwester gesagt haben,* noch würde sie es gern von mir gehört haben, da sie nicht imstande war, solch ein niedriges Betragen sich zu erlauben oder an anderen zu dulden, die ihresgleichen waren wie ich. Meiner Ansicht nach sollten solche Ausdrücke wie ‚große Gnade‘ niemals gebraucht werden, ebenso wenig wie das Wort Pflicht, außer gegenüber unseren leiblichen Eltern oder denjenigen, die wir diesen gleich achten wegen ihres

1) Das Wort ist deutsch im englischen Text.

2) Dieselbe war die erste Gemahlin Friedrichs V. von Dänemark gewesen und 7 Jahre vor dem Zeitpunkt dieses Briefes gestorben.

uns nützlichen Rates oder anderer Verpflichtungen, die sie uns auferlegt haben. Demnach, lieber Bylly, magst Du einst Kaiser in Deutschland oder Mogul oder sogar Sultan sein, und ich werde mir doch nie einreden lassen, daß Du ‚Gnade‘ für mich hast. So nimm Dir nicht heraus, Dir grofse Airs zu geben, wenn Du einen dieser Titel tragen solltest, denn ich schwöre, ich will Dir öffentlich vor Deinem ganzen Hofe Ohrfeigen verabreichen, um Dir zu zeigen, was Deine Pflicht ist. Scherz beiseite, ich bedauere die Königin von Dänemark, daß ihre Mutter solche Dinge vor dem König gesagt hat. Wäre ich die Tochter gewesen, ich glaube, ich wäre in Ohnmacht gefallen, rein aus Scham über die Thorheit meiner Mutter.“

Aus alledem kann man sich, besonders wenn man ihre spätere Entwicklung kennt und in Rechnung zieht, ein ziemlich deutliches Bild von der jungen Prinzessin machen, wie es dieselbe in der letzten Zeit ihres Aufenthaltes am englischen Hofe bot. Scheu und mädchenhaft verschämt im Auftreten nach aufsen, war sie im Familienkreise sanft und freundlich und diejenige, die sich durchaus nicht an den mannigfachen Zwistigkeiten beteiligte, und darum ihrer grofsen Liebe zu ihrem zweiten, etwas zurückgesetzten Bruder keinen aufdringlichen Ausdruck gab, während sie an der älteren, mit ihrer Erziehung betrauten Schwester mit schwärmerischer Verehrung hing. Diese mochte eine von den wenigen Personen sein, die ahnten, welch’ ganz eigentümlicher, selbständiger und hochstrebender Sinn in diesem anscheinend harmlosen und in keiner Beziehung aufsergewöhnlich erscheinenden Mädchen lebte. Denn Marias

glänzende braune Augen verstanden scharf zu schauen und genau zu beobachten, und hinter der weissen Mädchenstirn wohnte ein Geist, der unermüdlich beschäftigt war, die gewonnenen Eindrücke zu begreifen und zu beurteilen. Trotz ihrer in vielen Äußerlichkeiten mangelhaften Bildung besafs sie, von den Ahnen ererbt, einen lebhaften Sinn für alle menschlichen Verhältnisse, deren Kenntniss sie durch eine eifrige und für ihr Alter äufserst ernsthafte Lektüre fortwährend zu erweitern strebte. Geschichte war es vor allem andern, was sie von früh an mit Leidenschaft las, und zum Mafsstab aller an ihrem Auge vorüberziehenden Charaktere und Handlungen nahm sie die strengen Anschauungen, welche ihr ein tief religiöses, mit leidenschaftlichem Zutrauen an einem Gott der Gerechtigkeit hängendes und an eine durchaus sittliche Weltordnung glaubendes Gemüt lieferte.

Der Widerspruch, der sich ihr überall in Geschichte und Leben zwischen den Forderungen ihrer Religion und den thatsächlichen Verhältnissen bot, vermochte nur den Wunsch in ihr zu steigern, selbst gut, wahr, sittenrein zu sein, und jede Verletzung ihres weiblichen Feingefühls vergalt sie innerlich durch eine gröfsere Strenge in ihren sittlichen Forderungen gegen sich selbst. Noch nur gegen sich selbst: denn noch lebte sie in einer Stellung, die die Vertretung ihrer Grundsätze, das Bekenntniss ihrer Anschauungen nicht verlangte, ja nicht gestattete, noch trug sie keine Verantwortung für das, was um sie her geschah, noch war sie nicht imstande, ein Beispiel nach aufsen zu geben. Rasch aber sollte die Zeit herannahen, wo sich

diese Verhältnisse änderten, wo sie gezwungen wurde, aus sich herauszutreten, wo es galt, für ihre Grundsätze einzustehen, wo sie, statt selbst noch unter fast mütterlicher Obhut zu leben, den Seelen ihrer eigenen Kinder den Weg des Rechten und Guten in jener ihr nicht unbekannten Welt weisen mußte. Ihre sittliche Kraft ist dazu vom ersten Augenblick an ausreichend gewesen; was sie naturgemäß erst lernen mußte, war die richtige Anwendung und Verteilung ihrer Kraft, die geschickte Auswahl ihrer Mittel in dem schweren Kampf, der ihr als Aufgabe zufiel. Dieser Kampf ist der Inhalt ihres Lebens.

Zweites Kapitel.

Vermählung mit Prinz Friedrich von Hessen und die ersten Jahre der Ehe.

Im Jahre 1729 hatte sich Georg II. zum erstenmal als König nach dem Festlande begeben. Als er, von Hannover aus, dem benachbarten Hessen und dessen Regenten einen freundschaftlichen Besuch abstattete, entschied er über die Zukunft seiner damals sechsjährigen Tochter Maria, indem er sie dem damals neunjährigen hessischen Prinzen Friedrich zur Gemahlin bestimmte. Nicht ohne Einwirkung auf diesen Entschluß des soldatenliebenden Königs mag der Eindruck gewesen sein, den er empfing, als der prinzliche Knabe ihm bei einer Heerschau sein Regiment selbst vorführte; wenigstens wird uns dies berichtet. Entscheidend waren selbstredend politische Erwägungen, die eine verwandtschaftliche Verbindung mit dem an Hannover angrenzenden protestantischen Staate wünschenswert erscheinen ließen, und in politischer Beziehung hat diese sonst so unglückselige Ehe die weitreichendsten und segensreichsten Folgen gehabt.

Prinz Friedrich war der älteste lebende Sohn seines

Vaters Wilhelm, der 1730 nach dem Tode des Landgrafen Karl die Regierung Hessens übernahm, zunächst als Statthalter seines älteren Bruders Friedrich, dem seine zweite Gemahlin Ulrike Eleonore von Schweden die Krone dieses Reiches übertragen hatte. Erst als dieser Friedrich, der als Landgraf von Hessen-Kassel der erste seines Namens war, 1751 kinderlos verstarb, führte sein Bruder den Titel Wilhelm VIII. Landgraf von Hessen, und sein Sohn den des Erbprinzen.

Der Charakter dieses Prinzen Friedrich, des späteren Gemahles unserer Maria, bietet ein großes Rätsel, dessen Lösung wegen der eigentümlichen und für die allgemeine europäische Geschichte sehr bedeutsamen Schicksale Friedrichs ebenso wünschenswert wäre, wie sie vollständig nur gelingen kann, wenn seine Regierung eine erschöpfende Darstellung gefunden haben wird. Die große Schwierigkeit, die sich hier entgegenstellt, liegt darin, daß man bei diesem Prinzen in noch höherem Grade wie bei manchem seiner Zeit- und Standesgenossen, nur selten zweifelsohne sagen kann, daß eine bestimmte Handlung, eine gewisse Gesinnung wirklich seine Handlung und seine Gesinnung war, und nicht vielmehr einzig auf Rechnung dieses oder jenes befugten oder unbefugten Ratgebers zu setzen ist. Die vor uns liegende Urkunde sagt uns darüber nichts aus, der Entwurf derselben, wenn er vorhanden ist, ist selten von eigener Hand, und sogar in den persönlichsten und privatesten Briefen verbirgt sich der Schreiber hinter der undurchdringlichen Rüstung ihm zum Gebrauch fertig angelernter Phrasen. Dies mag erträglich sein bei

einem Fürsten wie Friedrich dem Großen; bei einem Friedrich von Hessen aber wird es, wie wir noch reichlich sehen werden, zu einer Klippe für den erklärenden Psychologen, wie man sie sich schlimmer nicht denken kann: in der grofsartigen Einheitlichkeit der Regierung des einen liegt seine machtvolle Persönlichkeit klar zutage, in dem buntschillernden Gewebe der Thaten des anderen sucht man mühselig und fast erfolglos den Menschen.

Denjenigen, die mit der Erziehung des Prinzen betraut gewesen sind, mag es an aufrichtigem Willen nicht gefehlt haben, doch sind sie an den Schwierigkeiten gescheitert, von denen damals allgemein eine solche Aufgabe wie die ihrige umgeben war. Dieselben sind wohl am kürzesten mit einem Ausdrucke Marias bezeichnet, die einmal sagt, dafs ein Prinz schon von früh auf die Rolle eines zehn Jahre älteren, schon als Kind die Rolle eines Erwachsenen zu spielen habe. Dadurch wird ein freies Entwickeln und Auswachsen von vornherein gehemmt, ein unseliger Widerspruch entsteht zwischen dem, was das Kind nach aufsen hin vorstellt und innerlich ist. Ein Beispiel mag das erläutern, dessen Elemente aus der Erziehungsgeschichte hessischer Prinzen jener Zeit entnommen sind. Der Prinz weilt im Auslande. Der Besuch eines fremden Gesandten steht bevor. Um denselben nach Vorschrift zu empfangen, werden dem Prinzen eine Anrede und eine Anzahl Komplimente von seinem Gouverneur eingelernt. Nicht ohne Schwierigkeiten und unter mancherlei Widersetzlichkeiten seitens des kleinen Papageien geht dies vor sich. Der Gesandte erscheint; unter tiefen

Verneigungen spricht er seinen Dank für die ihm zuteil werdende Gnade demjenigen aus, der eben noch in der Nebenkammer als Kind behandelt wurde, und bittet um die Huld desjenigen, der angstvoll innerlich die gelernten Phrasen noch einmal wiederholt. Der Augenblick kommt, wo diese hergeplappert werden: das schwierige Werk gelingt wider Erwarten. Der Gesandte windet sich vor Entzücken in neuen Komplimenten, mündlich und bald auch brieflich spricht er seine Bewunderung über die „selten hohen“ Gaben Seiner Hoheit aus, ähnlich melden die Erzieher in ihren Relationen nachhause und nach einiger Zeit hält der Prinz ein Anerkennungsschreiben seines Vaters, ja sogar ein kostbares Geschenk in der Hand für eine Komödie, in der er, wie er trotz allem fühlt, eine äußerst klägliche Rolle gespielt hat.

Der Grund der Erziehung ist, wie bei Fürstensöhnen jener Zeit fast durchgängig, von einem französischen Schweizer, dem damals wohlbekannten Professor de Crousaz aus Lausanne gelegt worden, dem Friedrich von seinem achten bis vierzehnten Lebensjahre anvertraut war. Die Erziehung vollzog sich aber überhaupt zum großen Teil im Auslande, nämlich in Genf. Aus erhaltenen Briefen ergibt sich, daß Prinz Friedrich von seinem zwölften bis siebzehnten Jahre fast ausschließlich in Genf gelebt hat ¹⁾. Wieviel er aus den akademischen Vorträgen, denen er in diesen jungen Jahren folgte, gewonnen hat,

1) Der erste vorhandene Brief Friedrichs, der aus Genf geschrieben ist, trägt das Datum vom 17. März 1732. Für die anderen Aufenthalte daselbst gewinnt man aus seinen Briefen folgende, natur-

überhaupt gewinnen konnte, vermag man sich leicht vorzustellen. Der dem Professor Crousaz seit 1732 etwa an die Seite gestellte Oberst von Donop hatte oft genug Grund, mit ihm unzufrieden zu sein. Des Prinzen eigene Briefe enthalten mehrfach das Gelöbnis einer Besserung, von deren Eintritt aber nichts berichtet wird. Schon damals entwickelte sich der Hang zu Lustbarkeiten und Zerstreuungen in ihm, der später allen Ernst verzehren sollte. Ein kleiner Zug aus dieser Zeit mag als bezeichnend mitgeteilt werden. Im März 1737 war Prinz Friedrich in Chambéry zum Besuche bei einem französischen Adelligen. Sein vorteilhaftes Äußere und seine tadellosen Manieren trugen ihm viel Schmeicheleien ein. Der Prinz entwickelte aber auch eine ungewöhnliche musikalische Begabung, indem er die schwierigsten italienischen Sonaten vom Blatt auf dem Violoncell begleitete. Die Bewunderung seiner Zuhörer stieg aber noch, als Donop ihnen versicherte, daß der Prinz trotz dieser Leistungen weder Geschmack noch Interesse für Musik habe. Sein Gastgeber, der sich in einem ausführlichen Schreiben an des Prinzen Oheim, den König von Schweden und Landgrafen von Hessen, über den Verlauf dieses Besuches ausliefs, knüpfte daran die Folgerung: was für Leistungen müsse man erst von dem Prinzen erwarten, wenn er sich einmal Dingen widmen werde, für die er Geschmack und Interesse hege! Wir werden bei einer fortschreitenden Darstellung seines

gemäß ungefähre Angaben: Dezember 1732 — Mai 1735; Dezember 1735 — Oktober 1737.

Lebens noch oft an das Bild des seelenlosen Violoncellspielers erinnert werden, der da treiben mußte, wozu er weder Geschmack noch Interesse besaß, und dessen eigentümliche Schicksale ihn zeitlebens dazu verurteilten, eine seelenlose Puppe in dem großen Schauspiel der Weltgeschichte vorzustellen, deren Leitung in den Händen anderer, meist selbstsüchtiger Menschen lag.

Wenig Erfreuliches wußten die Briefe über den jungen bildschönen Prinzen zu berichten, die sein ehemaliger Erzieher Crousaz in den Jahren aus Kassel erhielt, wo die Vermählung mit Maria unmittelbar bevorstand. Crousaz war kurzsichtig und weltunerfahren genug, um von dieser Vermählung einen segensreichen Einfluß auf den Prinzen zu erhoffen. Er sah sich enttäuscht, wie alle diejenigen in alten und neuen Zeiten, die in der Ehe eine Besserungsanstalt erblicken. An Maria hat es nicht gelegen, wenn sie ihren Gatten nicht an sich zu fesseln und eine feste Stellung in seinem Vertrauen nicht zu erringen vermochte. Konnte sie auch dank der Luft, in der sie aufgewachsen war, nicht unerfahren sein, so war sie doch, als sie heiratete, ein junges Geschöpf von siebzehn Jahren und sah sich der Gesellschaft ihres Gatten in den ersten Zeiten ihrer Ehe durch seine zahlreichen Reisen und Feldzüge vielfach beraubt. Da die Heirat keiner Neigung entsprang, konnte sie ihm nicht ihre Liebe, sondern nur den ernstesten Willen ihres religiösen Gemütes, ihn zu achten, entgegenbringen. Aus dieser Achtung konnte sich wohl Liebe entwickeln: aber gerade ihre Achtung war das erste, was der Leichtsinnige sich verschmerzen mußte.

Die Verhandlungen über den Eheschluss wurden von Donop, dem Erzieher des Prinzen Friedrich geleitet und zum Abschluss gebracht. Am 8/19. Mai 1740 wurde die Prokurationsvermählung in London vollzogen: Maria trat mit dem ihrem Herzen so besonders nahestehenden Herzog Wilhelm von Cumberland, ihrem um zwei Jahre älteren Bruder, an den Altar. Dann reiste sie nach Deutschland, wurde in Wilhelmsthal, damals noch Amelienthal genannt, von ihrem Schwiegervater, dem Statthalter, und ihrem Gatten empfangen, und am 27. Juni wurde die Hochzeit mit großer Prachtentfaltung und unter dem Jubel der von der Schönheit der jungen Prinzessin begeisterten Bevölkerung zu Kassel gefeiert.

Die aus den ersten Jahren der Ehe erhaltenen Briefe Marias an ihren Gatten werden am geeignetsten sein, einen Begriff davon zu geben, wie sie sich zu demselben stellte, zugleich aber auch einige belebende Züge zu ihrem eigenen Bilde zu liefern. Ihr Inhalt ist nicht bedeutsam genug, um sie alle — es sind einige vierzig — wiederzugeben. Nur einige mögen vollständig hier stehen, weil in ihnen uns das frische, harmlose, aller Schminke bare Wesen der Schreiberin unmittelbar entgegentritt. Sie sind alle französisch geschrieben, in einer Sprache, die Maria weder liebte noch schriftlich beherrschte, die sie also nur darum wählte, weil ihr Gatte des Englischen nicht mächtig war. Die ersten drei ¹⁾ sind von einem Sekretär geschrieben

1) dat.: Kensington 7. Aug. 1739. St. James 1. Apr. 1740 und 13. Mai 1740.

und nur von ihr unterzeichnet. Dieser Sekretär begleitete sie aber nicht nach ihrer neuen Heimat, und sobald sie sich auf dem Festlande befand, war sie auf ihre eigenen französischen Kenntnisse angewiesen. Der nächste Brief der jungen Frau an ihren bisher noch nicht erblickten Gatten lautet in getreuer Abschrift.

Monsieur. J'ai eu le Plaisir de recevoir votre Lettre obligeante è les Marques d'Estime que vous m'y temoignée m'ont fait un véritable plaisir nous sommes a cette heure a Rotterdam èst demain nous irons a Utrecht est J'espere en peu de temps de vous remercie des choses obligeantes que vous m'avez écrites

Marie.

Es würde keinen Sinn haben, die mangelhafte Orthographie Marias in allen Briefen beizubehalten. In diesem ersten Briefe mochte sie stehen bleiben, um auch dem Leser einen möglichst unmittelbaren Eindruck zu verschaffen.

Der hier folgende Brief ist einen Monat nach der Geburt des ersten Prinzen geschrieben, als Friedrich über Hanau nach Frankfurt gereist war, um daselbst den Krönungsfeierlichkeiten Karls VII. beizuwohnen.

Cassel, Jan. 23. 1742 ¹⁾.

Mon cher ange.

Depuis que vous êtes parti, il y a eu fort peu de choses nouvelles dont je puis vous écrire, ainsi si ma

1) Der Brief trägt zwar die Jahreszahl 1741. Doch ist dies nur

lettre est fort ennuyante, excusez-moi. Ma soeur et le Prince d'Orange est arrivé hier au soir. Le Prince partit ce midi pour Francfort, où je suppose que vous le verrez. J'espère que vous aurez la bonté de lui faire mes compliments. Vous serez à présent dans tous les grands plaisirs — je vous avoue que je vous envie nullement, car je me sens aucunément la rage de voir cette foule de monde.

Si vous êtes à présent avec le Statthalter assurez-le de mes très humbles respects, et assurez-lui que je suis toujours Kindskopf et que si j'ose me servir de cette expression, que je l'aime autant que c'est possible, et n'oubliez pas, je vous prie, mon message. Adieu pour aujourd'hui ¹⁾ et faites bien des compliments a tous mes amis, Donop en premier lieu, après son frère, Miltitz, Fontenay et à qui plus que vous trouverez à propos.

Notre petit Kindskopf s'il pouvait parler, vous ferait bien de beaux compliments; mais comme cela est encore impossible il vous faut vous contenter que vous avez un autre Kindskopf qui peut faire des compliments pour lui. Adieu mon ange pour la seconde fois. Vous voyez quand

eine Verschreibung, wie sie Maria in diesen ersten Jahren öfters begegnete. Die Verhältnisse passen auf 1742, wo die Wahl Karls VII. am 24. Januar, seine Krönung am 12. Februar vollzogen wurde. Da Marias erster Sohn am 25. Dezember 1741 geboren ist, so wäre der Scherz des letzten Absatzes, falls er im Januar 1741 geschrieben wurde, nicht nur eine Geschmacklosigkeit, sondern geradezu sinnlos.

1) Das hier stehende Wort ist unleserlich, vielleicht: pour à l'heure.

j'ai une fois commencé il n'y a point de fin. Toute à vous jusqu'au revoir

Marie.

Man sieht aus diesem Briefe, daß sie bereits die Zuneigung ihres Schwiegervaters, den sie übrigens nicht immer wie hier mit seinem Titel, sondern gern mon très cher beau-père nennt, gewonnen hatte. Aus anderen Stellen ersehen wir noch deutlicher, daß es Wilhelm war, der für sie den Necknamen „Kindskopf“ erfunden hatte. Wenn man erwägt, daß der damals sechzigjährige Statthalter etwas Feierliches und Zeremonielles nebst dem allen Mitgliedern seines Hauses eigenen stark ausgeprägten Standesbewußtsein hatte, und wenn man dagegen bedenkt, wie geneigt Maria von Natur war, sich über alle Förmlichkeiten hinwegzusetzen, wo dieselben keinen Sinn hatten, so verrät uns dies eine Wort, mit dem Wilhelm seine junge Schwiegertochter belegte, genug, um uns eine Vorstellung von dem Tone zu machen, auf den der Verkehr dieser beiden damals gestimmt war. Der Statthalter und spätere Landgraf hat eine wirkliche und aufrichtige Zuneigung zu Maria gehabt, die freilich ganz zuletzt, als er leidend und stumpfsinnig geworden war, Maria aber nicht von seiner Seite lassen wollte, für sie ein Martyrium werden sollte.

Um die Stellung zu ihrem Gatten zu bezeichnen, mag hier zunächst der Schluß eines undatierten Briefes stehen, dessen letzte Worte, wie man nicht vergessen darf, aus der Feder einer Frau kamen, die immer eine abgesagte Feindin aller leeren Redensarten gewesen ist.

Il n'y a rien qui passe ici qui est nouveau, excepté que je crois (Dieu me pardonne!) que la Princesse Max a un nouvel amant qui est le jeune Colloredo. Elle a été ici avant-hier dans la plus gracieuse humeur du monde. Vous voyez que je vous écris toutes les sottises qui me viennent en tête, étant persuadée que vous ne les raconterez à personne. Adieu, pensez à moi quelquefois et soyez persuadé que je suis toute à Mr. Fritz depuis la tête jusqu'aux pieds.

Molly.

Die Prinzessin Max, über die Maria hier spottet, war die damals etwa 42jährige Gattin eines jüngeren Bruders des Statthalters; um glaublich zu machen, daß es sich bei diesem „neuen Liebhaber“ mehr um eine komische als um eine unerlaubte Sache handelte, kann hinzugefügt werden, daß diese Prinzessin Max bereits vor zehn Jahren zum siebentenmale Mutter geworden war.

Ganz eigentümlich berührt der Inhalt des folgenden Briefes, den Maria ebenfalls an ihren zu den Krönungsfeierlichkeiten in Frankfurt weilenden Gatten richtete.

Mon ange, j'ai eu le prince George¹⁾ avec moi jusqu'à ce moment, qui m'a dit que vous deviez revenir plus tôt que vous (ne) souhaitiez. J'espère que ce n'est pas à cause de moi, car je me reprocherais d'accourir vos plaisirs, à condition que vous m'aimiez toujours. Votre

1) Wohl der jüngste damals lebende Bruder des Statthalters.

soeur¹⁾ m'a dit que c'est faute d'argent. J'espère que si cela était la raison, vous seriez persuadé que quand j'en ai c'est à votre service. J'ai 100 pistoles, si cela peut vous servir c'est tout à votre service. Je vous reproche que vous ne m'avez pas demandé, si j'en avais; car vous pouvez être persuadé que quand j'en ai c'est à votre service. Guillaume²⁾ dit qu'il a un Kindskopf pour père, car vous n'avez pas demandé après lui depuis longtemps. Adieu mon ange, je vous aime tendrement.

Marie.

Ein Beispiel dafür, wie still Marias Leben dahinfloß, während ihr Gatte sich anderwärts belustigte, ist der folgende Brief aus dem Monat Mai des Vorjahres. Es ergibt sich aus ihm auch, daß schon damals Friedrichs Briefe manchmal selten und kurz waren und er selbst seiner Frau gegenüber das Zeremoniell nicht ablegte. Denn auf letzteres bezieht sich das deutsche Wort des vorletzten Satzes, das Maria vielleicht irrtümlich wählte, verleitet durch das englische *stately*, das „formell“ bedeutet.

J'ai eu le plaisir de recevoir une lettre de vous³⁾. Il me semble que vous vous divertissez fort bien. Jusqu'au-

1) Maria, die einzige Schwester Friedrichs.

2) Ihr damals zweimonatlicher erster Sohn.

3) Ein anderer Brief beginnt: J'étais charmée en recevant votre lettre de trouver que vous étiez tous en bonne santé. Mon cher, vous n'avez pas besoin de faire des excuses de n'avoir pas répondu à ma dernière; car tout ce que je prétends est que vous m'écriviez quand vous n'avez rien de mieux à faire.

jourd'hui nous avons passé nos jours comme à l'ordinaire. Cette après-midi nous partons pour Wabern. Jusqu'à samedi nous verrons le prince de Waldeck, de quoi je suis bien aise. J'ai fait vos compliments à votre soeur, qui vous est infiniment obligée comme sont les dames à qui vous avez fait vos compliments. Personne ne va avec nous que Tinny¹⁾ et Halcken et du Rossey. Il me semble que je vous ai dit tout ce qui se passe ici. On m'appelle pour dîner, ainsi il faut finir bon gré mal gré, en vous assurant que vous m'avez faite extrêmement heureuse avec votre obligeante lettre, qui est à la fin un peu stadtllich. Adieu encore et pensez quelquefois à moi.

Marie.

Daran schliessen wir die folgenden zwei Briefe:

Cassel le 17. Sept. 1742.

Mon cher Fritz. Je suis dans une extrême impatience d'apprendre de vos nouvelles. Je m'étais flattée que j'en aurais aujourd'hui, mais les lettres ne sont pas encore arrivées. Pour des nouvelles je n'en ai point à vous dire d'ici. Nous allons notre vieux train. Nous dînons chaque jour dans l'Orangerie où il fait si froid qu'on a été obligé de mettre les oranges ainsi que nous dînons tous les jours dans un bois. Avant que vous êtes parti vous m'avez permis d'aller à Loo²⁾ si votre père le permettait. J'entends que le roi et mon frère³⁾ passeront la mer, ainsi

1) Über diese Hofdame Marias siehe weiter unten.

2) Ein Lustschloß des Prinzen von Oranien.

3) Der Herzog von Cumberland.

que je serais sûre de voir mon frère si j'y suis. Je partirai aussitôt que j'ai la permission de votre père. Ainsi je vous prie d'adresser vos lettres à Laurenzy à la Haye. Je vous prie, donnez-moi souvent de vos nouvelles car je suis extrêmement impatiente de savoir comment vous vous portez. Je vous prie, faites nos compliments au prince George¹⁾ et dites-lui que nous buvons tous les jours à sa santé. Vous pouvez être persuadé, mon cher, que vous n'êtes pas oublié et que la vôtre est bue tous les jours. Si j'ai écrit comme une bête, pardonnez-moi, car vous savez que je ne suis pas forte pour le français. Adieu mon ange, je ne veux pas vous ennuyer plus longtemps, mais soyez persuadé que personne ne vous est plus attachée que votre affectionnée femme Marie.

Cassel le 20. Septembre 1742.

Mon cher ami, j'ai reçu votre lettre du 15. Il ne m'est pas possible de vous dire comme je vous suis obligée de l'amitié que vous me marquez. Je vous ai mandé dans ma dernière que je voulais demander la permission de votre père pour aller à Loo. Il me l'a permis de la manière la plus gracieuse. Il part aujourd'hui pour Wolkersdorf, où il reste quatre semaines. Je suis fâchée que votre soeur sera seule, mais ce m'était impossible de l'inviter de venir avec. Elle est à présent un peu fâchée contre moi, mais j'espère que cela se passera, comme cela est arrivé déjà souvent. Je pars demain

1) Der Bruder des Statthalters.

d'ici. Je suis en grande espérance de vous voir car je serai à Munster samedi au soir. Adieu mon ange; je vous prie ne m'oubliez pas et donnez-moi souvent de vos nouvelles. Car rien ne m'est plus à coeur que de savoir que mon cher Fritz se porte bien et pense quelquefois à moi. Adieu mon cher ami, et croyez-moi toujours votre très fidèle et attachée femme.

Marie.

Die Nachschrift dieses Briefes lautet:

La Kemp me gronde que je n'ai dit rien pour elle.

Über diese Hofdame Marias sind wir durch die bis jetzt vorliegenden Dokumente nur mangelhaft unterrichtet. Tinny Kempen war augenscheinlich Engländerin von Geburt, und ihrer Herrin aus der alten Heimat in die neue gefolgt. Sie stand mit ihr ungefähr in gleichem jugendlichen Alter und theilte manche Charaktereigenschaft mit ihr: neckisch, ja übermütig ausgelassen, zeichnete sie sich durch eine Treue ohnegleichen gegen Maria aus, so daß sie bald zur innigsten Freundin wurde, mit der jene alles theilte, sogar die Neigung ihrer Kinder. So wird sie uns später noch oft in dieser Lebensgeschichte begegnen. Schwerer fällt es, zu sagen, welche Stellung Tinny Kempen in den ersten Jahren der Ehe Marias besonders ihrem Gatten gegenüber eingenommen habe. Prinz Friedrich gefiel die muntere Engländerin und, von sehr früh auf gewohnt, sich in dieser Beziehung keine Beschränkung aufzuerlegen, erlaubte er sich Vertraulichkeiten, um nicht zu

sagen Zudringlichkeiten ¹⁾. Fragt man sich, was die Hofdame dem gegenüber thun sollte, vorausgesetzt, daß sie ihre Gebieterin weder verlassen noch verraten wollte, ja es vorzog, als Anziehungspunkt für den flatterhaften Gatten in ihrer Nähe zu bleiben, so war das Gescheiteste dasjenige, was sie gethan zu haben scheint: sie nahm die Absichten des Prinzen von der tragikomischen Seite, that, als wenn ihr alles in der Welt an seiner Liebe — der platonischen wohlgemerkt — gelegen sei, als wenn ihr Glück davon abhängе, daß er ihrer auch in der Ferne oft und in Treuen gedenke und machte Maria selbst zur Vermittlerin ihrer Botschaften — persönlich in ihrer drolligen, halb-närrischen Weise immer unnahbar. Ob diese Auffassung eine zutreffende ist, mag der Leser nach Vorlegung der hergehörigen Briefe selbst urteilen, dabei aber zweierlei nicht vergessen, daß Maria auch den damals an Höfen allgemein üblichen Unsittlichkeiten gegenüber immer eine unerbittliche Richterin gewesen ist, und ferner, daß ihr lebelang niemand aus ihrer Umgebung ihrem Herzen näher gestanden hat als Tinny Kempen.

Auf ihrer Rückreise von Loo, wohin die unzertrennliche Tinny sie selbstverständlich auch begleitet hatte, schrieb Maria aus Münster am 8. November 1742:

Je suis justement arrivée et je voulais vous écrire pour vous faire souvenir que la petite Molly est encore en vie. Car je commence à croire que vous m'avez tout à fait

1) Auf solche deutet eine Stelle in Marias Briefen entschieden hin.

oubliée. Je n'ai pas reçu une lettre de vous de trois semaines. J'espère que vous vous divertissez bien et qu'il n'y a point de mauvaise humeur en campagne. Je vous prie, faites mes compliments au prince George et à tous mes amis et croyez-moi toujours votre très sincère amie et attachée femme.

Marie.

Diesem Brief liegt nun ein Blatt von Tinny Kempen bei:

Dear angel Prince Fiddy.

I give you a thousand thanks for your letter and ten thousand thanks for your obliging promiss to love me always. I can promiss you on my side, I will never forget the goodness you have always had for me and am sure no one in the world wishes your happiness more than I do. I am sorry to find, you won't see the king this year, nor a brother in law I am sure you would have found worthy of your friendship. The princess and I talk of you very often, and I drink your health every day at dinner, for supper I never eat according to my custome. The princess is very well. Dear Prince Fiddy, I recommend myself to your good graces and I entreat you to believe me with the greatest truth and respect your sincere and faithfull and devoted humble servant

Tinny.

I hope Bell is well after her march and beg my compliments to her.

Diëser Brief ist ein lustiges Gemisch von aufrichtiger Ergebenheit und Neckerei, von der kecken Anrede bis zu der formellen Schlufsformel, und die Empfehlungen an das Reitpferd des Prinzen geben ihm eine würdige Nachschrift.

Am 3. Dezember des gleichen Jahres schreibt Tinny unter einen Brief Marias

My dear Prince Fiddy. I am ready to cry! We shall not have the pleasure to see you so soon as we expected. The devil take the French¹⁾, I say, for making you all run after them thus and I hope you will beat them well for it. God bless you, angel Prince Fiddy, and pray love your fool Tinny a little for she loves you a great deal and will always —

Hier endet dieser Brief mit einem Strich, als wenn Maria der Hofdame das Blatt entzogen und so dem Scherz ein Ende gemacht habe, der ihr vielleicht manchmal zu übermütig erschien, weshalb sie z. B. einmal schreibt: *La méchante Tinny vous remercie très humblement d'avoir pensé à elle et vous assure que son Marie se porte à merveille* — letzteres ein Wortspiel zwischen Mari und dem Namen der Prinzessin, welche von der unvermählten Tinny dem Prinzen gegenüber als „ihr Gatte“, dem sie treu bleiben müsse, bezeichnet wurde.

Der Feldzug, auf den sich in diesen letzten Briefen einiges bezieht, ist der österreichische Erbfolgekrieg, den

1) Der Prinz lag damals mit der pragmatischen Armee zu Felde.

Maria Theresia gegen den Kurfürsten Karl Albert von Bayern, der als Kaiser Karl VII heisst, geführt hat. Eine bekannte Thatsache ist, dass in diesem Kriege hessische Truppen auf beiden Seiten gestanden haben, und wenn sie auch vertragsgemäss nie gegen einander ins Feuer gekommen sind, doch ein schlagendes Beispiel für die Begriffsverwirrung liefern, die im vorigen Jahrhundert in den Köpfen mancher Fürsten geherrscht und schliesslich zu dem übel berüchtigten, viel verschrieenen, freilich auch oft falsch beurteilten Menschenhandel nach Amerika geführt hat. Es waren 3000 Mann im Dienste Karls VII., 6000 aber bei der sogenannten pragmatischen Armee, und bei diesen befand sich auch Prinz Friedrich. Als es 1743 zu jener Schlacht bei Dettingen kam, wo König Georg so zweifelhafte Lorbeeren davontrug, sein Sohn Cumberland aber verwundet wurde, befand sich das hessische Corps von den Niederlanden her im Anrücken und kam zur Schlacht zu spät, sehr zur Zufriedenheit Marias, die am 29. Juni 1743 aus Cassel schreibt:

Je suis charmée d'apprendre que vous n'êtes pas venu que jusqu'à ce que c'était fini. Je suis charmée que les Français ont été battus. Mais à la fin ils ont bien couru pour se sauver.

Sehr weitgehend war Marias innere Beteiligung bei diesen Vorgängen nicht. Sie gaben ihr nur Anlass zu einigen Scherzen. Dem schon erwähnten Prinzen Max, den sie auch sonst zur Zielscheibe ihres Spottes nahm, hätte sie bei dieser Gelegenheit gern eine kleine Beschämung gegönnt. Sie schreibt am 6. Juli 1743:

Le prince Max vous est infiniment obligé pour la relation de la bataille (de Dettingen). J'ai espéré que vous lui auriez écrit quelque violent mensonge et il aurait été par toute la ville assurer que cet était vrai, car vous le lui aviez écrit¹⁾.

Fahnenflucht kam in diesem Feldzuge, wie bei der Art der Aushebung und den moralischen Anschauungen der Führer nicht verwunderlich ist, mehrfach vor. Die Eltern der unglücklichen Flüchtlinge, die ihre Söhne nicht für unverständene oder nicht geteilte politische Ansichten opfern wollten, wandten sich wiederholt an die für ihre Herzensgüte bekannte Prinzessin, die denn auch nie verfehlte, ihnen Verzeihung auszuwirken, wie wir aus verschiedenen Briefen Marias an ihren Gatten entnehmen.

Gegen Ende des Jahres 1744 wurde das landgräfliche Haus von einem schweren Kummer heimgesucht. Wilhelm VIII. besaß außer seinem Sohne Friedrich nur noch eine Tochter, Maria, die, damals 23 Jahre alt, mit dem Markgrafen Karl Albrecht zu Brandenburg-Schwedt verlobt war. Die Hochzeit stand unmittelbar bevor, als der Tod sie dahinraffte. Zwei Tage nach diesem erschütternden Ereignis schreibt Maria an ihren Gatten:

Cassel le 21. Nov. 1744.

Mon cher Fritz, comme je n'ai qu'une mauvaise nouvelle à vous apprendre, j'avais grande envie de ne pas vous écrire. Votre soeur mourut avant-hier au soir ce

1) Der Stil ist überall unverändert belassen worden.

qui a extrêmement touché le Statthalter comme vous pouvez croire. Il est parti ce matin pour Amelienthal et demain il va à Sattembourg¹⁾. La maison est dans une horrible confusion à présent, comme vous pouvez croire. Le petit se porte, Dieu soit loué, fort bien. J'espère que vous vous portez bien et que tout ira à votre contentement. Adieu, et croyez-moi toujours votre très attachée femme.

Marie.

Der späteste uns erhaltene Brief Marias an ihren Gemahl mag schliefslich auch noch einen Platz finden. Er hat insofern ein Interesse, als er uns nahe an die Zeit heranföhrt, wo die Entfremdung zwischen den Gatten anhub, die, von Jahr zu Jahr steigend, ihre Besieglung in einer Ehescheidung finden sollte, die ihrerseits freilich durch andere Ereignisse notwendig gemacht worden war.

Cassel le 26. Jan. 1745.

Je vous aurais écrit plus tôt, mon cher Fritz, mais on m'a toujours assuré que vous seriez ici dans quelques jours. Schmerfeldt est venu ici vendredi au soir et Weichmar (?) hier. Nous avons été tous très surpris de la mort de l'empereur²⁾. Je suppose que, la fin de la semaine qui vient, j'aurai le plaisir de vous voir. Mon-

1) Wohl Sababurg.

2) Karl VII.

Le prince Max vous est infiniment obligé pour la relation de la bataille (de Dettingen). J'ai espéré que vous lui auriez écrit quelque violent mensonge et il aurait été par toute la ville assurer que cet était vrai, car vous le lui aviez écrit¹⁾.

Fahnenflucht kam in diesem Feldzuge, wie bei der Art der Aushebung und den moralischen Anschauungen der Führer nicht verwunderlich ist, mehrfach vor. Die Eltern der unglücklichen Flüchtlinge, die ihre Söhne nicht für unverständene oder nicht geteilte politische Ansichten opfern wollten, wandten sich wiederholt an die für ihre Herzensgüte bekannte Prinzessin, die denn auch nie verfehlte, ihnen Verzeihung auszuwirken, wie wir aus verschiedenen Briefen Marias an ihren Gatten entnehmen.

Gegen Ende des Jahres 1744 wurde das landgräfliche Haus von einem schweren Kummer heimgesucht. Wilhelm VIII. besaß außer seinem Sohne Friedrich nur noch eine Tochter, Maria, die, damals 23 Jahre alt, mit dem Markgrafen Karl Albrecht zu Brandenburg-Schwedt verlobt war. Die Hochzeit stand unmittelbar bevor, als der Tod sie dahinraffte. Zwei Tage nach diesem erschütternden Ereignis schreibt Maria an ihren Gatten:

Cassel le 21. Nov. 1744.

Mon cher Fritz, comme je n'ai qu'une mauvaise nouvelle à vous apprendre, j'avais grande envie de ne pas vous écrire. Votre soeur mourut avant-hier au soir ce

1) Der Stil ist überall unverändert belassen worden.

qui a extrêmement touché le Statthalter comme vous pouvez croire. Il est parti ce matin pour Amelienthal et demain il va à Sattembourg ¹⁾. La maison est dans une horrible confusion à présent, comme vous pouvez croire. Le petit se porte, Dieu soit loué, fort bien. J'espère que vous vous portez bien et que tout ira à votre contentement. Adieu, et croyez-moi toujours votre très attachée femme.

Marie.

Der späteste uns erhaltene Brief Marias an ihren Gemahl mag schliefslich auch noch einen Platz finden. Er hat insofern ein Interesse, als er uns nahe an die Zeit heranföhrt, wo die Entfremdung zwischen den Gatten anhub, die, von Jahr zu Jahr steigend, ihre Besieglung in einer Ehescheidung finden sollte, die ihrerseits freilich durch andere Ereignisse notwendig gemacht worden war.

Cassel le 26. Jan. 1745.

Je vous aurais écrit plus tôt, mon cher Fritz, mais on m'a toujours assuré que vous seriez ici dans quelques jours. Schmerfeldt est venu ici vendredi au soir et Weichmar (?) hier. Nous avons été tous très surpris de la mort de l'empereur ²⁾. Je suppose que, la fin de la semaine qui vient, j'aurai le plaisir de vous voir. Mon-

1) Wohl Sababurg.

2) Karl VII.

land empfangen haben, wie sie es auch nicht versäumt hatte, sich auf der Hinreise einige Zeit im Haag am Hofe ihres Schwagers, des Prinzen von Oranien, aufzuhalten.

Damit ist die Schilderung der ersten Jahre der Ehe erschöpft. Wenn sie nicht sehr reichhaltig ist, so liegt das nicht nur daran, daß die Nachrichten über diesen Lebensabschnitt Marias spärlich fließen. Sollten selbst einmal zahlreichere Dokumente sich auffinden lassen, so wird über Marias Ehe doch wenig mehr zu sagen sein, als daß sie, aus politischen Rücksichten geschlossen, trotz des redlichen Willens und der Hingabe der Gattin nicht glücklich werden konnte, weil ihr der Gatte die hier einzig denkbare Grundlage, eine aufrichtige Hochachtung seines Wesens, nicht gewähren konnte.

Jedoch das Glück, das Maria als Gattin versagt blieb, hat sie in der Erfüllung ihrer Pflichten als Mutter gefunden, freilich nicht ohne einen heißen und ununterbrochenen Kampf darum zu führen. Kampf war aber dasjenige, was ihre kräftige Natur am wenigsten schrecken konnte, und trotz allen Schicksalsschlägen hat, so lange sie lebte, reicher Segen auf ihrem Werke geruht.

Drittes Kapitel.

Maria und ihre Söhne bis zur Übersiedelung derselben nach Kopenhagen.

Vier Söhne hatte Maria innerhalb fünf Jahren ihrem Gatten geschenkt. Den ersten, der anderthalb Jahre nach der Hochzeit am Weihnachtstage des Jahres 1741 geboren war, nahm ihr nach wenigen Monaten der Tod nach jenem eigentümlichen, auf eine alte Verwünschung zurückgeführten Geschick, das die Erstgeborenen in der Landgrafenfamilie nach kurzer Lebensdauer mehr als einmal hinweggerafft hat. Den anderen Söhnen war ein langes Leben beschieden, indem der jüngste, Friedrich, das neunzigste Lebensjahr fast vollendete, der vorjüngste, Karl, diese hohe Lebensgrenze um nahezu zwei Jahre überschritt, während der älteste, Wilhelm, mehr denn siebenundsiebzig Jahre alt geworden ist.

Diese lange Lebensdauer, die bevorzugte Stellung, die eigentümlichen Charakteranlagen und die mannigfachen Schicksale in bewegter Zeit sichern allen dreien das all-

gemeine Interesse, doch sammelt sich dasselbe wohl auf dem ältesten, dem späteren Regenten von Hessen, dem Wilhelmshöhe bei Kassel seinen Namen und seine Prachtbauten verdankt, während er in anderen Dingen eine oft übel angebrachte Sparsamkeit walten liefs; der an dem sogenannten Menschenhandel seines Vaters sich beteiligte, während er gleichzeitig in der ihm persönlich gehörigen Grafschaft Hanau eine segensreiche Regierung führte; der den alten Kurfürstentitel aus antiquarischer Liebhaberei annahm, vor Napoleon flüchten und dem elenden Jérôme weichen mußte, der, als er zurückkehren konnte, in den sieben Jahren Verbannung „nichts vergessen und nichts gelernt“ hatte, den Zopf wieder einführte und seinen militärischen Lächerlichkeiten lebte, und heute auf Wilhelmshöhe in der künstlich hergestellten Ruine einer mittelalterlichen Burg zwischen allerwärts her zusammengeschlepptem antiquarischen Plunder begraben ruht. Die Jugendgeschichte dieses Herrschers kann aus den zahlreichen Dokumenten, die noch vorhanden sind, bis in die kleinsten Einzelheiten hinein entwickelt werden: sein späteres Wesen vermag sie aber doch nicht vollständig zu erklären. Mancher Zug wird uns in dem Knaben und Jüngling begegnen, aus dem ersichtlich die Fehler des Mannes erwachsen sind. Aber vieles bleibt übrig, für dessen Entstehung man nur eins jener ziemlich inhaltslosen Worte anwenden kann, mit denen die nicht selten in der Geschichte auftretende Umwandlung eines anfangs tüchtigen Herrschers bezeichnet zu werden pflegt, an denen aber das eine richtig ist, dafs, um mit einem grofsen französ-

sischen Historiker zu reden¹⁾, die Machtfülle eines durchaus unumschränkt regierenden Herrschers mehr ist, als die meisten Menschen unbeschadet ihrer geistigen Kräfte vertragen können. Das wenigstens wird klar hervortreten, daß die trefflichste von außen herangebrachte Erziehung ursprünglichen, ererbten Anlagen gegenüber machtlos ist, und was sie erreicht, nicht dasselbe ist, wie kraftvoll aus innerer Tüchtigkeit erwachsenes Wesen.

Die Erziehung der drei Prinzen lag fast vollständig in Marias Hand. Der Vater war, wie geschildert, auf seinen Feldzügen und Reisen viel von Hause abwesend, und auch wenn er in Kassel weilte, von den unvermeidlichen Verpflichtungen des Hoflebens und den für seine Natur auch unvermeidlichen wenig noblen Passionen zu sehr in Anspruch genommen, um einen ernsthaften Einfluß auf die Erziehung seiner Kinder gewinnen zu können. Er liefs sich wohl Bericht erstatten, wie das schicklich war, und sprach ein Wort in den äußerlichen Fragen des kleinen Hofhaltes mit, aber damit hatte es auch sein Bewenden. Etwas anders stand es mit dem Großvater, dem regierenden Landgrafen, der bei der Erziehung der Enkel in weit ausgedehnterem Maße Berücksichtigung verlangte und Maria dadurch sogar manchesmal unbequem wurde. Er war in seinen Anordnungen augenscheinlich irgendwelchem Ein-

1) Hippolyte Taine, *Les origines de la France Contemporaine* I. „Deux choses sont pernicieuses à l'homme, le manque d'occupation et le manque de frein; ni l'oisiveté, ni la toute-puissance ne sont conformes à sa nature, et le prince absolu qui peut tout faire . . . finit par devenir inutile et malfaisant.“

spruch, selbst vonseiten der sehr geliebten Schwiegertochter, nicht zugänglich, so dafs diese, wie wir noch sehen werden, öfters hinter seinem Rücken handeln mußte, und froh war, wenn er sich damit begnügte, den Enkeln Anzüge auszusuchen, die sie häfslich fand, ohne es aussprechen zu dürfen.

Naturgemäfs wachten Frauen über die ersten Lebensjahre der Prinzen, unter ihnen besonders die treue Tinny Kempen, der von Maria das gröfste Anrecht auf die Zuneigung der drei Knaben eingeräumt wurde. Zwischen den beiden Freundinnen hiefsen die Prinzen stets „unsere Jungen“, und Lob und Tadel aus Tinnys Munde wurde dem eigenen Urteil der Mutter gleichgeachtet. Da Maria mit ihrer Hofdame stets englisch sprach, lernten die Prinzen diese Sprache sehr früh, und für Französisch war durch Anwesenheit einer Schweizerin gesorgt, so dafs Prinz Wilhelm schon im siebenten Jahre fähig war, englische und französische Briefe zu schreiben. Deutsch kam sehr schlecht dabei fort: die deutschen Buchstaben der Prinzen blieben lange äufserst ungelenk, und die Sprache war ihnen in der Kindheit niemals Muttersprache, und erst später lernte vor allem der älteste dieselbe völlig beherrschen.

Als Prinz Wilhelm im siebenten Jahre steht, finden wir bereits bei ihm den aus Lausanne gebürtigen Schweizer Stoupanus, dessen Unterricht er bis zu seinem vierzehnten Jahre genossen hat. Maria schreibt am 17. Juli 1750 aus Hannover, wo sie bei ihrem Vater weilte: „Ich war etwas überrascht und traurig, dafs einer Deiner Tage bei Stoupanus nur gut begann. Du weifst, ich erwarte von

Dir, daß Du bei jedermann gut thust von Anfang bis zu Ende. Sage, wiederholst Du Deine Geographie gut und ist Mademoiselle zufrieden mit Dir? Ich verlange danach, zu hören, daß Du und Deine Brüder in Amelienthal artig gewesen seid, und zweifle nicht, daß Du sauber essen wirst und hübsch aufmerken, wenn man zu Dir spricht!“

Stoupanus besaß, wie uns das erhaltene Verzeichnis seiner kleinen Bibliothek zeigt, mannigfaltige Interessen, die sich sogar auf Anatomie erstreckten und ihn zur Anschaffung von den Schriften des Humanisten Joh. Math. Gesner bewogen. Im Interesse seiner Zöglinge trieb er selbst Fortifikationslehre. Sonst scheinen juristische und historische Studien sein eigentliches Fach gewesen zu sein. Doch war er auch ein tüchtiger Mathematiker, bei dem selbst Maria nicht verschmähte, Unterricht zu nehmen, und unter seiner Leitung hat sie es in dieser den Frauen wenig zusagenden Wissenschaft jedenfalls bis zu den Gleichungen mit drei Unbekannten gebracht. Um die Liste seiner Fähigkeiten zu vervollständigen und diesem bescheidenen Mann, dessen späteres Schicksal unsere Teilnahme erregen wird, noch einige Zeilen zu widmen, können wir noch hinzufügen, daß er musikalisch war und mit Eifer Schach spielte, eine Liebhaberei, die er auf den Prinzen Karl übertragen hat. Mit der „Mademoiselle“ war er durch Freundschaft, vielleicht noch durch eine andere Neigung verbunden. Sie erkrankte und starb nach langem Leiden. Maria rief ihn aus Göttingen, wo er mit den Prinzen war, nach Kassel, und er wich nicht von der Seite der

leidenden Landsmännin, deren Schicksal, fern von den köstlichen Ufern des blauen heimatlichen Sees im rauheren Norden zu sterben, er wenige Monate später teilen sollte.

Etwa zwei Jahre nachdem er sein Amt angetreten, wurde der ihm von der Universität Lausanne her bekannte Simon Causid zu dem zweiten Prinzen berufen, der, aus einer in Kassel ansässigen Réfugiéfamilie stammend, damals etwa zweiundzwanzig Jahre alt war. Er war Theologe von Fach und hatte nach Vollendung seiner Studien zu Marburg und dem damals hochbedeutenden Göttingen eine Hauslehrerstelle zu Zelle bei den Beaulieu-Marconnay bekleidet, durch die er dem Kasseler Hof empfohlen wurde. Für seine allgemeinen Interessen spricht, dafs er im Jahre 1783 ein „Verzeichnis der kurfürstlich hessischen Gemäldesammlung in Kassel“ verfaßt hat, dessen auf der Kasseler Bibliothek bewahrtes Handexemplar mannigfache Notizen von seiner Hand trägt.

Im Oktober 1750 wurde derjenige mit der Erziehung zunächst der beiden ältesten, dann aller drei Prinzen betraut, der neben der Mutter den stärksten und dauerndsten Einfluß auf sie üben und nach einer Unterbrechung von vier Jahren das Erziehungswerk zu seinem Abschlufs bringen sollte: Salomon de Charrière de Sévery. Er stammte aus einer vornehmen Schweizer Familie, deren Mitglieder mehrfach mit ähnlichen verantwortlichen Aufgaben betraut gewesen sind. Nachdem er durch seine Mutter eine sorgfältige Erziehung genossen, seine Studienzeit in Basel erledigt und durch eine Reise nach Paris, der Stadt par

excellence, seiner Bildung eine Abrundung gegeben hatte, war er drei Jahre hindurch Gouverneur des Prinzen Friedrich Wilhelm von Isenburg-Birstein gewesen. Mit diesem besuchte er zum zweitenmal Paris, wurde bei Hofe vorgestellt und erwarb sich durch sein Wesen eine Reihe von Freunden, unter denen besonders der damalige dänische Gesandte Bernstorff später für ihn von annehmllichem Nutzen sein sollte. In Hanau lernte ihn der alte Landgraf Wilhelm kennen und gewann ihn für seine Enkel.

Sehr bezeichnend ist es, daß Sévery, als er seine Ernennungsurkunde in der Hand hielt, mit unwilligem Staunen ersah, daß er nur zum Sousgouverneur mit einem entsprechend niedrigen Gehalt ernannt sei. Vergeblich wurde er beim Landgrafen vorstellig, daß dies nicht den ihm gemachten Anerbietungen entspreche. Der Landgraf nahm es sehr übel auf, daß Sévery ihm „Gesetze vorschreiben“ wolle, erklärte, daß der Titel Gouverneur en Chef nur von einem höheren Militär beansprucht werden könne und bedeutete Sévery, daß er sich bescheiden müsse. Das that dieser denn auch, einmal, weil ein Gouverneur en Chef nicht vorhanden war, er also in der That dessen Amt erfüllte und dem entsprechend von allen behandelt wurde, dann, weil Maria das Verfahren ihres Schwiegervaters dadurch ausglich, daß sie Sévery heimlich sein Gehalt verdoppelte, ihm für die Sicherung seiner Zukunft weitgehende Versprechungen machte und sich sogar bemühte, in einem äußerst huldvollen Schreiben an Séverys Mutter jede etwa noch bleibende Empfindlichkeit

zu beseitigen. Sévery hat sich die Gunst Marias nicht nur zu erhalten gewußt, sie hat sich im Lauf der Jahre in eine wirkliche Freundschaft umgewandelt, die auch während der vier Jahre, in denen Sévery durch den Willen des Landgrafen von den Prinzen entfernt gehalten wurde, keine Unterbrechung erlitt. Sie blieb mit dem unterdessen in die Schweiz zurückgekehrten in brieflicher Verbindung und sorgte auch dafür, daß ihre Söhne ihn nicht vergaßen und ihm des öfteren schrieben. Sobald aber der alte Landgraf die Augen geschlossen hatte, dachte sie daran, Sévery wieder zurückzurufen und führte dies auch sobald thunlich, das heißt nach einigen Monaten, aus. Was der vorurteilsfreien Frau an dem Schweizer Edelmann besonders zugesagt hat, können wir aus den Worten entnehmen, in denen Prinz Karl seinem ehemaligen Erzieher in seinen Denkwürdigkeiten ein ehrendes Denkmal gesetzt hat. Es heißt dort: „Sévery, ein ziemlich junger Mann, der sehr freisinnige Ideen hatte, sagte uns oft, wenn er hochfahrende Ideen bei uns bemerkte: Bildet euch nichts darauf ein, daß ihr Prinzen seid, denkt daran, daß ihr aus demselben Stoff bereitet seid wie alle übrigen Menschen und daß nur das Verdienst den Wert des Menschen bestimmt.“ Und um zu zeigen, welchen tiefen Einfluß gerade diese Gesinnungsart auf ihn ausgeübt habe, setzt der Prinz hinzu: „Niemand war mehr wie ich von der Wahrheit dieser Worte überzeugt. Der deutsche Michel, die Etikette, die Eitelkeit des Geburtsranges waren mir immer lächerliche Dinge. Von meiner Kindheit an setzte ich mein Vertrauen auf Gott. Ich betrachtete alle Men-

schen als gleichstehend in seinen Augen, nur verschieden nach dem Grade ihrer Liebe zu ihm und zu ihrer Pflicht.“

Das war also die nächste Umgebung der Prinzen: drei junge Leute, die etwa im Alter von 21 bis 26 Jahren standen, und von denen zwei geborene Schweizer waren, der dritte aus einer Réfugiéfamilie entstammte, wie ja Schweizer Franzosen als Prinzenerzieher damals fast zur Regel gehörten.

Inwieweit Maria selbst sich eingehend um alle Einzelheiten der Erziehung kümmerte, zeigen uns ihre Briefe an den Prinzen Wilhelm. Wenn sie von den Kindern getrennt war, was bis 1754 jeden zweiten oder dritten Sommer durch ihren Besuch bei ihrem Vater in Hannover herbeigeführt wurde, schrieb sie posttäglich, also zweimal in der Woche, an ihren Sohn, ihren Bylly, wie sie ihn nennt, oder wie auch wohl die Aufschrift lautet: „For my dear, dear, dear, charming angel Bylly.“ Das ganze Herz der Mutter, das ganze Wesen der Frau liegt in diesen köstlichen Briefen. Ihre Zahl ist, als die späteren Jahre immer längere Trennung brachten, auf nahezu tausend angewachsen. Der Sohn hat sie in einigen Bänden zusammenheften und mit dem allgemeinen Titel: „Correspondance d'une Mère à son Fils“ versehen lassen, und das sind sie auch: was in ihnen steht, ist allgemein gültig, was sie enthalten, muß jedes Herz bewegen. Unter den letzten Brief vom 22. November 1771 hat der Sohn am 20. Januar 1772, eine Woche nach ihrem Tode, die Worte gesetzt: „Dernière lettre de ma chère et adorable

mère que j'aimerais à jamais comme la meilleure et la plus digne de toutes les femmes et qui me fut enlevée le 14. Janvier 1772. Guillaume P. H.¹⁾ de Hesse.“

Welche Töne klingen in diesen Briefen nicht an! Heiterster Scherz, übermütige Laune, bitterstes Seelenleid und trüber Weltschmerz; dem Großen und Guten im menschlichen Leben gönnt sie eine um so überschwenglichere Bewunderung, weil des Schlechten so viel ist, das sie mit harten Worten und schonungslosem Spott verfolgen muß. Mehr und mehr mit den wachsenden Jahren macht sie den geliebten Sohn zum Vertrauten ihrer innersten Gefühle und verborgensten Gedanken. Früh, fast zu früh, beginnt sie damit, aber nur dadurch vermeint sie, seine ihr anvertraute Seele ganz umschließen und dem zuführen zu können, dem sie dafür verantwortlich ist. Unter heißen Thränen ringt sie mit den schlimmen Anlagen, die sie an ihm wahrnimmt, und erschütternd ist der Jubelschrei, mit dem sie das erste Wort wahrer und aufrichtiger Selbsterkenntnis und Reue bei ihm begrüßt. Nichts aus dem Leben ihres Sohnes ist ihr zu unbedeutend, um es nicht in den Kreis ihrer Betrachtungen zu ziehen, kein Ereignis, dem sie nicht mit unvergleichlichem Geschick eine erzieherische Seite abzugewinnen weiß. Unerschöpflich ist sie in den Mitteln, die sie anwendet, um ihn vom Schlechten abzulenken und zum Guten anzu-spornen. Nie ist es zuerst die Fürstin, die zu dem Prinzen, stets die Mutter, die zu dem Sohne spricht, und

1) Prince Héréditaire.

wenn sie mit tiefem sittlichen Ernst von seiner hohen Geburt redet, so geschieht es nur, um ihm dieselbe als eine Verpflichtung zum Guten vorzuhalten, der an Heiligkeit nichts gleichkomme.

Wir haben in diesem Abschnitt zunächst nur aus denjenigen Briefen zu schöpfen, die sie bis zur Übersiedelung der Söhne nach Göttingen geschrieben hat.

„Bylly“ war ein kleiner Hitzkopf, der mitunter seinen Erziehern durch Schreien und Weinen und sonstige Zeichen kindischer Ungeduld schwere Stunden bereitete. Zahlreich sind die Stellen, in denen Maria scherzend gegen diese üble Angewohnheit vorgeht. Sie hat ihrem Bylly einen Ring geschenkt, mit dem Bemerken, wenn er sich nicht bessere, werde der Ring eines schönen Morgens schwarz geworden sein. Nun erkundigt sie sich, ob er auch immer den geheimnisvollen Ring mit Sorgen betrachte. Dann werden auch ernstere Ermahnungen gebraucht:

„Mein liebster Engel. Ich bin sehr betrübt darüber, daß Du wieder heftig gewesen bist. Es ist ein Zeichen, daß Du nicht oft an mich denkst. Denn thätest Du das, so bin ich sicher, Du würdest Dich beherrschen können. Aber da Du die Wahrheit gesagt hast und Mr. Sévery Dir vergeben hat, will ich nichts weiter sagen, als daß ich wünsche, daß Du nicht wieder heftig bist.“

Sehr streng schreibt sie ein andermal:

„Bitte, laß mich wissen, ob Du nicht ungeduldig gewesen bist seit meiner Abreise und ob Du morgens manchmal schlechter Laune bist — ich hoffe, nicht, denn Du weißt, ich hasse übellaunische und faule Leute.“

Wie erfinderisch sie ist, um durch ihre Ermahnungen nicht zu ermüden, zeigt die folgende Stelle:

„Meine Grüsse an Stoupanus, und frage ihn, ob er böse mit mir ist, dafs er mir nichts durch Dich geschickt hat, dafs ich ihn versichere, wie er auch aus meinem Letzten ansehen haben kann, dafs ich ein artiges Kind gewesen bin, weder heftig noch unaufmerksam noch faul, und darum hoffte, dafs er mir mehr mathematische Aufgaben schicken werde.“

Heftigkeit, Unaufmerksamkeit und Trägheit waren ja die Untugenden, die sie bei ihrem Bylly besonders bekämpfen mufste!

Ein weiteres geschickt gewähltes Mittel ist, dafs sie Bylly gegenüber seinen jüngeren Brüdern für ein gutes Beispiel verantwortlich macht, ihn beauftragt, ihnen Stellen aus ihren Briefen vorzulesen, die damit dann auch an seine Adresse gelangten. Auch hier herrscht oft anmutiger Scherz:

„Bitte, gieb Whip ¹⁾ viele Küsse von mir und sage ihm, ich hätte eine Rute für ihn gekauft, da ich höre, dafs er unartig ist, und wenn er sich nicht ändert, soll er sie täglich bekommen.“

An einer anderen Stelle wird der Tadel dadurch gemildert, dafs Whip in einem Atemzuge mit einem Schofs-hündchen genannt wird:

„Ich höre, Whip ist unartig. Das macht mich sehr ärgerlich. Bitte sage ihm das und schreibe mir, wie er und Nancy sich betragen.“

1) Der jüngste Prinz, Friedrich.

Um den Fortgang der Unterrichtsstunden kümmert sie sich eingehend und läßt sich immer die wöchentlichen Zeugnisse senden, sehr unzufrieden, wenn sie nur „La-la“ sind. Wir erfahren unter anderem, daß der Neunjährige schon Plutarchs Biographien, ein Lieblingsbuch Marias, in Übersetzung las und gehalten war, ihr mitzuteilen, welche Charaktere und warum sie ihm am besten gefielen. Daß er schon Bossuet liest, erscheint auch ihr verfrüht — aber mag er ihn immerhin lesen, er wird ihn schon von selbst fortlegen, wenn er ihn nicht mehr mag. Daß die Prinzen schon früh für allerhand praktische Dinge interessiert wurden, ersehen wir aus folgender Stelle:

„Ich danke Dir für Deine Seide, sie ist sehr hübsch und ich will sie gewiß um Deinetwillen behalten. Sag aber, wer wickelt sie ab und wer besorgt die Seidenwürmer? Hoffentlich habt ihr nicht zu viele, denn sie sind sehr ungesund.“

Die Seidenzucht wurde damals in Kassel, später auch in Hanau versucht, und von dort bezog Goethes Vater, als Prinz Wilhelm daselbst regierte, die Eier des kostbaren Schmetterlings, so daß man unwillkürlich an die Stelle aus Dichtung und Wahrheit erinnert wird, wo Goethe auseinandersetzt, warum die Pflege der Seidenraupe „in der That ein äußerst beschwerliches und widerliches Geschäft“ war, das „uns Kindern manche böse Stunde verursachte“¹⁾.

Folgende längere Stellen aus dieser Zeit bedürfen eines erklärenden Wortes nicht:

1) Weimarer Ausgabe 1889, Bd. XXVI, S. 191.

„Mein lieber, lieber, kleiner Engel! Ich bitte Dich zehntausendmal um Verzeihung, dafs ich habe denken können, Whip sehne sich mehr nach mir als Du. Ich hätte meinen lieben Bylly besser kennen sollen und wissen, dafs wenn er sich einmal angeschlossen hat, er seine Freunde nicht vergift. Ich bin hocherfreut, alle Euere Zeugnisse so gut zu finden. Sage, denkst Du daran, Geld in die Tasche zu stecken und es den Armen zu geben? Es kommt nicht darauf an, ob Du es alles fortgiebst, denn wenn Du es gut anwendest, sollst Du immer genug haben. Ich will Dir etwas geben, wenn ich nachhause komme. Bitte grüfse Madame Buttler und Nimptsch und danke Herrn Stoupanus für seine Grüfse. Sage Made-moiselle, ich sei beleidigt, dafs sie mir keine bestellt hat. Gott segne Dich, mein lieber Junge. Ich verlange danach, Dich zu sehen, mehr als ich ausdrücken kann. Dein für immer — Mary.“

Am 10. Juli 1752 schrieb sie:

„Dein Brief war kurz und seine Orthographie schlecht. Wenn Du sagen willst: ‚Ich‘, schreibst Du es mit einem Y, was abscheulich aussieht, und noch verschiedene andere Fehler. Aber er ist zehntausendmal besser als Karls. Ich bin meinem lieben kleinen Whip für seine Grüfse sehr verbunden. Sag ihm, ich liebe ihn zärtlich und sende ihm tausend Küsse und werde ihm schöne Sachen mitbringen. Bitte, grüfse Sévery und sage ihm, sein Brief war entzückend und weit entfernt, dafs er mir zu lang gewesen wäre, wäre ich sehr betrübt gewesen, als er zu Ende war, denn er war das Einzige, was mich erfreut

hat, seit ich Euch verlief. Sag ihm, er soll hübsch auf seine Gesundheit achten. Wie bekommt denn Stoupanus die Eselsmilch? Sag ihm, ich hätte alle Regeln der Bruchrechnung vergessen.“

Überhaupt kümmerte sie sich in eingehender Weise um Wohlsein und Behagen der Erzieher und Lehrer ihrer Söhne:

„Schilt Stoupanus von mir aus, daß er krank ist, und sage ihm, ich lasse ihn bitten, für seine Gesundheit zu sorgen und ein artiges Kind zu sein und einzunehmen, was die Ärzte ihm verschreiben.“

Ende des Jahres 1754 siedelten die drei Prinzen nach Göttingen über. Diese Maßregel veranlafte weniger der Wunsch, ihre Studien in einer anderen Richtung zu fördern, da sie erst 11, 10 und 7 Jahre alt waren, als gewisse äußere Rücksichten, von denen später zu erzählen sein wird. An dieser Stelle beschäftigt uns dieser Ortswechsel nur insoweit, als er innerhalb des kleinen Hofhaltes Veränderungen hervorrief und Anlaß zu einem ausgedehnteren Briefwechsel zwischen Maria und ihrem Billy wurde.

Wir erfahren ¹⁾, daß der Landgraf schon seit 1753 mit dem Gedanken umging, Sévery durch eine ihm mehr zusagende Persönlichkeit zu ersetzen. Wenn das bei Gelegenheit der Übersiedelung noch nicht geschah, so lag

1) Der gleich zu erwähnende Wittorff schreibt am 20. Oktober 1756 an den Erbprinzen Friedrich: „Votre Altesse Sérénissime sait que déjà depuis trois ans Son Altesse Sérénissime le Landgrave s'est proposé de mettre un autre sujet à la place de M. de Sévery.“

das daran, daß eine für solche Stellung geeignete Persönlichkeit nicht so leicht zu finden war. Doch hielt es der Landgraf nicht für erträglich, daß Sévery die Leitung und Vertretung des Hofhaltes in Göttingen und die offiziellen Berichte über das Ergehen der Prinzen übernehme. Nur persönliche Abneigung kann an dieser Auffassung Schuld gewesen sein, denn nach des Landgrafen Tode hat Sévery unbeanstandet eine völlig entsprechende Stellung auf Marias Anordnung hin ausgefüllt. Der Landgraf fand den Ausweg, daß er seinen Oberstallmeister von Wittorff an die Spitze des prinzlichen Hofhaltes berief, ihm aber, um Sévery nicht zu kränken, das Amt des Gouverneurs nur „ad interim“ verlieh. Wittorff schrieb die offiziellen Berichte an den Landgrafen, Sévery berichtete an Maria, freilich nicht unter ihrer, sondern unter der Adresse der vielgetreuen Tinny, woraus man entnehmen kann, daß dieser Briefwechsel dem Landgrafen zum mindesten nicht auffällig gemacht, um nicht zu sagen: verborgen werden sollte.

Wittorffs Berufung war ersichtlich eine der Maßnahmen des Landgrafen, bei denen er Marias Meinung nicht eingeholt und ihre Wünsche nicht getroffen hat, wie eine Schilderung des Mannes und eine Reihe von Stellen aus später geschriebenen Briefen Marias zeigt.

Wittorff erscheint uns aus allem, was wir seinen Briefen entnehmen können als ein Mann strenger, ja aufopfernder Pflichterfüllung und beseelt von großer Dienstreue und Ergebenheit gegen seinen Landesherrn. Ohne diese Pflichttreue würde er sich nicht verstanden haben, eine Stellung anzunehmen und Jahre lang auszufüllen, die von Anfang

an seinen Wünschen wenig entsprach. So aber hat er nicht nur nicht gezögert, dem an ihn ergehenden Befehl nachzukommen, sondern sich sogar später zu dem schweren Schritt entschlossen, seine Familie zu verlassen und trotz seiner Kränklichkeit die Prinzen in das rauhe Klima von Kopenhagen zu begleiten, nicht freilich ohne immer dringender die Bitte auszusprechen, ihn seines Amtes zu entheben.

Pflichttreue und Gewissenhaftigkeit allein befähigen nun aber freilich noch nicht zum Erzieher. Die Stimmung, die in Wittorff durch den immer wieder enttäuschten Wunsch, seine Stellung verlassen zu können, erzeugt wurde, muß als eine für seine Aufgabe denkbar ungünstigste bezeichnet werden. Außerdem aber besaß der sonst vortreffliche Mann einige Eigenschaften, die in den Augen Marias wie in denjenigen eines jeden Sachverständigen als bedenklich erscheinen müssen. Er war, was sich freilich oft mit Pflichttreue verbunden findet, ein schwerfälliger, geistig unbehilflicher, oft kleinlicher Pedant und besaß eine gewisse starke Hinneigung zu einer äußerlichen, wortseligen, salbungsvollen Frömmigkeit. Die erste Eigenschaft wird in den späteren Ereignissen noch hervortreten, die letztere aber war diejenige, welche der klardenkenden, alle leeren Worte hassenden Maria, die nur eine wahre Religion, die der christlichen Gesinnung, kannte, besonders zuwider sein mußte. Sie that, was sie unter den obwaltenden Umständen vermochte, um einer unerwünschten Einwirkung auf ihre Söhne zu begegnen. So schreibt sie, ohne Wittorf zu nennen, aber, wie wir sehen werden, im Gegensatze zu ihm an ihren ältesten Sohn:

„Eine Warnung muß ich Dir zuteil werden lassen, nämlich: es war doch keine Heuchelei in Deinem Brief und der Name Gottes nicht leichtsinnig gebraucht? Bitte, ändere Dich in der Beziehung nicht, denn Du weißt, wie sehr es mich verletzt, und bedenke immer, daß die Grundlage Deiner Religion darin besteht, immer Deinen Schöpfer zu ehren und ihm zu gehorchen und zu handeln, wie Du behandelt zu werden wünschest. Das ist die wahre Religion, und ohne das ist alles Übrige Pedanterie und Unsinn.“

Wozu als Ergänzung gehört:

„Du schließt Deinen Brief wie ein presbyterischer Priester mit Deinem „*grace de Dieu*“. Um des Herren Liebe willen beschwöre ich Dich, nenne Gottes Namen seltener und denke öfters an ihn! Du weißt, ich verabscheue Heuchler und alles, was dem ähnlich ist, und bitte Dich also sehr ernstlich, auch nicht einmal ein solcher zu scheinen, wie Du es augenblicklich freilich thust.“

Liegt in diesen Stellen eine Beziehung auf Wittorff nur insoweit, als diese dringlichen Ermahnungen unmittelbar nach dessen Amtsantritt beginnen und die erste derselben die Heuchelei des Prinzen als eine Sinnesänderung gegenüber seinem früheren Wesen bezeichnet, so tritt Wittorffs Name unverhüllt in einem späteren Briefe in ähnlicher Beziehung auf:

„Du beginnst damit, daß Herr von Wittorff Dir die Beschreibung des Todes der Gräfin ¹⁾ vorgelesen hätte,

1) Die Gräfin wird nicht genannt. Der Zusammenhang legt

und dafs Du gerührt gewesen wärest. Bitte, sag mir nur warum? Denn ich versichere Dir, ich sah nichts Rührendes darin, da das arme Wesen sehr wenig litt. Du sagst, Du bewunderst ihren Tod. Es soll mir recht sein, wenn Du etwas darin findest, was Dir gefällt, ich meinerseits vermag das aber nicht. Denn ich bin fest überzeugt, Gott richtet uns nach unserem Lebenswandel und nicht danach, dafs wir ihn anrufen, wenn es bereits aufser unserer Macht ist, weitere Sünden zu begehen. Das ist eine Lehre für Dich, lieber Bylly, und daran magst Du denken bis ans Ende Deines Lebens. Und sprich nicht nach, was Du (andere sagen) hörst, ohne nachzudenken.“

Welche starken Mittel sie nicht scheute, um gegen diese Gefühlsseligkeit anzugehen, die der Prinz an dem salbungsvollen Wittorff kennen gelernt und nach Kinderart sofort nachgemacht hatte, zeigen einige spätere Worte desselben Briefes.

„Hast Du Lust, Dich rühren zu lassen, will ich Dir Gelegenheit dazu geben, indem ich Dir mittheile, dafs Präsident Franckenberg gestorben ist. Bitte, weine, mein Lieber, und bewundere seinen erbaulichen Tod!“

Noch, als Wittorff bereits aus seinem Amte ausgeschieden war, kämpfte sie gegen den Einfluß, den seine äufserliche Frömmigkeit auf ihren Sohn geübt hatte. Es war also eine Anlage zu dergleichen in dem Prinzen vor-

nahe, dafs sie nach einem nicht besonders christlichen Lebenswandel auf dem Sterbebett grofse Zerknirschung und Reue gezeigt hat, und dafs darum Wittorff ihren Tod für besonders erbaulich gehalten habe.

handen, und man kann sie wohl zusammenstellen mit seiner großen Vorliebe für alles Zeremoniell, das geeignet war, seinem Stande äußerem imponierenden Glanz zu geben. Von letzterer Eigenschaft werden wir noch oft genug die allerkomischsten Beispiele zu berichten haben; sie war Maria ebenfalls durchaus zuwider, erschien ihr aber mit vollem Rechte nicht so gefährlich wie diese Vorliebe für die äußerlichen Formen der Religion. Galt es doch, den Prinzen vor jeglicher Hinneigung zum Katholicismus zu bewahren, dem, wie wir im nächsten Abschnitte hören werden, sich sein Vater zum großen Kummer seiner sämtlichen Anverwandten und des ganzen hessischen Landes zugewandt hatte.

In diesem Sinne schrieb sie ihm nach seiner Konfirmation bezüglich des Glaubensbekenntnisses:

„Ich hoffe, Du hast es nicht wie ein Papagei auswendig gelernt, sondern als etwas, das als Grund jeder Handlung Deines Lebens zu dienen hat. Bedenke, meine Seele, jetzt nimmst Du auf Dich, was (bei der Taufe) für Dich versprochen worden ist, und Du mußt am jüngsten Tage vor Gott für jede Handlung Deines Lebens Rechenschaft ablegen. Bedenke, daß Du nicht allein kein Unrecht thun darfst, sondern Deine Pflicht erfüllen mußt, die nicht allein in Ausführung alles Guten besteht, das Du thun kannst, sondern in Selbsterziehung und Selbstüberwindung; daß Du das thun mußt, ohne den Heuchler zu spielen in Deinen Thaten und in der Veröffentlichung Deiner Absichten; daß man das nur an Deinen Thaten und Deinem zukünftigen Benehmen erkennen wird; und wenn Du so

handelst, dann bist Du immer in der richtigen Verfassung für das Abendmahl. Ohne das werden alle Vorbereitungen und Gebete von geringem Nutzen sein. — Ich sage Dir das, mein lieber Bylly, weil ich einen Brief gesehen habe, den Du an Wittorff geschrieben hast ¹⁾, in welchem Du Deine Einsegnung erwähnst und sagst, Du würdest seine (Wittorffs) Vorbereitungen nicht vergessen und sein Beispiel befolgen. Er mag denken, daß es seine Pflicht ist, so zu thun, aber ich würde sehr bekümmert sein, wenn mein lieber Bylly, der sich, wie ich hoffe, immer vom gesunden Menschenverstande leiten lassen wird, solchen Anschauungen zugänglich sein würde. Das ist unter uns, und bitte antworte mir auf diesen Gegenstand, ob Du denkst, daß ich recht habe, und bitte, schreibe mir ganz natürlich Deine Gedanken darüber.“

Wittorff hat auch ein unbestimmtes Gefühl dafür gehabt, daß er nicht ganz die Billigung Marias besessen habe, und er hat es gewagt, wie es scheint bei Gelegenheit seines Abschiedes von den Prinzen, dem ältesten darüber eine Andeutung zu machen. Es geschah dies sogar in einer Weise, daß dieser nicht umhin konnte, seiner Mutter ein Wort darüber zu schreiben. Was diese (am 30. Mai 1757) darauf antwortet, ist nicht mißverständlich. Sie sagt nicht etwa: Wittorff ist im Irrtum, ich bin immer zufrieden mit ihm gewesen, was sie bei ihrer großen Aufrichtigkeit entschieden geschrieben haben würde, wenn es

1) Wittorff empfing nach Rücktritt von seiner Stellung öfters Briefe vom Prinzen Wilhelm und pflegte dieselben Maria stets zu zeigen.

der Wahrheit entsprochen hätte, sondern nur, sie begreife nicht, was in ihrem Benehmen Wittorff Anlaß zu seiner Annahme gegeben habe:

„Du sagst, mein Engel, daß der erstere (Wittorff) Dir gesagt hat, ich wäre nicht zufrieden mit ihm gewesen. Ich kann mir nicht denken, warum er das sagt, denn ich habe ihn thatsächlich nicht anders behandelt wie immer, so daß ich fast Grund habe, zu glauben, daß er sich selbst irgendetwas vorzuwerfen hat in Rücksicht auf mich, sonst würden solche Einbildungen ihm nicht in den Kopf kommen.“

Es sind demnach wohl geteilte Gefühle gewesen, mit denen Maria ihre Söhne diesem Manne anvertraute, und der Schmerz der Trennung ist durch sie noch erhöht worden, als die Prinzen am 23. Dezember 1754 ihre Reise über Münden nach Göttingen antraten. Doch war es immerhin eine große Beruhigung für sie, daß Sévery wenigstens noch im Amte blieb und nach wie vor seinen Einfluß üben konnte.

Als Einleitung in den zweijährigen Göttinger Aufenthalt mag hier der Brief stehen, den Maria zu Neujahr, also wenige Tage nach der Trennung, an ihren ältesten Sohn schrieb.

„Mein liebster Bylly, ich danke Dir millionenmal für Deine Neujahrswünsche für mich. Ich glaube es, daß Du mich lieb hast und mir Gutes wünschest, thättest Du es nicht, so wärest Du ein undankbarer nichtsnutziger Knabe, denn ich liebe Dich mit einer Heftigkeit, die über alle Beschreibung ist. Ich denke, meine Seele, Ihr habt gestern

viele Glückwünsche empfangen. Wir hatten weder Galla noch Cour, aber gute Wünsche genug. Dein Großvater speiste in seinem Zimmer, und wir hatten die Stände zu Tisch. Große Gläser wurden geleert und Du und Deine Brüder nicht vergessen. Ich hatte die Ehre, mich für Euch hundertmal zu verneigen, und Du weißt, wie rot ich bei solchen Gelegenheiten werde. Doch war ich artig und betrug mich sehr nett. Ich billige es sehr, daß Ihr eine neue Zeiteinteilung gemacht und endlich mit Lernen begonnen habt, denn ich denke, Ihr habt genug Ferien gehabt. Bitte, mein liebster Engel, beteilige Dich jetzt an den Arbeiten mit Herz und Seele und mache die möglichsten Fortschritte, damit Du bald fertig wirst. Ich empfehle Dir englisch und wünsche, Du sollst mir in dieser Sprache sowie in französisch schreiben, denn ich wünsche, daß Du es lernst, da es Dir eines Tages sicher von großem Nutzen sein wird. Nun habe ich noch einen Wunsch, sage mir aufs Gewissen, ob Du Dich zufrieden fühlst, und ob Du keinen Zank noch Streit mit Deiner Umgebung gehabt hast, ob Du denkst, daß Du ihnen gefällst, und sie mit Dir zufrieden sind. Dann möchte ich wissen, ob Du wirklich manchmal an mich denkst, ob Du gerne — wenn das von Dir abhinge — nach Kassel zurückkommen möchtest, kurz ich wünsche einen wahren und vollständigen Bericht aller Deiner Gedanken, Worte und Handlungen, und das ganz natürlich, denn Du kannst Dein Herz keinem besseren und aufrichtigeren Freund öffnen, als ich bin. Ich will Dir versichern, mein Engel, Kassel ist häßlich wie der Teufel in meinen Augen,

denn all' meine Freude und all' mein Vergnügen hat mich in dem Augenblick verlassen, wo die Kutsche mit meinen drei Engeln davonfuhr. Wenn Segen und Gebete Euch glücklich machen könnten, so hattet Ihr genug davon, und sie sind noch nicht zu Ende. Gott gebe, daß sie sich erfüllen mögen! Ich kann Euch gar nicht sagen, wie ich mich danach sehne, Euch einen Besuch zu machen. Ich glaube, ich esse Euch alle auf vor Freude, wenn ich Euch wiedersehe. Bis dahin muß ich mich damit begnügen, Briefe von Euch zu bekommen, was in der That eine meiner größten Freuden ist. Bitte gieb Tat ¹⁾ und Whip viele Millionen Küsse und sage ihnen alles Freundliche und Zärtliche und halte mich, liebster Engel, für Deine aufrichtigste Freundin und Mutter —

Mary.

P.S. Die Postillione reiten gerade ums Schloß. Ich wollte, Du und Dein Bruder, Ihr wäret hier und könntet sie sehen, sie würden Euch mehr belustigen als mich. Bitte, grüße Stoupanus, und sage ihm, ich wünschte, ich könnte Eueren Geometriestunden beiwohnen, denn wenn ich ihn nicht bald wiedersehe, werde ich alles vergessen, was ich von ihm gelernt habe, denn wenn er nicht dabei ist, bin ich über alle Beschreibung schwerfällig von Begriffen.“

Die Akten über den Göttinger Aufenthalt der Prinzen sind fast alle nicht mehr vorhanden, nur Marias Briefe geben uns einige Auskunft, weniger über die äußeren Verhältnisse, mehr über den inneren Betrieb von Unterricht

1) Der Neckname für den zweiten Prinzen.

und Erziehung. Durch Séverys Briefe und Wittorffs offizielle Berichte war sie von allem unterrichtet und versäumte keine Gelegenheit, die Erzieher und Lehrer zu stützen. Wie sie sich, auch abwesend, an den Rechenstunden beteiligte, so las und lernte sie überhaupt alles mit, was ihre Söhne, besonders Prinz Wilhelm, trieben. Das galt in erster Linie für Geschichte. Damals stand alte Geschichte auf dem Lehrplan; sie wurde nach Rollin getrieben, dem auch heute noch an manchen Schulen gebräuchlichen Buche des französischen Historikers und Schuldirektors. Bylly mußte allwöchentlich berichten, was er gelesen hatte, und den Bericht mit irgendeiner eigenen Bemerkung über den Inhalt begleiten. Maria diente mit einem Gleichen. Einmal fordert sie ihn auf, nur ja nicht das Märlein zu glauben, daß Hannibal bei seinem Alpenübergang die Felsen mit kochendem Essig gesprengt habe; das sei offener Unsinn. Zur Unterstützung der griechischen Geschichte griff man sogar auf Herodot zurück, den man in einer Übersetzung, vermutlich in einer französischen, las, doch fand Prinz Wilhelm keinen rechten Geschmack daran, und die Fortschritte waren zu Marias Bedauern nur langsam.

Wichtiger war aber noch ihre Einwirkung auf die sittliche Entwicklung ihrer Kinder. Hier sammelt sich das Interesse naturgemäß auf dem Bilde, das ihre Briefe vom Prinzen Wilhelm geben, und man sucht in dem Kinde die Züge, die in dem späteren Kurfürsten entwickelt auftreten. Jedoch ist für einen solchen Vergleich die Ausbeute nicht allzu reich.

Die Schwierigkeiten, die der Prinz seinen Erziehern

und der Kummer, den er seiner Mutter bereitete, steigerten sich mit den Jahren. Er war vor allen Dingen ein furchtbar heftiges, leidenschaftliches Kind geworden, immer bei der Hand, ungezogene Antworten zu geben, die Maßregeln seiner Erzieher zu diskutieren, offenen Trotz zu zeigen. Da bekommt er denn energische Vermahnungen zu hören: „Vergifs nicht, daß Du keine Antworten zu geben hast, ob das Recht nun auf Deiner Seite ist oder nicht, und wenn die andern (nämlich die Lehrer) unrecht haben, so ist das ihre Sache, und Du bist nicht ihr Erzieher.“ Als Mittel gegen seinen aufbrausenden Jähzorn rät sie ihm das altbekannte an: immer ein Glas Wasser auf dem Tisch zu haben und, sobald der Anfall kommt, einen Mund voll zu nehmen und zu behalten, bis der Anfall vorüber ist. Sie warnt: „Wenn Du erwachsen bist, und noch immer diese Anfälle von Heftigkeit hast, wird man dich behandeln wie ein wildes Tier. Niemand wird es Dir sagen, im Gegenteil werden sie Dir alle die tiefsten Bücklinge machen und immer ja sagen aus Angst, Dich in Wut zu bringen, aber Freunde wirst Du nicht haben, und alle werden sich vor Dir verstecken.“ „Niemand“, so mußte sie ihm noch 1757 schreiben „kann Deinen Zornausbrüchen Halt gebieten als Du selbst, denn alles Predigen und Schelten hilft nichts, wenn Du Dir nicht vornimmst, Gefallen oder Mißfallen nicht eher zu äußern, bis Du Dir überlegt hast, ob Du Grund hast, so oder so zu empfinden. Darum wünsche ich sehr ernsthaft, daß Du Dir, mag da geschehen was will, eine gewisse Zeit zum Nachdenken nimmst, ehe Du sprichst oder handelst.“

Das war Marias größter Kummer, daß lange Jahre hindurch alle Ermahnungen gegen diesen Fehler nichts fruchten wollten, und darum lautete ihr Wunsch, den sie ihrem Sohne zu dem ersten Geburtstag, den sie nicht mit ihm zusammen verlebte, so: „Du wirst diesen Brief, mein liebster Bylly, an Deinem Geburtstag empfangen. Mögest Du noch viele erleben, das heißt, wenn Du ein vernünftiger Mensch wirst, wenn nicht — dann mögest Du lieber sterben, ehe ich das Unglück habe, zu erfahren, daß Du ein verdorbenes Geschöpf geworden bist und unwürdig aller der Sorge und Mühe, die man sich mit Dir und für Dich macht.“ Welche sittliche Energie liegt in diesem Wunsch einer Mutter, die ihren Sohn so über alles geliebt hat!

Auch sonst gab es noch vieles, um das sie sich Sorgen machen mußte, wenn es auch nicht so bedenklich war. Zerstreut und zerfahren, wie er war, hörte Bylly nicht hin, wenn Fremde mit ihm sprachen und, wenn dann der Augenblick des Antwortens gekommen war, „fiel er aus den Wolken“. Endlich hatte er noch eine Eigentümlichkeit, die manche Kinder haben, die aber nach der Versicherung eines Prinzenerziehers unserer Tage, besonders häufig bei fürstlichen Kindern vorkommen soll¹⁾: er liebte es Gesichter zu schneiden, sinnlose Bewegungen mit seinen Gliedern auszuführen, wunderliche Geräusche auszustossen, Dinge, die Maria tief schmerzten, weil sie ihren

1) Ein Ungenannter in dem Artikel „Prinzenerziehung“ in Schmid's Encyklopädie.

Lieblingssohn albern, ja wie einen seiner Sinne nicht ganz mächtigen erscheinen ließen. Für die eben erwähnte Behauptung jenes Prinzenerziehers spricht, daß Prinz Wilhelm mit Erstaunen eines Tages dieselben Angewohnheiten bei seiner Cousine von Dänemark entdeckte. Maria schrieb ihm inbezug darauf: „Du sagst, daß die älteste Prinzessin (die spätere Gemahlin Gustavs III. von Schweden) Gesichter schneidet und Zuckungen macht, wie Du es früher an Dir hattest, und daß, wenn Du ihre Handküsse siehst, Du oft an mich denken mußt, wenn ich in einem ärgerlichen Tone ‚lieber Bylly!‘ sagte. Bitte sage mir die Wahrheit, mein Engel, schneidest Du auch noch Gesichter und hältst Du den Mund noch offen wie eine Fliegenfalle und schnaubst Du noch durch die Nase? denn ich bin sehr neugierig das zu wissen.“

Als Beispiel, in welcher liebevollen und eindringlichen Weise Maria ihrem Sohne ihre Ermahnungen zukommen liefs, mag hier noch ein vollständiger Brief stehen, den sie am 27. Mai 1756 an ihn schrieb. Er lautet:

„Es freute mich, liebster Bylly, aus Deinem letzten Briefe zu entnehmen, daß Du Dich besser aufgeführt hast. Um Gottes willen, mein lieber Herzensjunge, denke daran, was Dir bevorsteht: Jetzt trittst Du nun bald in die Welt hinaus, jedes Deiner Worte, jede Deiner Handlungen wird beobachtet und geprüft werden, nicht jedermann wird auf Dich mit den partiischen Augen einer liebenden Mutter schauen, welche die Fehler ihrer Kinder geringer machen, als sie sind. Mit anderen ist es gerade das Gegenteil, sie werden auf alle Deine Fehler mit einem Vergrößerungsglas

sehen, und wenn es einmal Mode geworden ist, über jemand herzufallen, dann gewinnt man selten oder niemals seinen guten Namen wieder. Du kannst Dich angenehm und beliebt machen, wenn Du nur willst, durch Aufmerksamkeit und Höflichkeit, bitte mein Engel, bedenke das und laß es Dir eine Regel sein, nicht nur für jetzt, sondern für den Rest Deines Lebens. Zeige den geziemenden Gehorsam, den Du schuldig bist, Deinen Vorgesetzten, die augenblicklich die Verantwortung für Dein Benehmen tragen, und versuche all' diejenigen, die mit Dir leben, glücklich zu machen. Glaube mir, mein liebes Kind, daß Dir das das Leben viel angenehmer machen wird und daß mit der Zeit — wenn Du Deine Leidenschaftlichkeit überwindest — Du finden wirst, daß mein Rat der beste ist, den man Dir geben kann.

Es soll mich freuen, meine Seele, wenn Du all' dieses wohl bedenkst, und wenn ich an Deinem künftigen Betragen sehe, daß meine Worte ihre Wirkung gethan haben. Wenn meine Versicherung, lieber Bylly, daß von Deinem guten oder schlechten Betragen mein Glück und mein Elend abhängt, — wenn Dir diese Versicherung ein Sporn, Deine Pflicht zu thun, sein kann, so verlaß Dich darauf, daß ich keinen größeren Wunsch in dieser Welt habe, als daß Ihr, Du und Deine Brüder, gut thut und tüchtige Männer werdet. Nach dieser Versicherung kann ich nun weiter nichts sagen, mein Engel, aber durch Dein künftiges Betragen werde ich imstande sein zu beurteilen, ob Du der guten Meinung wert bist, die ich von Dir habe, und der aufrichtigen Freundschaft Deiner zärtlichsten Mutter.“

Wir können diesen Abschnitt nicht schliessen, ohne noch einen humoristischen Zug aus Marias Briefen angefügt zu haben. Wie alle kräftigen Naturen verlor sie selbst in den traurigsten Zeiten nicht die Lust am Scherz und liefs nicht von der Gewohnheit ab, sich mit ihrer Umgebung zu necken. Im Oktober 1755 besuchte Frau von Wittorff ihren Gatten in Göttingen auf längere Zeit. Wohl aus Bescheidenheit, um nicht alltäglich der prinzlichen Tafel zur Last zu fallen, richtete sie sich ihren eigenen Haushalt ein. Sobald Maria das erfuhr, schrieb sie:

„Sei so gut und grüße Herrn und Frau Wittorff von mir. Sage dem ersteren, dafs wenn seine Frau selber in Göttingen haushält, ich es dem Landgrafen sagen will, und sage der letzteren, dafs wenn sie die letzten Befehle, die sie empfangen hat, nicht befolgt, ich die ‚swartze Rut‘¹⁾ bringen werde und sie hauen.“

Der letzte Scherz, der für unser Gefühl etwas stark, jedoch im Geschmack der Zeit ist, kehrt im nächsten Brief wieder:

„Ich wundere mich nicht, wenn Du damit unzufrieden bist, dafs Frau Wittorf so selten mit Euch speist. Ich für mein Teil bin ganz böse und um so mehr, als ihr der Landgraf befohlen hat, immer bei Euch zu Mittag und zu Abend zu speisen. Ich will nicht ausdrücken, wie ungezogen sie beide sind, bis ich Deine Antwort auf meinen vorigen Brief habe, aber versprich ihnen, wenn sie nicht artiger werden, will ich mich beim Landgrafen beklagen.

1) Die Worte sind im englischen Original deutsch geschrieben.

Bitte sage ihnen das und bestelle ihnen viele Grüsse von mir, wenn sie vernünftiger sind, wenn nicht, so sage ihnen, dafs ich keine Notiz von ihnen nehmen werde, bis ich komme, und dann sollen sie beide durchgeprügelt werden.“

Hiermit verlassen wir diesen Gegenstand, denn ehe wir zur Schilderung der Jahre übergehen können, die sich an den Göttinger Aufenthalt der drei Prinzen anschliessen, müssen wir uns eingehend mit Marias persönlichen Schicksalen beschäftigen, die in eben dieser Zeit die mannigfachsten und bewegtesten gewesen sind.

Viertes Kapitel.

Der Übertritt des Erbprinzen Friedrich von Hessen, Marias Gatten, zur katholischen Religion.

Wir sind durch die zusammenhängende Schilderung der erzieherischen Wirksamkeit Marias den Ereignissen einige Jahre vorausgeeilt und müssen nun an dem Punkte wieder anknüpfen, wo wir in der Darstellung ihres Verhältnisses zu ihrem Gemahl abgebrochen haben.

Die Beziehungen zwischen den Gatten waren, wie wir gesehen haben, von Jahr zu Jahr kühler und äußerlicher geworden und dieses notwendigerweise. Denn während Friedrich sich in seinem Wesen immer mehr verflachte, die Aufgabe des Daseins in der Kunst suchte, sich nie zu langweilen und vor Vergnügungen nicht zur Besinnung zu kommen, hatte Maria sich innerlich mehr und mehr vertieft, mit unermüdlicher Emsigkeit an Erweiterung ihrer Kenntnisse gearbeitet und durch vorurteilsfreie Beobachtung der Welt ihre sittlichen Grundsätze gekräftigt. Folgte sie darin gewißlich einem Drange ihrer Natur, so folgte sie ihm doch mit vollem Bewußtsein und klarer Erkenntnis ihres Zieles: sie wollte ihren Söhnen eine Mutter

werden, mit der sie alles teilen könnten, eine immer bereite Stütze bei jedem Schritte auf ihrem verantwortungsvollen Lebenspfad.

Der Tag sollte kommen, wo sie diese Aufgabe in nie vorausgesehener Ausdehnung erfüllen mußte.

Schon seit längerer Zeit hatte man an dem Erbprinzen eine Hinneigung zum Katholicismus bemerkt, die, wenn sie sich auch nur in äußerlichen und unwesentlichen Dingen zeigte, bei seinem schwankenden Charakter mit einiger Besorgnis erfüllen mußte. Jedoch waren diese Anzeichen zu allgemeiner Natur gewesen, um die Handhabe zu genaueren Nachforschungen zu bieten, und zu einer vertraulichen Gewissensfrage glaubte niemand ein Recht zu haben, am wenigsten seine eigene, ihm innerlich ganz entfremdete Gattin.

Im September des Jahres 1754 befand sich Maria in Kassel. Mitte des Monates war sie noch mit ihrem Gatten zusammen, ohne zu ahnen, was sich bereits seit einer Woche vorbereitete. Ende des Monates stellte sich bei ihr der Geheimrat von Eyben mit einer besonderen geheimen Sendung von ihrem in Philippsruhe bei Hanau weilenden Schwiegervater ein. In schonender Weise hatte er ihr mündlich die erschütternde Nachricht mitzuteilen, daß der Erbprinz bereits seit Jahren katholisch geworden sei. Dann überreichte er ihr einen Brief vom Landgrafen, dessen Eingangsworte lauteten:

„Je me trouve dans la triste nécessité d'informer Votre Altesse Royale d'un cas qui remplit d'amertume ce qui me reste de mes jours et qui ne peut que Lui causer

de même les chagrins les plus cuisants. J'aurais éprouvé une consolation dans ceux que j'essuie si j'avais pu Lui en laisser ignorer l'objet.“

Die Wirkung dieser Nachricht auf Maria war eine vollständig niederschmetternde, und ihre ohnehin zarte Gesundheit wurde dadurch innerlich für immer gebrochen: von diesem Augenblick an begann sie zu altern. Frau von der Asseburg, die sie etwa ein Jahr später sah, schreibt: „J'ai trouvé notre chère princesse très changée, maigre, jaune, les dents gâtées, enfin j'ai pleuré en la voyant faite comme elle est; elle prend des tremblements de nerfs quelquefois, qui sont effrayant de voir.“ Und in diesem Augenblick stand sie erst am Anfang einer langen Reihe von bitteren Leiden und Herzenssorgen, deren sie bis an ihr Lebensende nie völlig ledig werden konnte. Nicht für ihr eigenes Schicksal; denn sie wäre, wie sie einmal schreibt, mit jedem Winkel und jeder Existenz zufrieden gewesen, wenn sie nur unbehelligt gelassen würde. Leiden mußte sie vielmehr für die Ehre ihres Hauses, der dieser entartete Nachkomme eines Philipps von Hessen einen trüben Makel angeheftet hatte, leiden für die Schicksale des Landes, das sie liebte, und des Volkes, dem sie eine Mutter zu sein begehrte, leiden vor allen Dingen für ihre drei Söhne, in deren Wohlergehen ihr eigenes Lebensglück beschlossen war. Nach außen hat sie sich nie schwach gezeigt, und mit Verwunderung berichtet eben jene Frau von der Asseburg des weiteren, daß die Prinzessin ihre alte Heiterkeit durchaus nicht ganz verloren habe und trotz der erschreckenden

Veränderung in ihrem Äußern noch lachen könne wie ehemals. Aber ihrem Sohne gegenüber hat sie sich nicht gescheut, die ungezählten heißen Thränen einzugestehen, die sie im stillen vergossen, und die Herzensqualen, die sie ungesehen erduldet habe, und aus ihren Briefen wissen wir, wie die frohe Gabe des Neckens und Scherzens sich ihr verwandelte in Spott und Verachtung gegenüber den menschlichen Schwächen und in eine trübmütige Abkehr von der Welt. Erst allmählich ist sie innerlich wieder gesundet, und als die Zeit herankam, wo ihr die Söhne wieder vergelten konnten, was sie einst für sie getragen hatte, als das Leben auch ihr sich wieder freundlicher zeigte und die Zukunft und das Glück ihrer Söhne gesichert erschien, da ist auch sie wieder geworden, was sie war, nur geläutert durch die herbe Leidenszeit, die hinter ihr lag.

In jenen Septembertagen des Jahres 1754 lies sich eine solche bessere Zukunft freilich nicht voraussehen. Was aus ihr, aus ihren Söhnen, aus dem hessischen Lande werden sollte, alles schien ungewiß, ja es liefs sich nicht einmal sagen, ob nicht die protestantische Sache überhaupt durch diesen Religionswechsel in allerschwerster Weise geschädigt werden würde¹⁾.

Für die Lebensgeschichte Marias wäre es zunächst wünschenswert, zu wissen, wann der erste Gedanke, der Religion seiner Väter untreu zu werden, in Friedrich auf-

1) Vgl. hierzu Hartwig, Der Übertritt des Erbprinzen Friedrich von Hessen-Kassel zum Katholicismus. Kassel 1870.

getaucht sei. Er selbst macht darüber einmal sehr bestimmt lautende Angaben. „Schon im Jahre 1742“, so schreibt er seinem Vater, „habe ich die erste Idee gehabt, daß ich mich in einer mit meinem Gewissen in Widerspruch stehenden Religion befände. Seit diesem Jahre bis zum Jahre 1749 bin ich immer im Zwiespalt mit mir selbst gewesen. Nachdem ich klar überzeugt worden bin, daß die katholische Religion die beste sei, bin ich zu ihr im Jahre 1749 übergetreten.“ Ist auch, wie wir noch reichlich zu sehen Gelegenheit haben werden, im allgemeinen wenig Verlaß auf die Aussagen des Erbprinzen, und hat er sich nie gescheut, Thatsachen zu entstellen, wo es ihm nützlich erschien, so lag doch schlechterdings kein Grund vor, warum er die bestimmte Jahreszahl 1742 als Anfang seiner Bekehrung angeben sollte, wenn dies nicht der Wahrheit entsprach. So wenig, wie er versucht hat, die in der That richtige Jahreszahl seines Übertrittes zu fälschen, konnte es ihm darauf ankommen, über das erste Datum eine unrichtige Angabe zu machen. Im Jahre 1742 aber befand sich Friedrich aller Wahrscheinlichkeit nach mit seinem Vater in der Umgebung Karls VII. zu Mannheim und Frankfurt. Sehr viele Zeichen deuten nun darauf hin, daß Clemens August, Erzbischof von Köln, Bruder Karls VII., sein Bekehrungswerk eben zu dieser Zeit begonnen hat¹⁾.

An dem Hofe dieses Fürsten liefen nämlich die Fäden zusammen, mit denen die Katholiken den Prinzen um-

1) Vgl. Hartwig, S. 21. 22, und des Landgrafen Brief ebd. S. 244.

garnten. Sein Oberhofmeister, Hermann von Asseburg, war das Hauptwerkzeug bei diesem Ränkespiel, wie seine Cousine, die Gattin des hessischen Staatsministers von Asseburg mit klaren Worten zugiebt. Einiges „Verdienst an dieser schönen Bekehrung“ kam wohl auch einigen Frauen zu, bei dem für das ewig Weibliche sehr empfänglichen Prinzen kein Wunder. Eine Gräfin Leiningen hat sich seiner auch später auf das Wärmste angenommen, und eine Gräfin Hatzfeld wird von Friedrich dem Großen als diejenige bezeichnet, der zuliebe er einem gewissen Gerücht nach „diese Dummheit“ begangen habe¹⁾.

Dieses von dem Könige gebrauchten Ausdruckes wird sich das geschichtliche Urteil wohl bemächtigen dürfen, wenn anders man eine Handlungsweise damit richtig bezeichnet, die weder aus einem übermächtigen, leidenschaftlichen Empfinden geflossen ist, noch im geringsten in ruhigem Hinblick auf ihre notwendigen, klar zutage liegenden Folgen gewählt wurde. Eine eingehendere Untersuchung erweist, daß der Prinz sich in arger Selbsttäuschung befand, wenn er vermeinte, sein Übertritt sei eine Gewissenssache gewesen. Leichtsinnig und willensschlaff wie er war, hat er sich hier, wie oft in seinem Leben, dem Einfluß anderer, willenskräftigerer Menschen gefügt und die protestantische Religion preisgegeben, genau wie er nachher durch sein feiges, jeglicher Energie

1) On dit que c'est par amour pour une comtesse Hatzfeld qu'il a fait cette sottise-là. Friedrichs d. Gr. Polit. Korr. Bd. X. Brief vom 13. XI. 1754.

entratendes Verhalten an der katholischen zum Verräter geworden ist. Ob man den für äußern Glanz sehr empfänglichen Mann mit dem uns lächerlich erscheinenden Versprechen der polnischen Königskrone gelockt habe oder nicht, mag dahingestellt sein: klar ist, daß er durch irgendeine Lockspeise verführt in eine Falle gegangen ist, aus der er sich sein Leben lang nicht hat befreien können, und in eine Lage geraten, in der man den Unseligen nur mit tiefem Bedauern betrachten kann.

Der Übertritt erfolgte, als der alte Landgraf-Statthalter sich mit seinem Sohne zu Neuhaus bei Paderborn befand, als Gast des Erzbischofs von Köln und sogar auf dessen ausdrückliche Einladung hin¹⁾. So wenig dieser, wenn unsere Vermutung richtig, sich gescheut hat, in Frankfurt hinter dem Rücken des ihm persönlich befreundeten Landgrafen seine Einflüsterungen zu beginnen, so wenig hat er sich ein Gewissen daraus gemacht, mit freundlicher Mine und anscheinender Harmlosigkeit denjenigen zu bewirten, dem er gleichzeitig das Herz des Sohnes stahl, und auf dessen ergrauendes Haupt er den schwersten Kummer herabführte. Schwächlich ist der Brief, in dem er später gegenüber dem Landgrafen sein Benehmen zu rechtfertigen suchte: die Bekehrung sei nicht in den wenigen Stunden des Neuhauser Aufenthaltes geschehen, sondern damals schon innerliche Thatsache gewesen, der die äußere Weihe zu geben, er als Erzbischof der katholischen Kirche sich nicht habe entziehen können. Wenig stimmt der Versuch

1) Vgl. das Schreiben des Landgrafen bei Hartwig S. 243.

dieses Briefes, die Bekehrung als eine ganz belanglose Sache rein privater Natur hinzustellen, mit den Bemühungen der Katholiken, sie bis zum Tode des Landgrafen geheim zu halten, und eine einfache Überlegung zeigt, mit welcher Schlaueit und um welchen hohen Preis gespielt wurde. Man denke sich in den kommenden kriegserfüllten Jahrzehnten ein katholisch regiertes Hessen. Statt des treuen Verbündeten im Westen, dem natürlichen und unersetzlichen Bindegliede mit dem ihm engverwandten Britannien, der Brücke zwischen den westlichen und östlichen Teilen Preussens, dem Wellenbrecher gegen die französischen Überschwemmungen, hätte Friedrich der Große einen Gegner schlimmster Art an Hessen gehabt, die katholischen Mächte aber einen gar nicht zu unterschätzenden Bundesgenossen gewonnen. Wer weiß, ob Georg II. von England, dem es vor allem darum zu thun war, seine festländischen Erblande zu schützen, nicht eine Verbindung mit seinem Schwiegersohne eingegangen wäre. Auf die Gesinnung des Landes selbst kam nicht viel an: wenn auch die Ereignisse des Siebenjährigen Krieges lehren, daß die Herzen der braven Hessen niemals für die Franzosen geschlagen hätten, in diesem Zeitalter der vermietbaren Heere hätten ihre Truppen schliesslich ebenso gut unter Soubise und Broglio wie unter Ferdinand von Braunschweig fechten, das Land aber die französischen Heere so oder so ernähren müssen.

So war es denn allerdings ein hoher Einsatz, den man bei dem hinterlistigen Spiel zu gewinnen hoffte, freilich ein rechtes Glücksspiel, bei dem alles von einem Zufall abhing, ob es nämlich gelang, das Geheimnis bis zum

Tode des Landgrafen zu wahren. Es erfüllt mit einem eigentümlichen Gefühle, zu sehen, wie die Geschicke mehr als eines Landes jahrelang auf diesen zwei altersmüden Augen beruhen, die sich jeden Tag schliessen können, und zu wissen, mit welcher Ungeduld die Katholiken diesen Tag herbeigesehnt haben.

Doch gilt auch hier: „Wär' der Gedank' nicht so verwünscht gescheit, man wär' versucht, ihn herzlich dumm zu nennen.“ Begreift man doch wirklich nicht recht, wie die Katholiken an die Möglichkeit einer Geheimhaltung ihres Streiches glauben konnten.

Es geschah denn auch, was man eigentlich erwarten mußte: Am 8. September 1754 erhielt der Landgraf aus durchaus einwandsfreier Quelle, durch ein eigenhändiges Schreiben der verwitweten Herzogin von Braunschweig, die sichere Nachricht von dem Übertritt seines Sohnes.

Wenn man hört, wie nach der Beschreibung der Frau von Asseburg der Landgraf genau ein Jahr später eigentlich nur noch eine Ruine war, ohne die Fähigkeit, zwei folgerichtige Gedanken zu fassen, ohne Gedächtnis, so kann man nur sagen, dafs seine getreuen Ratgeber und Leiter seine letzten Lebenskräfte zu den Mafsnahmen aufgebraucht haben, mit denen alle Intriguen der Katholiken vernichtet und der Übertritt Friedrichs zu einem politisch gänzlich unwirksamen, mithin historisch gleichgültigen Ereignis gemacht wurde.

Die ersten Schritte in dieser Angelegenheit thaten im Auftrage des Landgrafen der oben genannte Geheimrat von Eyben und der Gouverneur von Kassel, General Dieden.

Beide wußten genau, wie sie mit dem Erbprinzen zu verfahren hatten. Unangemeldet dringen sie am frühen Morgen des 1. Oktober 1754 in sein Schlafzimmer, sagen ihm seine That auf den Kopf zu, bringen den gänzlich Verwirrten so zu einem unumwundenen Geständnis und erlangen auch von ihm die Unterzeichnung einer vorläufigen Akte, durch welche aus seinem Übertritt eine rein persönliche Sache gemacht und ihm jeglicher Einfluß auf die konfessionellen Verhältnisse Hessens sowie auf die Erziehung seiner Kinder entzogen wurde.

Vergeblich hat der Prinz zwei Stunden nach diesem Überfall versucht, alles zu widerrufen. Als drei Wochen vergangen waren, am 24. Oktober 1754, mußte er die sogenannte Assekurationsakte unterzeichnen, die jene erste vorläufige Erklärung in eine Weise erweiterte, daß nach der Meinung der Katholiken Satanás selbst bei der Abfassung den Advokat gespielt haben müsse.

Dieser „Satanás“, der nach protestantischer Auffassung natürlich umgekehrt als rettender Engel erscheinen mußte, war der dem hessischen Hause und Lande bis zu seinem nur allzu frühen Tode treuergebene Sekretär des Landgrafen, der Geheime Regierungsrat Hein, ein rechtlich gesonnener, tüchtig durchgebildeter Mann und unermüdlicher Arbeiter. Von ihm wird noch öfter die Rede sein, indem er nach dem Tode des Landgrafen in den Dienst seines Enkels übergetreten ist und dessen Interessen im Sinne der Assekurationsakte verfochten hat.

Von diesem weitläufigen Aktenstücke beschäftigen uns hier nur die ersten vier Artikel, etwa ein Viertel des Gan-

zen, welche der Sicherstellung Marias und ihrer drei Söhne gewidmet sind. Besonders die Erziehung derselben in der reformierten Religion wurde gewährleistet, alle sonstigen Anordnungen über ihre Erziehung in das alleinige Ermessen des Landgrafen gestellt, bei dessen Ableben aber seine testamentarischen Bestimmungen über die Vormundschaft als einzig maßgebend erklärt.

Um aber nach erfolgtem Hintritt des Landgrafen Maria und ihren Söhnen einerseits ausreichenden Lebensunterhalt, anderseits vollkommene und einspruchsfreie Unabhängigkeit von dem alsdann regierenden Friedrich zu sichern, trat Landgraf Wilhelm die Grafschaft Hanau-Münzeberg an seinen ältesten Enkel derartig ab, daß er selbst diese Grafschaft fortan nur noch in dessen Namen verwaltete. Nach Friedrichs Tode sollte jedoch Hanau wieder unablöslich mit Hessen verbunden werden.

Diese Abtretung Hanaus ist, wie wir später noch sehen werden, der wundeste Punkt der Assekurationsakte, und von ihm aus hat man den Versuch gemacht, ihr ganzes kunstvolles Gebäude zu stürzen. Doch kann man leicht begreifen, wieso der Landgraf sich zu solchem Schritte berechtigt glaubte, obgleich im Westfälischen Frieden immer dem ältesten Sohne des regierenden Hauses die ungeteilte Erbfolge verbürgt worden war. Hanau war nämlich erst kürzlich infolge eines Erbvertrages an Hessen gefallen, zu einer Zeit, wo Wilhelm VIII. seinen in Schweden residierenden Bruder Friedrich als Statthalter vertrat. Es war dann von dem letzteren dem ersteren bereits zur eigenen, nicht stellvertreterischen Verwaltung übertragen worden, und

Wilhelm VIII. hatte auch nach dem Tode seines Bruders es unterlassen, die Regierungen von Hanau und Kassel miteinander zu vereinigen.

All diese Umstände ließen die Abtrennung Hanaus rechtlich möglich erscheinen, besonders, da ja dieselbe nur auf Zeit geschah, und auch nur zugunsten des der-einstigen hessischen Thronfolgers veranstaltet wurde.

Mochte man aber von dem Inhalt der Assekurationsakte denken, wie man wollte, und ihn aus diesen oder jenen Gründen anfechten, unanfechtbar blieb die That-sache, daß der Erbprinz ihn beschworen hatte. Diese Thatsache ist auch in Marias Auffassung immer das Wesentliche geblieben und, wie wir sie kennen, werden wir das nicht anders erwarten. Daß man einen Eid und ein Fürstenwort auch unter Umständen brechen könnte, hat sie nie und nimmer zugeben wollen, und denjenigen, der das versuchte, mit allerbitterster Verachtung gestraft. Und auch für denjenigen, der sich bei Betrachtung politischer Vorgänge dergleichen Wallungen des Gemüths versagt, ist es wenigstens lehrreich, die Grundsätze kennen zu lernen, nach welchen die katholische Partei damals um ihren Vor-
teil gekämpft hat, und zu deren Annahme sie auch den haltlosen Fürsten zu bestimmen wufste.

Darum mögen hier die Schlußworte der Assekurationsakte stehen. Sie lauten:

Damit nun alles, was in vorstehenden 18 Articeln ver-fasset und verheissen worden, desto fester, stet und unverbrüchlicher gehalten, und deme also von Uns und denen Unserigen, wie wir Uns dazu bey dem Wort der

ewigen Wahrheit und so wahr Uns Gott helfe! nochmahls auf das feierlichste und unwiederruflichste verbunden, sträcklich und treulich, sonder mindeste Einschränkung nachgelebet werde: So renunciiren Wir auch wohlbedächtlich und freywillig, nach vorhero desfals eingenommenen genugnahmen Bericht, in der besten Form Rechtens allen und jeden Uns etwa diesfals competirenden Rechten, Freiheiten und Privilegien, wie die Nahmen haben, oder genennet werden mögen, wie auch allen Canonischen Dispositionen, Päbstlichen Absolutionen, Dispensationen, Edicten und denen principiis der Catholischen Clerisey, und versprechen hiermit nochmahlen bey vorstehendem Eid und Unsern Fürstl. wahren Worten, Ehren und Treuen, dafs Wir weder sub praetextu juris territorialis reformandi, Episcopalis, potestatis paternae noch unter einigem andern Vorwand darwieder in keinem Stücke thun, noch zu thun gestatten, vielmehr allen wiedrigen Machinationen, tendirenden Eingriffen und Contraventionen sogleich Unsere Fürstl. Autorität entgegensetzen wollen.

Wenn man diese Worte liest, wird man sich einerseits nicht wundern, dafs Maria in ihnen eine durchaus zuverlässige Sicherung erblickt hat, anderseits auch ihr die tiefe Entrüstung nachempfinden können, mit der sie eines Tages die Erfahrung machte, dafs ihr Gatte sich durch diesen Eid nur soweit für gebunden erachtete, als ihm die politische Macht fehlte, denselben zu brechen.

Am hessen-kasseler Hofe hat man sich freilich glücklicherweise keinen irrigen Vorstellungen über die Zuverlässigkeit solcher Schwüre hingegeben und sich noch

nach weiteren Bürgschaften für das Sicherungswerk umgesehen.

Der Landgraf wandte sich zunächst an England und Preußen mit der Bitte, die Garantie für die Assekurationsakte zu übernehmen. Preußen, obgleich später benachrichtigt, war die erste Macht, die der Bitte des Landgrafen und zwar ohne weitere Umschweife Folge leistete. Friedrich der Große gab auch seinen Geschäftsträgern am englischen, dänischen und holländischen Hofe den Auftrag, sich für die Sache seines alten Freundes kräftiglich zu verwenden, und diesen Bemühungen ist es nicht zum kleinsten Teile zu verdanken, daß binnen einigen Monaten die genannten vier Staaten die Garantie übernommen hatten.

Unterdessen ruhte man auch in Kassel nicht, alles Ersinnliche zur weiteren Sicherung Marias und ihrer Söhne vorzukehren. Der Landgraf war betagt, leidend und wie alle Mitglieder seiner Familie zu Schlaganfällen neigend. Jeder Tag konnte seinem Leben ein Ziel setzen, und jede Sicherung, die dann noch nicht gewonnen war, mußte als verloren gelten. Eine fieberhafte Aufregung mußte sich aller Freunde des Landgrafen und vor allen seiner Schwiegertochter bemächtigen, und die letztere befand sich die ganze Zeit hindurch in einer so furchtbaren Spannung, daß sie sich nach dem Ausdrücke des Ministers von Donop innerlich verzehrte.

Sie und der Landgraf dachten zunächst an die drei unmündigen Prinzen, gegen die man seitens der Katholiken jeder Gewaltthat, und wie wir später sehen werden,

nicht mit Unrecht, gewärtig war. Die Absichten des Landgrafen lernen wir aus einem deutschen Kanzleischreiben desselben vom 28. November 1754 kennen, in welchem er Friedrich dem Großen Folgendes mitteilt: „Wegen meiner Enkeln habe alles nötige vorgekehrt, um selbige vor der Hand und auf den Fall, daß Mich Gott der Herr etwa ohnversehens hinwegnehme, wiewohl nur auf kurze Zeit nach Göttingen in Sicherheit zu bringen, von wannen aber dieselben baldthunlichst nacher Holland zu schicken und mittels eines zu errichtenden Testamentes zu verordnen Vorhabens bin, daß dieselben auch nach Meinem Absterben, bevor sie sämtlich das achtzehnte Jahr zurückgelegt, ohne ausdrückliches Vorwissen und Bewilligung Meiner Frau Schwiegertochter Hoheit aus dem Territorio der vereinigten Provinzen nicht kommen sollen“¹⁾).

Bereits am zwölften des folgenden Monats wurde die ausführliche Cessionsakte der Grafschaft Hanau-Münzeberg ausgefertigt und in denselben Tagen die gedruckte Assekurationsakte an die Behörden verteilt, neun Tage darauf die Vorkehrungen getroffen, welche Maria völlige Unabhängigkeit sichern sollten. Da der Landgraf in dem Jahre der Eheschließung zwischen seinem Sohne und Maria nur Statthalter von Hessen gewesen war, aus eigener Machtvollkommenheit aber nur über Hanau geboten hatte, hatte er seiner Schwiegertochter das Schloß Steinau und 8000 Thaler jährliche Einkünfte als Wittum ausgesetzt.

1) Polit. Corr. Friedrichs d. Gr. X, 483.

Dieses wurde unter dem 21. Dezember 1754 dahin abgeändert, daß ihr das Schloß zu Hanau und 20 000 Thaler jährlich zugesichert wurden, für welche letztere die Ämter Bücherthal und Borheimer-Berg verpfändet wurden.

Als Maria das Instrument über ihr Wittum zugestellt wurde, waren ihre Söhne bereits seit einigen Tagen nach Göttingen abgereist, die Weihnachtszeit mußte sie einsam verbringen, und zu all ihrem Kummer und Leid kam nun noch der Schmerz um die Trennung von dem, was sie Liebstes auf der Erde hatte. Wir kennen bereits den Brief vom 1. Januar 1755 an ihren ältesten Sohn, aus welchem wir hier eine im obigen Text übergangene Stelle nachtragen müssen: „Wahrlich, wahrlich“, schreibt sie, „Ihr wißt nicht, noch werdet Ihr, wie ich hoffe, jemals imstande sein, zu ahnen, was ich um Euretwillen gelitten habe, denn man muß so unglücklich sein, wie ich gewesen bin, um eine Vorstellung davon zu haben.“

Aber die Leiden waren noch nicht erschöpft. Zunächst gab es noch einen schweren Schritt zu thun: das persönliche Verhältnis zwischen ihr und ihrem Gemahl zu ordnen. Diejenigen, die über ihr Schicksal zu bestimmen hatten, ihr Vater und ihr Schwiegervater, haben keine vollständige Lösung des Ehebandes, sondern nur eine Scheidung von Tisch und Bett in allen Formen Rechtens herbeigeführt. Dabei leitete sie wohl die doppelte Erwägung, daß die völlige Scheidung einer Ehe zwischen einem Katholiken und einer Protestantin vielleicht zu Weiterungen und damit zu sehr unerwünschten Eingriffen des Papstes führen konnte, daß anderseits es durchaus nicht wünschens-

wert erschien, dem Erbprinzen durch Lösung der Ehe die Eingehung einer neuen, ihn vielleicht eng mit einem der katholischen Höfe verbindenden zu ermöglichen. Er hat in der That dahingehende Absichten später gegenüber Friedrich dem Großen durchblicken lassen ¹⁾).

Maria selbst mochte die Form, in welcher die Trennung vollzogen wurde, gleichgültig sein, vorausgesetzt, daß sie und ihre Söhne dem Machtbereich eines Mannes vollständig entzogen wurden, den sie verachtete.

Die Akten über die Ehescheidung fehlen — glücklicherweise, denn in solchen Kehrlichthausen der Geschichte zu wühlen, ist unerfreulich. Was Maria von ihrem Gatten für immer trennte, darüber hat sie einmal gegenüber ihrer Cousine, der Prinzessin Heinrich von Preußen, ihr Herz ausgeschüttet. Durch diese erfuhr es deren Schwager, Friedrich der Große, und er, bei dem man doch sicherlich keine übertriebene Prüderie voraussetzen kann, schreibt, daß diese Dinge ihn völlig überzeugt hätten, „nicht nur von der Ungeeignetheit, sondern von der Unmöglichkeit, daß die Prinzessin auf einem auch nur einigermaßen erträglichen Fusse mit ihrem Gatten zusammen leben könne“ ²⁾).

Der Erbprinz Friedrich befand sich im Februar 1755 noch in Kassel, wünschte aber, sich auf einige Monate nach Hamburg zu begeben. Hinsichtlich dieses Wunsches macht Frau von Asseburg die sehr bezeichnende und ge-

1) Polit. Corr. Friedr. d. Gr. XII, 338.

2) Ebenda.

nügend durchsichtige Bemerkung, daß der Gegenstand desselben an sich hinreichend gewesen sei, um eine Ehescheidung zu begründen.

Am 14. Februar 1755 wurde dieselbe denn auch in der erwähnten Form ausgesprochen, am nächsten Tage reiste der Erbprinz wirklich nach Hamburg ab, Maria aber eilte sobald als möglich nach Göttingen, um ihre Söhne in die Arme zu schliessen.

Mit welchen Empfindungen mag sie damals den Weg zurückgelegt haben! Schon vor einem Monat, als sie ihren Söhnen den ersten Besuch in ihrem neuen Heim abstattete, hatte sie sich mit einem Brief angekündigt, der wie ein Jubelschrei eines wenn auch nur auf kurze Zeit von bitterer Qual befreiten Herzens klingt: „Liebe, liebe Seele, mache Dich bereit, eile Dich! Heute um Mittag werde ich bei Euch sein! Ich bin ganz von Sinnen vor Freude! ¹⁾.“ Jetzt aber, in diesem Augenblick, wo sie eben der drückendsten Fessel ledig schien und sich noch für viel freier halten mochte, als sie thatsächlich war, muß ein noch weit stärkeres Freudegefühl ihr Mutterherz durchströmt haben. Kurz war immerhin auch diese Freude, die der armen Dulderin gewährt wurde. Schon am 24. Februar finden wir sie wieder in Kassel und seufzend unter den Fesseln, welche ihr die wohlgemeinte aber recht launenhafte Zuneigung des alternden und kränkelnden Landgrafen auferlegte. Ihm wurde die Schwiegertochter

1) Dear, dear soul! get up, make haste! I shall be with you to dinner to day! I am out of my senses with joy!

mit den Jahren immer unentbehrlicher, und er mochte die Gewohnheit, sie in seiner Nähe zu sehen oder wenigstens zu wissen, selbst dann nicht aufgeben, als er nicht mehr fähig war, sich ihrer wirklich zu erfreuen. Diese Abhängigkeit empfand sie oft genug recht schwer. So schreibt sie, als ihr der Landgraf nicht erlaubt hatte, zum Geburtstag ihres jüngsten Sohnes nach Göttingen zu reisen, sehr betrübt. „Hinge es von mir ab, ob ich mein Leben mit Euch verbringen wollte, wäre ich glücklich, denn ich würde Euch nur wenig verlassen. Aber da diese Glückseligkeit nicht von mir abhängt, gedulde ich mich bis zu glücklicheren Zeiten.“

Diese glücklicheren Zeiten lagen damals noch in weiter Ferne, lange Jahre sollten noch vergehen, eine gröfsere und schwerere Trennung von ihren Söhnen, der Verlust fast aller ihrem Herzen nahestehenden Lieben und Verwandten, die ganze unsägliche Not eines Krieges noch erlitten werden.

Immerhin war es für sie eine grofse Beruhigung, dafs das Mögliche geschehen sei, um die üblen Folgen abzuwenden, welche die unbesonnene That ihres Gatten für sie und ihre Söhne hätte bringen können.

Der letzte Schritt zur Sicherung Marias und ihrer Söhne war schon vor der Ehetrennung, im Januar 1755 gethan worden, indem der Landgraf seinem Testament die notwendigen Ergänzungen betreffs der Vormundschaft seiner Enkel hinzugefügt hatte. Vormünder waren neben der Mutter die Könige von England und Dänemark, „tuteur honoraire“ und unter Umständen auch Mitvormund

Friedrich der Grofse, der dieses Amt nach Einsichtnahme von dem Testamente willig annahm.

Am 1. Juni des Jahres (1755) begab sich der Landgraf nach den Bädern von Geismar. Maria begleitete ihn. Eintönig verlief dort das Leben. Sie beschreibt dasselbe mit folgenden Worten:

„Ich gehe jeden Morgen um 6 spazieren. Um 7 fahre ich mit Tinny aus, zwischen 8 und 9 frühstücken wir, dann schreibe ich, gehe einmal durch die Anlagen, bis ich um 10 in das reizendste Bad steige, das Du Dir denken kannst, darin bleibe ich eine Stunde und lese, dann zu Bett mit meinem Buch. Um 12 ziehe ich mich an, und dann essen wir. Danach spielen wir Taroc. Dann verfüge ich mich für eine kleine Weile auf mein Zimmer, und der Rest des Tages wird mit Nichtsthun zugebracht.“

Man sieht, dies Leben war darauf zugeschnitten, daß der Landgraf und Maria sich von den Aufregungen der letzten Monate erholen sollten. Doch war ihnen das nicht beschieden. Ein vollständiger Zusammenbruch der Kräfte des alten Landgrafen erfolgte Mitte des Monats; heftige Magenkrämpfe, die er sich freilich durch unmäßiges Essen und Trinken, das Erbübel der Familie, selber zugezogen, brachten das Leben des dreiundsiebenzigjährigen Fürsten in eine solche Gefahr, daß man in seiner Umgebung an seinem Aufkommen zweifelte.

Maria, deren angegriffene Gesundheit noch kaum angefangen hatte, sich zu erholen, wurde durch diesen Zwischenfall aus ihrer Ruhe herausgeschreckt. Die Unsicher-

heit ihrer Zukunft und die Nötigung, jeden Augenblick kampfbereit und auf alles gefaßt zu sein, ist ihr hier zum erstenmal vor die Seele getreten. Wohlberaten von ihren Getreuen, traf sie umfassende Vorbereitungen. Es liegt von ihr ein Reskript an die Regierung zu Hanau, gegeben zu Brunnen bei Hofgeismar den 17. Juni 1755, vor¹⁾, in welchem sie die Absicht ausspricht, Hofgeismar noch am gleichen Tage zu verlassen, des anscheinend völlig hoffnungslosen Befindens des Landgrafen Erwähnung thut und für dessen Todesfall ihre Bereitwilligkeit erklärt, die ihr testamentarisch zugesicherte vormundschaftliche Regierung Hanaus zu übernehmen. Beim Ableben des Landgrafen solle diese Erklärung im ganzen hanausischen Lande veröffentlicht und alle Unterthanen an ihre dem Prinzen Wilhelm bereits gelobte Treue gemahnt werden. Generalmajor von Wutgenau, der damalige Kommandant von Hanau, der ihr volles Vertrauen besaß, solle ebenfalls an seinen im November 1754 auf die Assekurationsakte abgelegten Eid erinnert werden und für Abwendung aller Versuche, ihre vormundschaftliche Regierung anzutasten, mit den Waffen eintreten.

Man muß das Aufkommen des Landgrafen damals für ganz unmöglich gehalten haben, sonst hätte, wie der Vergleich mit ähnlichen späteren Vorfällen ergibt, Maria nicht das gethan, wozu sie sich jetzt für genötigt hielt.

1) Akten des kgl. Staatsarchivs zu Marburg. Damit ist die Vermutung Hartwigs bestätigt, daß das Datum des Briefes in Asseburgs Denkwürdigkeiten, S. 350 in „24. Juni 1755“ umzuändern sei.

Sie reiste noch am 17. Juni nach Hannover ab, wohin sie gleichfalls sofort ihre Söhne aus Göttingen kommen liefs und stellte sich so unter den unmittelbaren Schutz ihres Vaters. Denn König Georg befand sich seit kurzem wieder in Herrenhausen, wo gerade in diesen Tagen der äufserst wichtige Subsidienvortrag zwischen England und Hessen unterzeichnet worden war.

König Georg hat hier, wie uns in der offiziellen Lebensbeschreibung Marias versichert wird, die erste Bekanntschaft seiner Enkel gemacht, dieselben sind also bei den sechs ¹⁾ Besuchen, die Maria in Hannover nach der Geburt des ältesten Prinzen machte, nicht mitgewesen.

Auch war es das erste Mal seit den verhängnisvollen Ereignissen des Herbstes 1754, dafs Maria ihren Vater wiedersah, und er wird ihr mündlich wiederholt haben, was er schon schriftlich ausgesprochen hatte, dafs er sie mit aller ihm zugebote stehenden Macht schützen werde. Die Empfindungen, die er gegenüber seinem Schwiegersohne hegte, werden ganz denen entsprochen haben, die er seinem eigenen Sohne gegenüber gezeigt hat, und seine persönlichen Äufserungen mögen ebenso mafslos gewesen sein. Dafür spricht, dafs Friedrich dem Grofsen gegenüber Prinz Friedrich seinen Schwiegervater als den eifrigsten Mitberater und Mithelfer bei allen gegen ihn gerichteten Mafsnahmen bezeichnete und dem entsprechend auf ihn erzürnt war ²⁾.

1) Nämlich: 1743. 1745. (1746 war sie in England) 1748. 1749. 1750. 1752.

2) Polit. Korresp. Friedr. d. Gr. XII, 335.

Am liebsten hätte wohl König Georg seiner Tochter und seinen Enkeln in einem seiner beiden Reiche Zuflucht gewährt, und man nahm damals in unterrichteten Kreisen thatsächlich an, daß Maria vorläufig nicht in hessische Lande zurückkehren werde. Als aber Wilhelm VIII. sich wider Erwarten schnell von seinem Anfall erholt hatte, faßte er den Entschluß, sich mit Maria nach Hanau zurückzuziehen, und diese mußte im August Hannover wieder verlassen und sich zunächst nach Kassel begeben, während die drei Prinzen nach Göttingen zurückkehrten.

Damit begann nun eine ihr ganz unerträgliche Ungewissheit über ihr Schicksal. Zwar wurde im Hanauer Schloß für sie und den Landgrafen Wohnung hergerichtet, aber die Reise selbst „den einen Tag beschlossen und den andern aufgeschoben“. Ist das zutreffend, was in den Asseburgschen Denkwürdigkeiten¹⁾ als Grund für die Unentschlossenheit des Landgrafen angegeben wird, so war damit freilich die Geduld einer Frau, wie Maria war, auf eine besonders harte Probe gestellt, und sie wird das endliche Aufgeben eines Planes, der ihren Wünschen sehr entsprochen hatte, doppelt bitter empfunden haben: die Maitresse des Landgrafen widersetzte sich diesem Ge-

1) Asseb. Denkw. S. 354. Le voyage de notre chère Princesse Royale pour Hanau est tout-à-fait rompu; Elle en est au désespoir. Elle voulait s'y nicher; on me dit que c'est par la plus vilaine intrigue du monde qu'on l'en a frustrée, j'en accuse la Comtesse (Fräulein von Bernhold, die Maitresse des Landgrafen) car je ne saurais pas d'où cela pourrait autrement partir; elle a peut-être craint que le Landgrave y resterait (sic!) alors la plupart du temps etc.

danken, einen so weltabgeschiedenen Ort zum Aufenthalt zu wählen.

Die zweite Hälfte von 1755 und das folgende Jahr verliefen, ohne äußerlich für Marias Leben grofse Veränderungen zu bringen. Sie blieb aufser einigen Sommerwochen von 1756, die sie in Geismar verbrachte, in Kassel, glücklich, wenn sie ihre Söhne in Göttingen besuchen durfte, verzweifelnd, wenn der Landgraf das aus nicht immer ersichtlichen Gründen versagte. Aber draussen in der politischen Welt bereitete sich der Krieg vor, der im August 1756 ausbrechen und dann sieben Jahre lang die Welt in Waffen halten sollte, und in dem Schicksal des Erbprinzen trat zu gleicher Zeit eine entscheidende Wendung ein, die mit diesen grofsen Ereignissen in Beziehung stand. So müssen wir denn unsere Aufmerksamkeit für einige Zeit dem Erbprinzen zuwenden, und dies soll uns Gelegenheit zu dem Versuche geben, das in einem früheren Abschnitt begonnene Charakterbild desselben soweit möglich zu einer Abrundung zu bringen. Wir bedürfen hier klarer Anschauungen, wenn wir die Stellung beurteilen wollen, die Maria ihm gegenüber eingenommen hat.

Zu einer endgültig abschliessenden Schilderung der Persönlichkeit Friedrichs ist freilich augenblicklich noch nicht der Zeitpunkt gekommen: ist doch die hessische Geschichte der neueren Zeiten noch ein recht wenig angebautes Feld, auf dem erst einige verdienstvolle Arbeiter Ordnung zu schaffen begonnen haben. Doch kann man immerhin sagen, dafs gerade über verschiedene Handlungen dieses Fürsten der Meinungskampf rege genug ge-

wesen ist, um ein Urteil zu ermöglichen, das, wenn auch noch erweitert und tiefer begründet, doch nicht mehr eingreifend umgestaltet werden kann.

Nun muß man von vornherein zugeben, daß ein Mann wie Friedrich von Hessen unseres Mitleides sicher wäre, auch wenn er seine eine große Unbesonnenheit nicht lebenslänglich hätte büßen müssen. Durch die Geburt in eine Stellung hineingezwungen, für die ihm alle Geistesanlagen fehlten, und dann noch durch die Assekurationsakte aller wirklich wertvollen Rechte nicht bloß des Herrschers, sondern des Mannes überhaupt — als Gatte und Vater — beraubt und nur im Besitz der rein äußerlichen Ehren belassen, war er zu einer hohlen Scheinexistenz verurteilt, wie sie nicht trauriger gedacht werden kann. So geneigt man auch sein mag, einen Mann für sein Schicksal allein verantwortlich zu machen, dieser ist es nicht. Wie seine Erziehung an ihm sündigte, ist früher an einzelnen Beispielen gezeigt worden. Will man in einem Wort zusammenfassen, was sie — ein bei Fürstenerziehung allerdings nur zu leicht sich einstellender Fehler — ihm zu geben versäumt hat, so ist es: Selbständigkeit. So hat über ihn der große Menschenkenner Friedrich von Preußen geurteilt. Als diesem nämlich der großbritannische Minister Mitchell, sei es aus Überzeugung, sei es aus Höflichkeit, die Hoffnung ausgesprochen hatte, der Erbprinz von Hessen würde durch einen Eintritt in die scharf disziplinierte preussische Armee von seinen Fehlern geheilt werden, wehrte der König ab, indem er sagte: „Sie kennen ihn nicht! Wenn er auch in meinem Dienste wäre (obschon er behauptet, daß die

preussische Disziplin für ihn gleich nach dem Fegefeuer käme), kann ich nicht, noch will ich eine Verantwortung für ihn übernehmen. Er kann mich hintergehen, denn er ist immer der Meinung derjenigen Person, die gerade zuletzt mit ihm spricht.“

Wie zutreffend dies Urteil ist, kann man auf Schritt und Tritt beobachten, wenn man das Leben Friedrichs von dem Tage seiner Ehescheidung an verfolgt.

Er war, wie schon erzählt, am 15. Februar nach Hamburg gereist. Kaum war er dort angelangt, als seine katholischen Freunde ihn zu bearbeiten anfangen und ihm ihren Rat und ihre Hilfe anboten, wie er alle soeben erst heilig und teuer beschworenen Versprechungen brechen könne. So wie das kraftvolle Auftreten der Berater des Landgrafen ihn in der von den Protestanten gewünschten Richtung getrieben hatte, so veranlafte ihn das Zureden des päpstlichen Nuntius und des kölnischen Kurfürsten, Schritte nach der andern Richtung zu thun. Er schrieb an den Hamburger französischen Residenten einen Brief unter dem 20. Februar, in dem es heisst: „Seit lange habe ich nach einer sicheren Gelegenheit gesucht, um Ihnen ganz offen meine Meinung zu sagen: sollte sich nicht in diesem Aktenstücke (nämlich der Assekurationsakte) etwas finden, was mit den Reichsgesetzen im Widerspruch steht?“

Zu welchen Erfolgen die während des ganzen viermonatlichen Aufenthaltes in Hamburg fortgesetzten Bemühungen der Katholiken geführt haben, ist nicht mit voller Sicherheit zu sagen, wenn es auch grofse Wahr-

scheinlichkeit für sich hat, daß der Erbprinz einen ausführlichen beim Tode seines Vaters zu veröffentlichenden Protest in Hamburg unterzeichnet habe. Daß diese Umtriebe der Katholiken bestanden, ist dagegen außer Zweifel, sowie daß der Erbprinz sich von denselben hat finden lassen.

Fast zu gleicher Zeit aber that er einen Schritt, der genau den gegenteiligen Erfolg wie den von den Katholiken herbeigesehnten haben mußte und auch wirklich gehabt hat, und es scheint, als wenn er hierbei einmal seinen eigenen Eingebungen gefolgt sei. Die Art, wie er ihn einleitete, und die Beweggründe tragen zu sehr den Stempel seines eigenen Wesens. Daß er sich in seiner unseligen Rolle zwischen den Parteien, denen er zum willenlosen Spielball wurde und von denen ihn erst die eine, dann die andere ein ihn bindendes Aktenstück unterzeichnen liefs, unbehaglich gefühlt und sich nach einer Stellung geseht habe, wo er beiden möglichst entrückt wäre, ist begreiflich. Die Unruhe, die später sein ganzes Wesen erfüllte, begann sich auch bereits zu zeigen: er wurde des Hamburger Aufenthaltes überdrüssig. Das Einzige nun, wofür er immer ein steigendes, schliesslich freilich ins Lächerliche geratendes Interesse bezeugte, war das Militär, genauer ausgedrückt das Soldatenspiel. Doppelt mochte ihn jetzt der Gedanke reizen, befehlen und anordnen zu können und an der Spitze einer größeren Truppeneinheit seines kläglichen Schicksales vergessen zu dürfen. Im hessischen Heere waren seine Aussichten gering, denn die Assekurationsakte besagten ausdrücklich,

dafs das Kommando der Truppen oder eines Corps derselben keinem Katholiken anvertraut werden sollte, und er konnte sich sagen, dafs gerade für ihn von dieser Bestimmung keine Ausnahme gemacht werden würde¹⁾. Seine Augen richteten sich also auf dasjenige Heer, in das einzutreten ihm sein Vater wohl auch erlauben würde, das preussische.

Am 15. März traf er in einer grossen Gesellschaft mit dem preussischen Resident in Hamburg zusammen. Er zog ihn beiseite, erzählte ihm, dafs er sich in Hamburg langweile, dafs er gern anderswohin ginge, dafs es aber sehr schwer sein würde, des Landgrafen Einwilligung zu erlangen. Er könne sich im Augenblick noch nicht genauer erklären, bäte um Diskretion, wünsche aber, dem König von Preussen seine Ehrerbietung zu Füßen zu legen und zu erfahren, wie derselbe das aufnehme.

Der Resident konnte wohl nicht umhin, einen Bericht über diese wunderliche Unterredung an den König gelangen zu lassen. Diesem kam die ganze Sache sehr rätselhaft vor. Er liess sich daher auf eine weitere Antwort nicht ein, drückte aber aus, wie unbequem es ihm sein würde, den Erbprinzen in Berlin zu sehen, da er gar nicht wissen würde, „auf welchem Fufs er mit ihm tanzen solle“. Vielleicht geschah es unmittelbar im Anschlufs an den misslungenen Versuch in Berlin, dafs der Erbprinz sich nunmehr nach Wien wandte und bei der Kaiserin um ein österreichisches Generalspatent nachsuchte. Alles, was wir

1) Das bestätigte sich bald darauf. Vgl. Hartwig S. 118.

darüber wissen, beruht aber nur auf einer Angabe eines später zu erwähnenden Wiener Emissärs, die nicht über allen Zweifel erhaben ist. Man kann nicht nachweisen, von wem der Gedanke eines Eintritts in die österreichische Armee ausgegangen ist; dafs er vom Erbprinzen selbst war, hat allerdings eine gewisse Wahrscheinlichkeit.

Mitte Juni aber berief der Landgraf Wilhelm seinen Sohn aus Hamburg nach Kassel zurück, um den katholischen Umtrieben, denen derselbe dort ausgesetzt war, ein Ende zu bereiten. Gerade in den Tagen, wo der Landgraf in Hofgeismar so schwer erkrankte, traf Friedrich in der Landeshauptstadt ein. Hier befand er sich nun wieder in dem Machtbereich derjenigen, die ihm durch die Assekurationsakte eiserne Fesseln angelegt hatten. Daher nahm er seinen Gedanken an einen Eintritt in die preussische Armee wieder auf und wandte sich noch gegen Ende des folgenden Monats (Juli 1755)¹⁾ an Friedrich den Grofsen, indem er diesmal seine Bitte offen vortrug. Friedrich antwortete mit einer höflichen Ablehnung, die er damit begründete, dafs die Einreihung des Prinzen in sein Offiziercorps an einer seinem Dienstalder entsprechenden Stelle allzu grofsen Schwierigkeiten begegnen würde.

So sah sich der Erbprinz einer Hoffnung beraubt, die ihm, wie man zugeben mufs, den ehrenvollsten Ausweg aus seiner wenig beneidenswerten Lage zu versprechen schien, und verzweiflungsvoll lieh er nun wieder den Ratschlägen der katholischen Partei ein bereitwilliges Ohr. Der Plan

1) Polit. Corr. Friedr. d. Gr. XI, 229.

derselben gipfelte darin, dem Erbprinzen zur Flucht aus den Landen seines Vaters zu verhelfen und ihm in Wien bis zu dessen Tode eine Zufluchtsstätte zu bereiten: ein österreichisches Generalspatent wurde ihm gleichfalls verheissen. Aber mit welcher fortwährenden Aufregung und welcher Angst mußte der Unselige den Besitz dieser Hoffnung bezahlen, die endlich nicht einmal in Erfüllung gehen sollte! Er schwebte in beständiger Furcht vor Entdeckung, eine geheime Korrespondenz unter falschem Namen wurde geführt und mußte sofort nach Empfang heimlich vernichtet werden. Dazwischen kamen Einzelheiten seiner Beziehungen zu den Katholiken doch zur Kenntniss des Landgrafen, und vergebens belastete der Erbprinz aufs neue sein Gewissen mit Unwahrheiten. In solchen Augenblicken fluchte er dann seinen Freunden unter heissen Thränen: „Diese verwünschten Leute bringen mich wider meinen Willen in dies abscheuliche Unglück. Ich habe absolut nicht entriren wollen, aber ich mußte, und da hiefs es: Wir wollen es auf uns nehmen und schon machen. Nun ist das Unglück da; ich habe von alledem noch nicht den geringsten Nutzen gesehen oder gehabt und will auch von dieser Stunde an auf alle diese Korrespondenzen verzichten.“

Aber das war ja der unselige Fluch, dem er fortan verfallen war, dafs ihm sein Willen nicht mehr angehörte. Von neuem knüpften die Katholiken mit ihm an, und wiederum mußte er sich ihren Plänen fügen. Am 18. Januar 1756, wenige Tage, ehe die Flucht stattfinden sollte, wurde der Träger der Korrespondenz verhaftet: ein ka-

tholischer Pfarrer, der unter dem Vorwande, dem Prinzen die Messe zu lesen und für sein Seelenheil zu sorgen, ihn zu besuchen pflegte. Auf die Nachricht von diesem Vorgange fiel der Prinz dem Überbringer derselben bewußtlos in die Arme. Aber das Härteste sollte noch kommen: bald wurde es dem Prinzen klar, daß derjenige, der seine Verbindung mit den Katholiken verraten hatte, ein gewisser Lieutenant von Schöll sei, das heißt derjenige, der seit einem Halbjahre sein ständiger und vertrautester Umgang gewesen war, und dem er sich mit argloser Seele stets geöffnet hatte. Mag es begreiflich sein, daß der Landgraf es für nötig gehalten hatte, die unterirdische Arbeit der Katholiken mit allen Mitteln zu bekämpfen, selbst mit den Mitteln einer solchen List: der junge Offizier, der sich dazu hergab, sich in das Vertrauen des Erbprinzen einzuschleichen, um ihn unter der Maske eines treu ergebenen Dieners, ja Freundes auszuhorchen und dann zu verraten, kommt uns als eine moralische Ungeheuerlichkeit vor. Mag er immerhin nicht um persönlichen Vorteils sondern nur um der guten Sache willen gehandelt haben, so wird man nicht umhin können, ganz Marias Empfindungen zu teilen, die später ihrem Sohne jeden Verkehr mit Schöll untersagt hat. Der Erbprinz aber ist tief zu bemitleiden: kein Wunder, wenn solche Erfahrungen den letzten Rest von Ehrgefühl in ihm erstickten; ihm mußte, wenn man ihn so behandelte, fortan auch jedes Mittel erlaubt scheinen. An derartige bedauerliche Vorgänge muß man sich erinnern, wenn man es verstehen will, warum Friedrich seinem Vater über den Tod hinaus gezürnt und ihm persönlich

sogar die Ehre des letzten Geleites versagt hat. Die Schuld an allem ist aber unbedenklich der katholischen Partei beizumessen. Nicht weil sie zuerst den Weg der Hinterlist beschritten hat. Aber sie liebte es ja selbst, gleichsam zu ihrer Entschuldigung und um die Gegner zu entwaffnen, die Bekehrung als eine Handlung der Seelsorge hinzustellen und darauf hinzuweisen, dafs sie dieser in den Schofs ihrer Kirche zurückgekehrten Seele ihre fernere Hilfe nicht vorenthalten dürfe, und damit hat sie sich selbst ihr Urteil gesprochen. Ihr Benehmen zeigt, und der Erbprinz empfand das auch, dafs ihr das persönliche Glück des Bekehrten ganz gleichgültig gewesen ist. Das Unheil des Erbprinzen aber war es, dafs er in seinem ganzen Leben nicht einen wahren Freund gehabt hat, nicht einen, der sich um sein persönliches Glück gesorgt hat: hüben wie drüben hat man immer nur und ausschliesslich an die Sache, die politischen Interessen, gedacht und niemals an den Menschen: der war augenscheinlich seinen nächsten Angehörigen, ja selbst seinem eigenen Vater gleichgültig geworden.

Es verlohnt sich wohl, ehe wir in der Erzählung fortfahren, einen Augenblick bei diesem Verhältnis zu verweilen, in welchem Friedrich seit der Entdeckung seines Übertrittes zu seiner Familie, Vater, Gattin und Kindern gestanden hat. Es ist leicht gesagt, dafs er sich durch sein Leben das Anrecht auf den stillen Segen des Familienlebens verscherzt hatte, und die ihn kannten, würden wohl lächelnd den Kopf geschüttelt haben, wenn man ihnen von einem Versuch gesprochen hätte, den Erbprinzen

im Schofs der Familie vor weiteren Anfechtungen zu sichern. Dennoch kann man nicht umhin zu sagen, daß es erschütternd auf uns wirkt zu sehen, wie dieser Fürst, der nicht schlechter, nur unbesonnener war als viele seiner Zeitgenossen, geradezu aus seiner Familie ausgestoßen und geächtet war. Der Vater zeigt eine erbitterte Härte gegen ihn. Wie er empfand und wie er diese Empfindungen ausdrückte, lehrt der kleine Zug, daß in der ersten Zeit nach dem Bekanntwerden des Übertritts, der Landgraf die übliche Schlußformel der Briefe „avec mon affection paternelle“ im Konzept ausstreicht. Wenn man freilich bedenkt, daß schon im Juli 1756 der Landgraf einer geistigen Schwäche verfiel, die ihn bis zu seinem Lebensende, also über drei Jahre lang, nicht verlassen hat, so muß man zugeben, daß von dieser Seite her nicht allzu viel für den Erbprinzen zu erwarten war. Aber andernfalls muß man sich auch wohl hüten, die ganze Verantwortung für die nun folgende harte Behandlung allein den Ratgebern des alten Landgrafen, Hein, Dieden, Eyben u. a. Schuld zu geben. War der Landgraf auch nicht mehr imstande, politische Verhandlungen zu leiten (erlaubten ihm seine schwachen Augen doch nicht einmal das Schreiben und Lesen), so vermochte er doch recht wohl, seinen Gefühlen noch Ausdruck und Wirkung zu verschaffen, wie wir aus manchem Beispiel ersehen, und wenn er für seinen unglücklichen Sohn noch väterliche Zuneigung gehabt hätte, so unterliegt es auch nicht dem geringsten Zweifel, daß er derselben hätte stattgeben können. Mithin liegt für Beurteilung seiner Ratgeber das Sachverhältnis so, daß

dieselben irgendwelche väterlich milden Gefühle nicht zu schonen fanden, im Gegenteil die härtesten Worte aus dem Munde des Landgrafen gegen seinen Sohn hören mußten und infolge dessen nur das Interesse des Protestantismus im Auge behielten, ohne nach der Person des Erbprinzen auch nur im geringsten zu fragen.

Von solcher erbarmungsloser Härte eingegeben erscheinen die Bestimmungen über das Verhältniß des Erbprinzen zu seinen Kindern. Wurde ihm doch nicht nur über seine drei damals lebenden Söhne, sondern schon im voraus über alle Kinder, die er in etwaigen späteren Ehen erzielen würde, jegliches väterliche Recht abgesprochen. Der ruhigen Überlegung stellt sich die Maßregel freilich als notwendig dar. Niemand konnte wissen, welchem der Kinder des Erbprinzen dermaleinst die Nachfolge zufallen würde. Man brauchte nur daran zu denken, daß der augenblicklich regierende Landgraf das siebente Kind des Landgrafen Karl war. Wollte man also eine katholische Erbfolge ausschließen, so mußte man schon derartig hart verfahren. Endlich war das Verhältniß, in dem der Erbprinz zu seinen Kindern bisher gestanden, ein anscheinend recht äußerliches, so daß unter dieser Bestimmung weniger sein Herz als sein Ehrgefühl zu leiden hatte. Als daher Hein die Instruktion für den Erzieher der Prinzen abfaßte, legte er dem alten Landgrafen folgende Worte in den Mund:

„Der verderbliche Schritt, zu dem sich Unser Sohn, ihr (der Prinzen) Vater, hat verleiten lassen, indem er katholisch wurde, ist ihnen hinreichend bekannt. Man muß

sie gewöhnen, diesen Schritt hinsichtlich ihres Vaters als ein Unglück zu betrachten, wie er das auch in der That ist, und um dessen willen der letztere ihr schmerzlichstes Mitleid ebenso sehr verdient wie das Unsrige und das des ganzen Landes. Aber man soll ihnen einprägen, daß, abgesehen von dieser verhängnisvollen Verblendung, sie ihm nicht weniger Achtung und Gehorsam als ihrem Vater schulden; daß ihr Gewissen sie nötigt, ihn nur um so öfter Gott in ihren Gebeten anzuempfehlen und mit um so größerer Innigkeit den Höchsten anzuflehen, ihnen seine Gnade und Erleuchtung nicht zu entziehen.“

Das war also das Einzige, was man dem Unglücklichen liefs, das Mitleid seiner Kinder, freilich auch das Einzige, was man ihm lassen durfte, wie die Zukunft gezeigt hat.

Maria ihrerseits scheint die Absicht gehabt zu haben, sich ebenfalls an den Wortlaut dieser Vorschrift zu halten, jedoch mischt sich in die Worte, mit denen sie des getrennten Gatten gegenüber ihrem ältesten Sohne gedenkt, auch noch ein anderes stärkeres Gefühl als schmerzliches Mitleid mit ein. So schreibt sie am 17. August 1759, als Prinz Wilhelm ihr mitgeteilt hatte, daß er seinem Vater zum Geburtstag gratuliert habe: „Du hast sehr recht gethan, insofern es ein Zeichen von Achtung ist, und die mußt Du ihm immer bezeigen, da er Dein Vater ist. Weiter als bis dahin gehen aber seine Ansprüche nicht, es sei denn, daß er sich ändert und genau das Gegenteil von dem wird, was er bisher gewesen ist, und daran zweifle ich gar sehr.“ Diese Art von Achtung war frei-

lich nur hohler Schein, wie alles, was man dem Erbprinzen noch gewährte. Wie sollten die Prinzen einen Mann achten, von dem die Mutter so redete? Ein andermal schreibt sie, auf die Entfernung der Söhne ausser Landes anspielend: „Ich sollte damit zufrieden sein, daß Ihr glücklich aus Eures Vaters Machtbereich heraus seid, und sicherlich betrachte ich das als einen großen Segen, aber natürlich beklage ich auch mein hartes Geschick, von Euch für so viele Jahre, wenn nicht gar fürs Leben, getrennt sein zu müssen.“ Lange Zeit wählt sie das Auskunftsmittel, von sich aus den Erbprinzen überhaupt nicht zu erwähnen. Als dann Prinz Wilhelm einmal aus eigenem Antriebe nach ihm fragt, teilt sie ihm mit, daß sein Vater in die preussische Armee eingetreten sei. „Ich unterhalte keinen Briefwechsel mit ihm, wie du weißt. So stammt alles, was ich Dir über ihn sagen kann, vom Hörensagen. Aber das ist, wie ich Dir im Geheimen gestehen will, nicht zu seinem Vorteil, was mich nicht überrascht. Das bleibt aber zwischen uns, denn mein lieber Bylly weiß, daß ich ihm immer, selbst als er ein Kind war¹⁾, die einfache Wahrheit gesagt habe, und immer Vertrauen zu Dir gehabt habe, was, wie ich mir schmeichele, ich niemals Grund haben werde zu ändern.“

Später spricht sie dann wohl auch ihr „schmerzlichstes Mitleid“ nach dem Ausdruck der oben erwähnten Instruktion aus, jedoch in welcher Form, mögen zwei Beispiele zeigen:

1) Da der Brief 1758 geschrieben ist, war Prinz Wilhelm auch damals erst 15 Jahre alt.

„In der That, mein Engel“, lautet ein Brief vom 5. Juni 1761, „alle diejenigen, die mit ihm zu thun haben, sind zu bemitleiden, aber er selbst noch mehr wegen der fortwährenden innerlichen Unruhe, die er hat. Denn er ist ein armer Mensch (for he is poor creature) niemals zufrieden, immer mit einem Verlangen nach mehr, oder mit einem geheimen nagenden Neid gegen diejenigen, von denen er denkt, dafs sie sich behaglich und befriedet fühlen. Das ist eine traurige Lage und verdient sicherlich Mitgefühl — aber das aus einer grofsen Entfernung und aufserhalb seines Machtbereiches, denn wenn man ihm nahe wäre, müfste man sich selbst mehr bemitleiden als ihn.“ In dem anderen Brief versichert sie: „Der arme Mann ist zu bemitleiden. Denn ich bin überzeugt, dafs er keine zwei Monate dort ¹⁾ gewesen sein wird, dann wird er ‚kritlich‘ werden und wieder verlangen, an einem Feldzuge teilzunehmen, obgleich er jetzt erklärt hat, dafs ihn nichts bewegen könne, noch einen neuen zu unternehmen. Er ist niemals zwei Tage hintereinander derselben Meinung und sucht sein Glück nicht in einem guten Gewissen und dem Frieden des Herzens, noch in der Beglückung anderer. Drum, so lange er es da sucht, wo er es zu suchen gewohnt ist, ist die Wahrscheinlichkeit gering, dafs er es findet.“

Warum sie kein Bedenken trug, den Vater erbar-
mungslos vor den Augen der Söhne so hinzustellen, wie

1) Nämlich in Magdeburg, wo ihn Friedrich der Grofse mit der nichtssagenden Stellung eines Vizegouverneurs bedacht hatte.

er allerdings war, sagt sie selber. Sie hielt es für notwendig, die Söhne zu warnen, nicht so zu werden wie ihr Vater, denn „die Hessen zitterten, daß das der Fall sein könne“. So fügt sie einmal einer Ermahnung, brav und tüchtig zu sein, die Worte hinzu: „Außerdem habt Ihr unseligerweise einen Vater, dessen Benehmen Euch verpflichtet, ganz besonders auf Eurer Hut zu sein aus Furcht, daß man eine Ähnlichkeit zwischen Euch und ihm herausfindet.“

In einem Briefe (vom 18. Dezember 1758) geht sie noch weiter. Prinz Wilhelm hat ihr von einem Verbrecher geschrieben, der hingerichtet werden solle. Das erinnert sie an den Erbprinzen! Sie schreibt, sie bedauere jenen zum Tode Verurteilten, mehr noch aber sein Weib und seine Kinder; denn wenn letztere auch imstande wären, die Schuld des Vaters auszulöschen, so ständen sie doch immer unter dem Druck, daß jedermann sie mit ganz besonders kritischen Augen betrachte. Genau in dieser Lage befände sich auch Prinz Wilhelm.

Diese Verachtung Marias gegen ihren Gemahl und die volle Absichtlichkeit, mit der sie dieselbe auf ihre Söhne übertragen hat, mußten eine ausführliche Darstellung in dieser Lebensbeschreibung finden, weil sie einen wesentlichen Zug in Marias Bilde ausmachten, und mußten diese Darstellung finden selbst auf die Gefahr hin, ihr Bild wenn auch nur auf einen Augenblick zu trüben. Jedoch scheint bei einer ruhig wägenden Betrachtung nicht einmal diese Gefahr vorzuliegen. Wenn eine Frau, der ihr Gatte ungezähltemale körperlich und seelisch die eheliche Treue

gebrochen hat, während sie selbst nicht einen Finger breit von dem Wege des Rechten in Handlungen und Gedanken abwich, wenn eine solche Frau nicht das Recht haben soll, diesen Mann mit der ganzen Kraft ihrer Seele zu verachten, dann muß man sich zu der Anschauung bekennen, Sittlichkeit und Unsittlichkeit vermöchten im Leben friedlich nebeneinander zu wohnen, während sie doch in Wahrheit einander mit einer elementaren Gewalt fliehen oder sich gegenseitig zu vernichten suchen. Je sittlicher die hohe Frau empfand, um so nachdrücklicher mußte sie sich schliesslich von diesem Manne abwenden, und mit um so größerem Rechte, da er nie auch nur einen Augenblick nach ihrem Beistand verlangt hat, sondern sie in der Ehe geflissentlich von seinem inneren Leben ausschloß. Aus ganz verwandten Gründen kann man es auch verstehen, warum Maria mit voller Absichtlichkeit und mit allen Mitteln daran gearbeitet hat, entsprechend der durch die Assekurationsakte begründeten äußeren Scheidung zwischen diesem Vater und seinen Söhnen, auch eine unüberwindliche innere Trennung herbeizuführen. Wir wissen aus Marias Briefen, daß sie ein Gedanke mit schweren Besorgnissen erfüllt hat, der jeder Mutter in ihrer Lage als schreckendes Gespenst vor der Seele stehen würde: der Gedanke, daß ihre Söhne die bedenklichen Eigenschaften ihres Vaters als unglückseliges Erbteil mitbekommen haben könnten. Und für Maria war dies mehr als ein bloßes Gespenst. Denn gerade der älteste Prinz zeigte Eigenschaften, die in beunruhigender Weise an die seines Vaters erinnerten, und die auch in der That sich später an ihm

sehr bemerklich gemacht haben. So glaubte sie denn zu ihrer Handlungsweise voll berechtigt zu sein: es galt die Seelen ihrer Kinder zu retten. Dafs sie aber nicht etwa aus blindem, unüberlegten Haß, sondern aus wohlbedachter Überzeugung so gehandelt hat, dafür wird uns ein später zu berichtendes Wort von ihr Zeugnis ablegen, das sie auf ihrem Sterbebett gesprochen hat.

Kehren wir nunmehr zu den weiteren Schicksalen des Erbprinzen zurück.

Zwei Tage nachdem jener Priester, dem die Beförderung der geheimen Korrespondenz anvertraut war, verhaftet und damit die von dem Erbprinzen geplante Flucht nach Wien zur Kenntniss des Landgrafen gekommen war, wandte sich ein Ungenannter, in dem man mit gutem Grunde den Landgrafen von Hessen-Rotenburg vermutet hat¹⁾ im Interesse des Erbprinzen an den Kurfürsten von Köln und schilderte ihm die Lage desselben mit den schwärzesten Farben. Vollständig glaublich klingt seine Angabe, dafs der Erbprinz wie ein Gefangener gehalten werde: es war das wohl das einzige Mittel, das nach den soeben gemachten Erfahrungen übrig blieb, wenn man seiner Person einigermaßen sicher sein wollte, und da der Erbprinz noch hessischer Offizier war, stand dem Landgrafen allerdings das Recht zu, ihn wie einen der Fahnenflucht Verdächtigen zu behandeln. Übertrieben aber war die Behauptung des Ungenannten, dafs „man“ mit dem Gedanken umgehe, den Prinzen durch Mord aus dem

1) Brunner, Zeitschrift f. hess. Geschichte n. F. XII, 45.

Wege zu räumen. An diese, Wahres und Unwahres mangelnde Schilderung schloß sich dann die dringende Aufforderung, der Kurfürst möge sich unverzüglich an den König von Frankreich wenden und denselben veranlassen, nachdrücklich für den Bedrohten einzutreten. Der Kurfürst, der es immer liebte, seine eigene Person möglichst aus dem Spiele zu lassen, beauftragte seinen Beichtvater, den Jesuitenpater Kellerhofen, das Weitere zu veranlassen. Kellerhofen schickte nun am 2. Februar 1756 eine Abschrift des anonymen Briefes an den Beichtvater Ludwigs XV. In seinem Begleitschreiben bat er den Kollegen am französischen Hofe, den König zu einer Verwendung für den Erbprinzen zu überreden und zwar in seiner Eigenschaft als Garant des westfälischen Friedens, in welchem hinsichtlich der Religion jedem Deutschen völlige Freiheit zugesichert sei. Es erschien Kellerhofen aber notwendig, seine Bitte mit folgenden Worten noch dringlicher zu machen: „Ich weiß, daß man die Stände zusammenrufen will, um den Prinzen nach all den anderen Verzichtleistungen, die er gegen göttliche und menschliche Gesetze hat thun müssen, auch noch zu zwingen, der Erbfolge nach seinem Vater zu entsagen.“ Diese ungeheuerliche, von Unkenntnis der Verhältnisse zeugende Behauptung stützte der Jesuitenpater auf nichts Geringeres als auf das Zeugnis — des ehemaligen Kammerdieners des Prinzen, den man fortgejagt hatte, „weil man glaubte, daß er als einziger Katholik an diesem Hofe, den Prinzen durch die Geheimsprüche (oracles) trösten könne, welche die Religion uns liefert“.

Ludwig XV. gab nun auch in der That seinen Gesandten zu Berlin und Wien die Weisung, das Dazwischentreten dieser Höfe zugunsten des Erbprinzen von Hessen-Kassel herbeizuführen. Man hielt es, wie aus den an die Gesandten erlassenen Instruktionen hervorgeht, für eine Mafsregel besonders hervorragender politischer Erleuchtung, dafs man auch eine protestantische Macht zur Vermittelung aufforderte. Man glaubte, gewissen Gerüchten trauen zu dürfen, die besagten, dafs Friedrich der Grofse mit den Bestimmungen der Assekurationsakte nicht ganz einverstanden sei. Daran war freilich etwas Wahres. Friedrich der Grofse hegte die Meinung, dafs zwei Bestimmungen der Assekurationsakte sich nur sehr schwer aufrecht erhalten lassen würden ¹⁾: die Ausschließung von der Erbfolge in Hanau und jene Anordnungen, infolge deren dem Erbprinzen als Katholiken eine freie Verfügung über seine Truppen unmöglich sein sollten. Unbeschadet dieser Meinung war der König aber durchaus nicht gewillt, irgendeinen Schritt zu thun, der seinem alten Freund und Bundesgenossen Wilhelm VIII. Ungelegenheiten bereiten könnte.

Wien dagegen gab dem Wunsche Frankreichs sofort Folge und schickte den General von Pretlack mit einem kaiserlichen Handschreiben nach Kassel, das den Landgrafen aufforderte, dem durch die harte Behandlung seines Sohnes gegebenen und bereits ganz öffentlich gewordenen Ärgernis ein Ende zu machen.

Vierzehn Tage nachher aber wufste der Landgraf be-

1) Polit. Corr. XII, 368 vgl. 281. 283.

reits gerüchtweise, was sich später auch als zutreffend herausstellte, daß Pretlack mit seiner offiziellen Sendung noch einen geheimen Zweck verband: er führte ein österreichisches Generalspatent für den Erbprinzen in der Tasche, das er versuchen sollte demselben heimlich zukommen zu lassen.

Diese Umstände veranlafsten den Landgrafen, die Ausführung eines Planes zu beschleunigen, zu dem er die ersten Schritte bereits vor dem Eintreffen Pretlacks gethan hatte. Am 8. März nämlich hatte er durch seine Nichte, die Prinzessin Heinrich von Preußen, Friedrich dem Großen mitteilen lassen, wie sehr es ihm erwünscht sei, seinen Sohn einen Aufenthalt in Berlin nehmen zu sehen. Fast gleichzeitig, so daß man auf die Vermutung eines bewußten Einverständnisses kommt, wiederholte der damals in Völkershausen befindliche Erbprinz seine Bitte um Aufnahme in die preussische Armee. Bereits Ende des Monats überbrachte die Prinzefs Heinrich die Antwort des Königs, die dahin lautete, der Erbprinz möge zunächst nur nach Berlin kommen, das Weitere würde sich dann schon finden. Die über Pretlacks geheimen Auftrag verbreiteten Gerüchte beschleunigten die Abreise des Erbprinzen. Vergeblich hatte Pretlack noch einen Versuch gemacht, ihn in Hersfeld zu treffen: als er dort anlangte, war der Gesuchte kurz vorher bereits nach Berlin aufgebrochen. Vergeblich hatten die Katholiken alles darauf eingerichtet, ihren Schützling noch unterwegs abzufangen und nach Wien zu befördern: unbehindert langte er am 13. April 1756 in Berlin an.

Unterdessen hatte Pretlack in Kassel Schritte gethan, die nach Dummheit oder Unverschämtheit aussehen: er hatte dem Landgrafen ganz einfach seinen geheimen Auftrag eingestanden und ihm das naive Ansinnen gestellt, dem, wie er behauptete, schon vor Jahresfrist geäußerten Wunsche des Erbprinzen bezüglich eines Eintrittes in die österreichische Armee, seine Zustimmung zu geben. Die Antwort des Landgrafen lautete, wie zu erwarten war, ablehnend, Pretlack aber gab das Spiel noch nicht verloren, sondern machte noch einen Versuch, das Generalspatent dem in Berlin weilenden Prinzen zuzustellen. Doch scheiterte dieser Versuch: der Prinz war der weiteren Intriguen überdrüssig, er verweigerte den Abgesandten Pretlacks überhaupt zu empfangen, und vorläufig hatten die katholischen Umtriebe damit ein Ende erreicht.

Als der Erbprinz sich am 15. April zu Sanssouci dem Könige zum erstenmal vorstellte, hat dieser im eigentlichen Sinn der Worte nicht gewußt, wovon er mit seinem Gaste sprechen sollte. Jedes Thema, mochte es nun genommen sein, woher es wollte, barg peinliche Anspielungen, und so verlief denn diese erste Begegnung durchaus unerquicklich. Bei einem späteren Besuch ¹⁾ kam der Erbprinz aber aus eigenem Antrieb auf seine Religionsveränderung und die dadurch herbeigeführten Verwickelungen zu sprechen, und im Verlaufe dieses Gespräches hat Friedrich der Große keinen ungünstigen Eindruck von dem

1) Schilderung dieses Besuches mehrfach im XII. Bande der politischen Corr. Friedr. d. Gr.

Erbprinzen bekommen. Wir wissen ja, daß der König durchaus nicht alle Bestimmungen der Assekurationsakte gut hiefs; manche schienen ihm weit über das Ziel hinauszugehen. Das solidarische Gefühl, das alle Fürsten untereinander verbindet, empfand wohl auch mit sehr begreiflichem Unwillen, daß die fürstliche Hoheit in diesem Manne geradezu zu einer lächerlichen Figur herabgewürdigt war, indem man ihm kaum mehr als den Titel und die ganz äußerlichen Ehrenbezeugungen belassen hatte. Dazu kam der persönliche Eindruck des bildschönen, in seinem sechsunddreißigsten Lebensjahre stehenden Mannes. Mit seiner Art, lebhaft und unter vielen Beteuerungen, ja sogar Thränen zu reden, machte er durchaus den Eindruck eines offenherzigen Mannes, den zu leiten gar nicht schwer sein konnte, wenn man sich nur sein Zutrauen erhielt und ihn mit Milde und Freundlichkeit behandelte. Man kann dem Erbprinzen, von dem man so viel Entehrendes aussagen muß, die Gnade gönnen, daß er, wenn auch nur für Augenblicke, mit seinem Wesen und seinem Schicksal das Herz des größten Mannes seines Jahrhunderts gerührt hat, es bleibt das doch nur eine Henkersgnade. Nicht allzu lange sollte es währen, bis der Erbprinz sich auch die Achtung und Huld des Preußenkönigs verscherzt hatte und von diesem dem entsprechend behandelt wurde.

Friedrich der Große nahm den Erbprinzen wirklich im folgenden Monat in seine Armee auf, doch bei dessen bald durchschauter Unzuverlässigkeit konnte er ihm natürlich keine irgendwie bedeutsame Stellung geben zu einer

Zeit, wo er den Entscheidungskampf um die Existenz seiner Staaten herannahen sah. So war denn der Bedauernswerte auch in dieser Lage, von der er eine Besserung erhofft hatte, wiederum zu einer Scheinexistenz verurteilt, wie man sie sich nicht trübseliger denken kann. Am 2. Juni 1756 teilte Friedrich der GroÙe dem damaligen Gouverneur von Wesel, dem Generalfeldmarschall von Dossow, die Ernennung des Erbprinzen zum Vizegouverneur jener Festung mit, zugleich aber auch, daÙ jener in seiner Stellung als Gouverneur dadurch in keiner Weise solle beeinträchtigt werden. Er erklärte Dossow im Vertrauen, daÙ die Bestallung des Erbprinzen nur „ad honores“ geschehe und bei dem Alter und dem Gesundheitszustand des Landgrafen vermutlich nicht von langer Dauer sein würde. In dieser Vermutung hat sich nun der König getäuscht, und mancherlei Ärgernis und Schererei ist ihm durch den dem alten Landgrafen erwiesenen Dienst entstanden, was er nach seiner Art den Erbprinzen wieder entgelten lieÙ. Um den Ereignissen nicht zu weit vorzugreifen, aber doch die Stellung des Erbprinzen zu charakterisieren, mag hier ein Beispiel folgen. Am 24. März 1757 wurde Wesel auf des Königs Befehl vor den anrückenden Franzosen geräumt, die Garnison ging erst nach Lippstadt und von da aus nach Bielefeld, indem der Erbprinz mit einigen Regimentern in Lippstadt zurückblieb. Doch glaubte er sich dort bald gefährdet und zog sich, um „allen Hazard zu vermeiden“ auf Bielefeld zurück. Auf seiner hiervon an den König gemachten schriftlichen Meldung steht die lakonische Bemerkung: „Er laufet gut!

Friedrich.“ Und als der Erbprinz sich entschuldigte, daß er anders die ihm anvertrauten Regimenter nicht habe retten können, schrieb der König ebenso kurz aus dem Hauptquartier vor Prag: „Schlechte Entschuldigungen. Er hat sich lassen ins Bockshorn jagen.“

Nach alledem aber wird man es vollkommen begreifen, daß Maria für ihren geschiedenen Gatten keiner anderen Empfindungen fähig war als einer mit Mitleid gemischten Verachtung, und, da die späteren politischen Vorgänge sie diesen Verachteten mehr und mehr als einen Feind ihrer Kinder zu betrachten zwangen, kein Bedenken tragen zu dürfen glaubte, jede innerliche Beziehung zwischen ihm und seinen Söhnen zu zerstören. Hier wird aber wohl, wenn irgendwo, ein Fall vorliegen, wo alles begreifen alles verzeihen heißt, und niemand wird das helle Bild dieser Fürstin dadurch getrübt erscheinen, daß sie in diesem Punkte kein Erbarmen, kein Nachgeben gekannt hat.

Fünftes Kapitel.

Marias Söhne in Kopenhagen.

Betrachtete Maria es als eine schwere Prüfung, daß ihre Kinder nach Göttingen gebracht und so ihrem unmittelbaren und ununterbrochenen Einfluß entzogen worden waren, so blieb ihr doch immer der Trost, daß sie dieselben bei der geringen Entfernung von sieben bis acht Meilen binnen Tagesfrist erreichen konnte. Es hat den Anschein, als ob sie und ihre Umgebung in Unwissenheit darüber belassen worden sind, daß der Landgraf von Anfang an diesen Aufenthalt nur als einen vorübergehenden betrachtet und sich mit der Absicht getragen hat, zwischen die drei Prinzen und ihren Vater eine noch größere, jede Sorge ausschließende Entfernung zu legen. Doch bestand diese Absicht ¹⁾. Man hatte, wie schon erwähnt, zuerst an England gedacht, und Friedrich der Große mehrfach einen dahinzielenden Rat erteilt ²⁾. Dann war Holland in

1) Polit. Corr. Friedr. d. Gr. X, 483. Schreiben des Landgrafen vom 28. XI. 1754. Vgl. im vorigen Kapitel S. 124.

2) ebenda X, 469.

Erwägung gezogen worden, das mit zu den die Assekurationsakte garantierenden Mächten gehörte, und dessen Statthalter, der Prinz von Oranien, ein Schwager Marias war¹⁾. Endlich aber lenkte sich die Wahl auf den dänischen Hof, dessen persönliche und politische Stellung zu Hessen die gleiche war wie die Hollands. Im Juni 1756 hatten die Prinzen mit dem König Friedrich V. eine Zusammenkunft in Hamburg. Bei dieser Gelegenheit schrieb Maria ihrem ältesten Sohne, er möge immer eingedenk sein, daß er durch sein Benehmen sich Freunde, um nicht das harte Wort Beschützer anzuwenden, erwerben müsse, und gab ihm dazu jene, die schwierige und unnatürliche Stellung eines solchen Prinzen treffend kennzeichnende Ermahnung mit: „Erinnere Dich immer, daß Du die Rolle eines spielen mußt, der zehn Jahre älter ist als Du.“ Welche Veränderungen sich aber an diesen Besuch knüpfen sollten, war ihr verborgen, und auch Sévery, der von denselben gleichfalls sehr schwer betroffen werden sollte, schrieb noch einige Monate später aus Göttingen an seine Mutter, daß „alles unverändert sei“.

Vermutlich hat der Landgraf, wie das seine Art war, Maria ganz plötzlich mit dem zwiefachen Beschlusse überrascht, daß ihre Söhne nach Kopenhagen übersiedeln, Sévery sie aber nicht begleiten sondern sobald als möglich durch einen Militär ersetzt werden sollte. Die Vermutung, daß dieser Beschlufs für Maria ganz überraschend gekommen sei, beruht auf folgenden Thatsachen. Der

1) ebd. X, 483 und X, 509.

Brief Marias, den sie am 16. September 1756 an ihren ältesten Sohn nach Göttingen schrieb, unterscheidet sich weder durch Ton noch Inhalt von allen vorhergehenden. Der mit der folgenden Post geschriebene, vom 23. des gleichen Monats jedoch ist, wie sie selbst zugiebt, in sehr übler Laune verfaßt, deutet an, daß sie für ihre Söhne sehr viel zu leiden habe und knüpft daran die Ermahnung, diese möchten ihr einst diese Leiden vergelten. Eine Thatsache, die all dies erklärt, ist nicht angegeben, und erst der nächste Brief vom 27. September setzt voraus, daß die Prinzen von dem Beschlufs ihres Großvaters unterrichtet seien, der ihnen also, da dazwischen sicher kein Brief Marias fehlt, durch jemand anders mitgeteilt sein muß. Der Beschlufs selbst jedoch scheint kurz vor jenem trübseligen Briefe vom 23. September Maria kundgegeben zu sein, ja man möchte annehmen, daß dies gerade am 22. geschehen ist, denn eben unter diesem Datum hat der Landgraf Friedrich dem Großen seine Absicht mitgeteilt¹⁾.

Der Schlag war für Maria sehr hart. Kummervoll verging für sie der eine Monat bis zur Abreise ihrer Söhne, den diese wenigstens noch in Kassel verbringen durften. Vereinsamt blieb sie zurück mit ihrer Tinny Kempen, und ihr einziger Trost war ein ihrem Wesen recht entsprechender, daß sie den treuen Sévery trösten mußte, den nicht nur die Trennung sondern auch die Form seiner Entlassung tief schmerzte.

1) Polit. Corr. Friedr. d. Gr. XIII, 471.

Um zu erklären, warum der Landgraf eine derartige Entfernung seiner Enkel für notwendig gehalten hat, genügt es daran zu erinnern, daß im August des Jahres der Einfall Friedrichs von Preußen in Sachsen erfolgt war, mit dem die Wirren des Siebenjährigen Krieges begannen. Daß Hessen stark in Mitleidenschaft geraten würde, war ebenso leicht vorauszusehen, wie zu erwarten stand, daß Dänemark nicht in diesen Krieg hineingezogen werden würde. Insoweit war der Entschluß des Landgrafen also zu billigen, und als bedauerlich blieb nur die Art bestehen, wie er ihn ausgeführt hatte, ohne seiner Schwiegertochter Empfindungen im Geringsten zu schonen. Denn daß auch Séverys plötzliche Entlassung sie kränken würde, mußte er, wenn auch nicht im ganzen Umfange, ahnen.

Bezeichnend ist der Brief, in welchem Sévery dem Erbprinzen von seiner Entlassung Mitteilung machte. Es heißt darin:

„Ich habe alle Anstrengungen gemacht, meine Pflicht zu erfüllen, indem ich versuchte, das Herz und die Sitten der kostbaren Pfänder zu bilden, die mir anvertraut waren. Ew. Fürstliche Durchlaucht sind selbst Zeuge gewesen, daß ich es niemals an pflichtgetreuer Amtserfüllung habe fehlen lassen. Ew. Fürstl. Durchlaucht Zeugnis in dieser Hinsicht ist eine Sache, an der mir alles liegt. Vor vierzehn Tagen habe ich meine teuren Prinzen nach Kopenhagen abreisen sehen. Mein Herz wird sie nach jedem Orte begleiten, wo sie weilen, und ich hoffe, daß ich auch in dem ihren immer leben werde, indem sie die Grundsätze treu bewahren, welche ich versucht habe ihnen ein-

zuflößen. Ich kann Ew. Fürstl. Durchlaucht versichern, daß diese Grundsätze derartig sind, daß sie all' diejenigen zufrieden stellen können, denen an ihrem wahren Glück und Heil gelegen ist. Gott, der meine redlichen Absichten kennt, möge ihnen Gedeihen geben! Ich gestehe, daß, so sehr ich auch Grund habe, mit den Gunstbezeugungen Sr. Fürstl. Durchlaucht des Landgrafen zufrieden zu sein ¹⁾, ich ein derartiges Ende meiner Wirksamkeit nicht erwartet hatte, und daß ich es mir immer als lockendstes Zukunftsbild vorgestellt hatte, die ehrenvolle Erziehungsaufgabe, die mir anvertraut war, zum Abschluß zu bringen in einer Weise, die alle Urteilsfähigen zufriedenstellen sollte. Äußere Umstände haben alles und zugleich damit meine guten Absichten umgeworfen. Mögen sie von anderen Glücklicheren zur Ausführung gebracht werden, ich werde nicht darauf eifersüchtig sein, ich werde dazu durch meine Wünsche und Gebete beitragen.“

Der Erbprinz antwortete ihm darauf:

Mein Herr!

Ich habe Ihren Brief vom 11. d. M. erhalten. Wohl bekannt mit dem Eifer und der Zuneigung, die Sie immer für die Prinzen, meine Söhne, gehabt haben, zweifle ich nicht, daß Sie in empfindlichster Weise den Kummer fühlen werden, sich aus dieser Stellung plötzlich entfernt zu

1) Der Landgraf hatte ihn mit einer Pension von 500 Thalern zu seinem Legationsrat ernannt, „ohne eine Klage über sein Benehmen auszusprechen, und um ihm die Anerkennung seiner früheren Dienste zu erzeigen“.

sehen. Indessen da es dem Landgrafen, meinem Vater, gefallen hat, Ihnen den Titel Legationsrat nebst einer lebenslänglichen Pension mit der Freiheit, dieselbe an dem Orte Ihrer Wahl zu verzehren, zu bewilligen, so kann dieser Vorzug die Bitterkeit Ihrer Lage nur mäßigen und Sie in gewisser Hinsicht trösten über das geringe Mafß der Befriedigung, auf welche Sie gehofft hatten. Jedenfalls seien Sie versichert, daß ich zu meiner Zeit Ihnen mit Vergnügen die Ihnen bewilligte Pension weiter gewähren und mit Eifer alle Gelegenheiten ergreifen werde, um Ihnen Beweise der ganz besonderen Hochachtung zu geben, mit der ich bin“ u. s. f.

Wir werden später noch sehen, welche eigentümliche Gelegenheit der Erbprinz auf Antrieb seiner Ratgeber ergriff, um Sévery seine Hochachtung zu erzeigen, und in welche äußerst peinliche Lage der letztere dadurch kam. Hier genügt es uns, aus den angeführten Briefen zu entnehmen, daß Séverys Entlassung eine plötzliche war und nicht dem entsprach, worauf er sich durch treue Dienste einen Anspruch erworben zu haben glaubte. Die Beweggründe des Landgrafen kann man leicht erkennen, wenn man sich erinnert, aus welchen Rücksichten er seinerzeit Sévery die Stellung eines ersten Gouverneurs vorenthalten hatte, und dazu einen Brief Wittorffs an den Erbprinzen nimmt, in welchem derselbe mitteilt, daß der Landgraf nunmehr auch an Séverys Stelle als zweiten Gouverneur einen Offizier berufen wolle, seine Wahl auch bereits auf den augenblicklich noch mit einem hessischen Hilfs-

corps in England weilenden Major von Köller gefallen sei. Da für Wittorff ein passender Ersatz immer noch nicht gefunden war, mußte dieser sich schon dazu verstehen, seine vertretende Stellung noch weiter zu führen und die Prinzen nach Kopenhagen zu begleiten.

Mit Wittorff, Stoupanus und Causid reisten denn also die Prinzen am 28. Oktober 1756 von Kassel ab, begleitet von den Segenswünschen und heißen Thränen ihrer unglücklichen Mutter, die inanbetracht ihrer sehr angegriffenen Gesundheit nicht wufte, ob sie die geliebten Söhne je wiedersehen würde.

Auch wenn Maria nicht versicherte, daß fortan der bessere Teil ihres Lebens in Kopenhagen gewesen sei, und Glück und Unglück für sie sich dort entschieden habe, würde es sich für unsere Darstellung verlohnen, den Prinzen zunächst nach ihrem neuen Aufenthaltsort zu folgen. Entrollt sich doch vor unseren Augen ein sittengeschichtlich höchst fesselndes Gemälde, in welchem auch der kleinste Zug urkundlich gesichert ist. Und dies Gemälde ist auch in mancher Beziehung recht erfreulich, indem wir uns ihm gegenüber allerdings der Anschauung nicht verschließen können, daß wir es weiter gebracht und einen Haufen von schädlichen Vorurteilen zu Grabe getragen haben, die damals noch zu Recht bestanden. Überall aber, wo uns solche Verkehrtheiten ein Kopfschütteln oder ein stärkeres Zeichen der Mißbilligung, um nicht zu sagen des Unwillens, entlocken werden, können wir sicher sein, ganz so zu empfinden wie Maria. Daraus erst werden wir vollständig erkennen, wie diese Fürstin, über ihrer Zeit

stehend, Anschauungen hegte, die, aus den breiten Schichten des Volkes empordringend, erst gegen Ende des Jahrhunderts zur vollen Entwicklung und mächtigsten Ausbreitung gelangen sollten.

Mit einem inanbetracht der damaligen bedrängten Lage Hessens geradezu unbegreiflichen Kostenaufwand wurde der Haushalt der Prinzen eingerichtet. Als alles in Kopenhagen soweit geordnet war, dafs sich die Ausgaben übersehen liefsen, ergab sich eine Summe von jährlich etwa 37 000 Thalern. Einige zwanzig Bedienstete wurden gehalten, in den Ställen standen etwa zwanzig Pferde zum Reiten und Fahren. Zu diesen Ausgaben kamen noch die Besoldungen mit mehr als 6000 Thalern. Der erste Gouverneur bezog davon 3000 Thaler, der zweite 878, die beiden Instruktoren 500 und 400 Thaler. Von diesen letzteren beiden Besoldungen mufs man sagen, dafs sie ganz besonders hoch erscheinen, da in der damaligen Zeit, der Blütezeit des Hauslehrertums, bei der auferordentlichen Konkurrenz die Gehälter solcher Instruktoren meistens äufserst niedrig waren, wie ja diese Klasse von Leuten damals thatsächlich zu den Bedienten gerechnet wurden ¹⁾. Sämtliche Zahlen aber sind, wenn man sie unserer heutigen Anschauung nahe bringen will, zu verdreifachen oder zu vervierfachen, so dafs also der Aufenthalt dieser drei Knaben von damals 13, 12 und 9 Jahren dem hessischen Lande nach unserem Gelde jährlich etwa 300 000 Mark gekostet hat. Wie grofsartig nimmt sich dieser Zahl gegen-

1) Vgl. G. Stephan in Ztschr. f. deutsche Kulturgesch. 1891, S. 308. 309.

über die schlichte Einfachheit und haushälterische Sparsamkeit aus, die am preussischen Hofe zur gleichen Zeit üblich war und die freilich sehr gegen die damals weit verbreitete Verschwendung abstach — man denke nur an das von Goethe so einzig geschilderte Auftreten des brandenburgischen Abgeordneten bei der Frankfurter Kaiserwahl von 1764.

Was den hessischen Hofhalt in Kopenhagen anlangt, so muß man sich hüten, einer einzelnen Person, etwa gar dem Landgrafen, die Verantwortung über die anscheinende Verschwendung aufzubürden. Es liegt hier ein handgreifliches Beispiel dafür vor, wie viel stärker im allgemeinen die einmal zu Recht bestehenden Anschauungen und Verhältnisse sind, als der Wille des einzelnen Mannes, und wie außerordentlich hoch die That eines Friedrich Wilhelm anzuschlagen ist, der mit einem Federstrich alle unnützen Ausgaben des preussischen Hofes beseitigte und für seine Person erklärte, daß es nur auf den Kerl und nicht auf den Kittel ankomme.

Der Landgraf nämlich war etwas erschrocken, als ihm die Aufstellung der Gesamtausgaben zuing, und drang wiederholt auf Einschränkung. Wittorff blieb aber dabei, daß eine solche nicht möglich sei. Die Preise in Kopenhagen seien so hoch, daß es nach der Behauptung Kungiger nächst London die teuerste Stadt sei. Beköstigung und Fourage lasse sich also durchaus nicht billiger beschaffen. Auch an manchen anderen Posten war in der That nichts zu sparen. Die Briefpackete nur bis Hamburg und zurück verschlangen jährlich allein 600 Thaler. Ein

Galaanzug für einen der Prinzen kostete wegen der Goldstickereien 200 Thaler. Auf den Gedanken, daß man den ganzen Hofhalt einschränken könne, und ein einfacheres Auftreten den Prinzen eines so schwer heimgesuchten Landes in den Augen der Vernünftigen nicht zur Unehre gereichen könnte, kam anscheinend niemand, so wenig wie es den Landgrafen rührte, wenn die Gold- und Silbersachen, die er seinen Enkeln als Geschenke nach Kopenhagen schickte, einen übermäßigen Eingangszoll erlegen mußten. Nur das allgemeine Verlangen, die Ausgaben einzuschränken, kehrt in seinen Briefen immer wieder, ohne daß er einen direkten Befehl gegeben hätte, wie z. B. den, die Zahl der 14 Stallbedienten oder der 21 Pferde zu verringern, was uns doch so naheliegend scheint. Mit so zahlreichem Personal aufzutreten gehörte nach seiner Auffassung eben zu den Pflichten seines Standes, und darin teilte er nur die Auffassung der Fürsten seiner Zeit. Der arme Wittorff wurde schließlich ganz „krietlich“, wie Maria gesagt haben würde, und schrieb nicht sehr ehrerbietig an den Landgrafen: er könne doch nichts für die hohen Ausgaben, die er doch wahrhaftig nicht für seine Person mache; er habe nicht den geringsten Vorteil davon, da er sich vielmehr danach sehne, seine Stellung aufzugeben. Der Landgraf begütigte ihn mit großer Geduld und Liebenswürdigkeit: er habe doch nicht im entferntesten daran gedacht, ihm einen persönlichen Vorwurf zu machen, und sei von seiner persönlichen Uneigennützigkeit überzeugt. Wittorffs Nachfolger wußte allerdings einige Ersparnisse herbeizuführen, aber sie waren nicht wesent-

lich, sondern beliefen sich nur auf einige tausend Thaler, die gegenüber der Gesamtsumme wenig ins Gewicht fielen.

So wenig diese Ausgaben Marias Billigung haben konnten, so wenig war auch sie imstande, daran etwas zu ändern. So lange der alte Landgraf lebte, hatte sie darin überhaupt nicht mitzusprechen, und als er gestorben, war es in der ersten Zeit natürlich sehr schwer, plötzlich eine große und wirklich lohnende Einschränkung eintreten zu lassen. Sehr bald aber änderten sich die ganzen Verhältnisse, indem Prinz Wilhelm auf Reisen ging, Prinz Karl einen Feldzug mitmachte, die Söhne alle aber auf einige Zeit und 1763 nach dem Friedensschluss ganz nach Hanau zogen, und bei all diesen Gelegenheiten merken wir denn allerdings das Walten einer größeren Sparsamkeit. Jedoch auch so lange der alte Landgraf lebte, that sie das Mögliche, um ihren Söhnen eine richtige Vorstellung sowohl von dem Wert des Geldes an sich zu geben, als auch von den Verpflichtungen, die nach ihrer Auffassung einem jeden oblagen, der mehr davon besaß, als er für seinen „notdürftigen“ Unterhalt brauchte. Die Prinzen bekamen anfänglich in Kopenhagen jeder ein Monatsgeld von sechs Thalern. Nach der Einsegnung wurde dem Prinzen Wilhelm ein Handgeld, wie es genannt wird, von 1000 Thalern jährlich zugewiesen. Über die Verausgabung dieser Taschengelder mußten die Prinzen genau Rechnung führen und den Abschluß allmonatlich der Mutter übersenden, die dann an den einzelnen Posten in ganz ähnlicher Weise Kritik übte, wie es Friedrich Wilhelm I. von Preußen an den Rechnungen seines Sohnes that. Prinz Wilhelm, der

sich als Kurfürst auf der einen Seite eine wenig fürstliche Sparsamkeit zuschulden kommen liefs, während er auf der anderen kolossale Summen für seine Bauten verschwendete, zeigte schon als Kind eine wunderliche Unvernunft in seinen Angaben. Bald kaufte er Lappalien, wie Bänder für seine Kleidung, zu deren Beschaffung er gar nicht verpflichtet war, dann wieder erwarb er kostbare Schmuckgegenstände, so einmal eine goldene Uhr, obgleich er deren mehrere bereits besafs, immer aber stimmte seine Rechnung nicht und wurde dann durch einen letzten Posten „Bagatellen“ ausgeglichen, der Marias ständiger Kummer war. Für Arme gab er Maria nie genug aus, wenngleich in den Berichten des Erziehers einige Züge von Freigiebigkeit gegenüber den Bedürftigen zu finden sind.

Maria schenkte ihren Söhnen manchmal ein Goldstück, so zum Geburtstag mit Vorliebe, weil sie der erwähnte dänische Eingangszoll auf Wertsachen ärgerte. Einmal bittet Bylly um Geld für ein Paar Spitzenmanchetten, die er gern haben möchte. Aber sie schlägt ihm das ab, indem sie ihm die Geschichte einer Soldatenwitwe erzählt, die mit ihren zwei Kindern in Not und Elend zurückgeblieben sei. So lange es noch solche Bedürftige in Hessen gäbe, hätte er kein Recht, sein Geld für unnütze Dinge zu verthun. Sie selber ging ihren Söhnen mit gutem Beispiel voran, indem sie sich mehr als einmal das versagte, woran ihr ganzes Glück hing, einen Besuch der Söhne. Mit Rührung lesen wir, wenn sie darüber schreibt, dafs sie es inanbetracht des allgemeinen grenzenlosen Elendes für unsittlich halten würde, die Ausgaben

zu machen, die ein solcher Besuch verursachen müsse. Ja, wenn sie mit einem Stecken in der Hand zu ihnen pilgern könnte, dann würde sie keinen Augenblick zögern und keine Anstrengung scheuen. Aber da das nicht anginge, müsse sie sich still bescheiden, ohne zu klagen, wo andere noch viel mehr zu beklagen hätten.

Ihre Wünsche für die zukünftige pekuniäre Lage ihres Sohnes drückt sie in einem anderen Briefe so aus:

„Ich wünsche für Dich nur, was Dir zukommt, was sicherlich nicht viel ist. Aber mit Vernunft und guten Absichten kannst Du damit ebenso glücklich sein, als wenn Du ein König wärest, und Deinen wenigen Unterthanen und Dienern Wohlstand und Glück gewähren, was für einen Mann von Ehre die größte Befriedigung sein muß, welche die Welt gewähren kann. Außerdem wird es doch immerhin in Deiner Macht stehen, Deiner Dankbarkeit gegen diejenigen Ausdruck zu geben, die so viel für Dich gethan haben, so lange Du ein Kind warst. Dies muß für einen Mann von Herz die größte Wonne sein, denn man belohnt nicht nur die Person, die einen verpflichtet hat, sondern man bemüht sich auch, ihrer Familie zu helfen und ihre Kinder zu fördern und damit viele glücklich zu machen. Und abgesehen von all diesem, meine Seele, wenn Du empfindest, wie ich hoffe, wirst Du das tröstende Bewußtsein haben, die Erwartungen der zärtlichsten Mutter zu erfüllen, die sich für Dich geopfert hat seit Deiner Geburt, und die, wenn sie noch am Leben ist, sich für belohnt halten wird für alles, was sie erlitten hat, wenn Du haben kannst, was Dir gehört,

und wenn sie sehen kann, daß Du den rechten Gebrauch davon machst. Wenn ich aber tot bin, wirst Du das tröstende Bewußtsein haben, daß Du den Segen einer Mutter besitzt, die Du geliebt und geachtet hast.“

Am 14. November 1756 waren die Prinzen in der dänischen Hauptstadt angelangt nach einer achtzehntägigen Reise, die zwar ohne irgendeinen Unfall verlief, aber bei der kalten Jahreszeit immerhin recht beschwerlich war. Wittorff berichtete mit jeder Post an den Landgrafen über den Verlauf der Reise. Wenn aber wirklich der Stil der Mann ist, so war Wittorff einer der langweiligsten Männer, was man auch noch aus manchen Bemerkungen Marias schließen kann. Die Ärmste, die bei ihren einsamen Spaziergängen auf Bellevue oder in der Karls-Aue sich nach dem munteren, lebhaften Treiben ihrer Buben, den Wunderlichkeiten des Ältesten, den neckischen Einfällen des Prinzen Karl, der Zärtlichkeit ihres jüngsten „Schmeichelkätzchens“, wie sie ihn benannt hatte, sehnte, mag sich doppelt getrennt und vereinsamt vorgekommen sein, wenn sie Wittorffs steife, stets nach demselben Schema verfertigte Briefe in der Hand hielt, in denen die Namen der durchreisten Städte, die Zahl der zurückgelegten Meilen, des Allmächtigen gnädigste Hilfe und das „vollkommene Wohlbefinden der durchlauchtigsten Prinzen“ stets und stets in derselben Weise auftraten. In den gesamten Reiseberichten ist eine einzige Stelle, die wirklich etwas erzählt. Sie mag als Beispiel des Stiles hier stehen; sie bezieht sich auf die Überfahrt über den Belt:

„Wie sich heute Morgen die Prinzen embarquirten

amusirte Ihnen gar sehr die Reise zu Schiffe und soutenirten Sich auch bei der guten humeur die zwei ersten Stunden; nachgehens aber fingen Sie an, übel zu werden und die incommoditäten nebst den ordinären Folgen dauerten eine gute halbe Stunde, nachgehens wurden sie wieder wohl und lustig.“

In Kopenhagen mußten die Prinzen zunächst in einem Gasthof untergebracht werden, aber schon wenige Monate später räumte ihnen der Minister Bernstorff einen Teil seines städtischen Palastes ein.

Ihre erste Aufgabe war, sich bei Hofe vorzustellen und mit den dortigen Persönlichkeiten bekannt zu machen.

Die erste Gemahlin des Königs Friedrich V., die jüngste Schwester unserer Maria, war bereits vor fünf Jahren verstorben. Ihr hätte Maria natürlich am liebsten die Söhne anempfohlen. Zu der zweiten Gemahlin ihres Schwagers, einer Braunschweigerin, hatte sie kein rechtes Zutrauen. Die Erwähnungen derselben in ihren Briefen sind unfreundlich, ohne dafs man über den Grund aufgeklärt würde. So schreibt Maria in Bezugnahme auf eine uns nicht bekannte Äußerung der Königin beim ersten Empfang der Prinzen.

„Ich freue mich, dafs Du mit dem Empfange zufrieden bist, kann aber das Kompliment der Königin nicht bewundern. Ich halte es für sehr übel begründet und unangebracht. Hätte irgendjemand anderes es gesagt, so würde ich es für natürlich gehalten haben, aber nicht aus ihrem Munde. Was für ein Wesen ist sie? Gieb mir eine genaue Beschreibung von ihr!“

Ein Vierteljahr später fragt sie ihren Sohn, ob er denn die Königin leiden möge, ihr scheine sie sehr unfreundlich gegen ihre Stieftochter zu sein, „und das mag ich nicht leiden“.

Der dreizehnjährige Knabe, dessen Urteil über einen Erwachsenen so herausgefordert wurde, kam in Verlegenheit, und er scheint etwa geantwortet zu haben: „Ich mag sie ganz gerne, sie hat ein gutes Herz.“ Maria antwortet:

„Ich habe nichts gegen sie, halte sie aber für albern, und was ihr gutes Herz betrifft, so möchte ich wissen, was Du davon weißt — ich habe nie etwas davon gehört. Daher vermute ich, was Du gutes Herz nennst, ist nur äußerer Schliff und Freundlichkeit. Ich wünschte, mein Engel, Du dächtest selbständiger nach, und wenn Du Charaktere schildern solltest, prüftest Du die Handlungen und urteiltest danach.“

Man sieht, Maria behandelt hier nach ihrem eigenen Ausdruck ihren Sohn, als sei er zehn Jahre älter. Dafs darin eine Gefahr lag, kann der klugen Frau nicht entgangen sein. Doch besafs sie kein anderes Mittel, um ihren so früh in die Welt und in eine vielfach trügerische Welt hinausgestofsenen Sohn vor den Einflüssen zu bewahren, die sie von ihm fernzuhalten wünschte. Sie schreibt selbst:

„Nichts bedauere ich mehr, als mich für Euch so nutzlos zu finden, wie ich es gegenwärtig bin. Könnte mein Fleisch und Bein für Euch von Nutzen sein, würde ich mich selbst Stück für Stück zerschneiden und in dem Gedanken glücklich sein, dafs ich Euch nützte. Aber leider

bleibt mir nichts übrig, als Euch zu predigen und dazu noch im Dunkeln, ohne zu wissen, ob es angebracht ist oder nicht.“

So lautete auch eine ihrer immer wiederkehrenden „Predigten“: selbst schauen, selbst prüfen, selbst urteilen! denn er habe es nötig, sich in diesen drei Dingen möglichst früh von anderer Bevormundung loszumachen.

Unter den „Kindern des Königs von Dänemark war es besonders die zweitälteste Tochter Karoline Wilhelmine, auf welche Maria die Aufmerksamkeit ihres Bylly lenkte, denn diese Prinzessin war ihm zur Gemahlin bestimmt. Wenn man bedenkt, daß Prinz Wilhelm damals dreizehn, die Prinzessin Karoline (geb. 10. Juli 1747) noch nicht zehn Jahre alt war, so kann man nicht ohne Lächeln lesen, was die Instruktion des Gouverneurs über diesen Punkt besagt. Derselbe soll „in Anbetracht der zwischen Ihrer Königlichen Hoheit der Prinzessin Karoline von Dänemark und unserm ältesten Enkel beabsichtigten Heirat, es einzurichten suchen, daß keine Vertraulichkeiten zwischen den beiden vorkommen, wenn sie sich zusammen befinden, den letzteren aber anhalten, der Prinzessin immer die schuldige Hochachtung und Aufmerksamkeit zu bezeigen und für sie alle Höflichkeit zu haben, die ihr zu erweisen ihm eine Ehre sein muß. Wir wünschen auch, daß der Erzieher es sich angelegen sein lasse, ihn (den Prinzen) auf die guten Eigenschaften der Prinzessin aufmerksam zu machen, und ihm die Vorteile, die er aus dieser Verbindung ziehen wird, zum Bewußtsein zu bringen, um ihn dadurch anzuspornen, daß er sich bemüht, die Gnade

des Königs und die Achtung und Freundschaft der Prinzessin durch seine Aufmerksamkeiten und sein gutes Betragen zu verdienen.“

In ähnlicher Absicht schrieb Maria:

„Sage mir aufrichtig, ob Du die Kinder magst. Am neugierigsten bin ich zu wissen, wie Dir das Mädchen gefällt. Du schreibst, sie sei hübsch, sagst mir aber nicht, ob Du mit ihr gesprochen hast, ob sie Gesichter schneidet oder ein kleiner Schelm ist. Sage mir die Wahrheit, meine Seele, was Du von ihr denkst.“

Ein Vierteljahr später:

„Du scheinst mir von der zweiten (Prinzessin) eingenommen zu sein. Ich freue mich darüber und wünsche, wenn Du sie einmal bekommen sollst, daß sie Dich lieben möge. Darum wirst Du gut thun, Dich zu bemühen, ihr zu gefallen und ihre Freundschaft zu gewinnen, wenn Du kannst.“

Von dem damals etwa achtjährigen Kronprinzen, dem späteren Christian VII., wissen wir, daß er eine grausam harte, seinen Sinn fast absichtlich zerrüttende Erziehung erlitten hat, die seine spätere geistige Störung erklärlich macht. Aus Marias Briefen entnehmen wir, daß Prinz Wilhelm sich selbst über die Art, wie der kleine Kronprinz behandelt wurde, entsetzte. Wenn er auch von den schrecklichen Prügelstrafen, die das unglückliche Kind zu erdulden hatte, nichts erfuhr, so sah er, daß man dem Knaben bereits wie einem Erwachsenen begegnete, unter ängstlicher Bewahrung aller äußeren Formen vor ihm kroch und ihm schmeichelte und darauf hielt, daß jede Aufse-

rung kindlichen Wesens in ihm unterdrückt wurde. Es wurde ihm beispielsweise verboten, sich rasch zu bewegen oder gar zu laufen. Kopfschüttelnd vernahm Maria, daß nach Kopenhagener Hofsitte die Kinder sogar nicht mit den Eltern zusammen essen dürften.

Ein Maria besonders erfreuendes Verhältnis bildete sich zwischen ihrem Bylly und der Königin-Mutter, aus. Diese, die ersichtlich der verstorbenen ersten Gemahlin ihres Sohnes ein sehr liebevolles Gedächtnis bewahrte, nahm sich der hessischen Prinzen ganz so an, wie es die Verstorbene gethan haben würde. Neckend schreibt Maria, als die Prinzen anderthalb Jahre in Kopenhagen waren:

„Mein lieber Bylly, ich komme allmählich auf den Gedanken, daß zwischen Dir und der Königin-Mutter etwas mehr besteht als Freundschaft. Du sagst mir nicht alles! Ich für mein Teil habe den Argwohn, daß ein bißchen Liebe dabei ist und ich eines schönen Tages hören werde, daß Du sie geheiratet hast. Ohne Scherz, mein Liebling, ich bin entzückt von ihrer Güte gegen Dich, und was mir das Schmeichelhafteste sein würde, ist das Vertrauen, das sie Dir zeigt. Ich hoffe, mein Engel, Du wirst versuchen, das zu verdienen, indem Du Dich sehr diskret zeigst und niemals etwas weitersagst, was Dir im Vertrauen mitgeteilt wird.“

Der von dem trefflichsten Streben beseelte König Friedrich V. versicherte den Prinzen, daß er sie stets wie seine eigenen Kinder betrachten und behandeln werde, und hat dies Versprechen auch treulich gehalten.

Freilich brachte dies Leben am Hofe gerade dadurch,

daß der König die Prinzen ganz und gar, als gehörten sie seinem Hause an, hineinzog, auch die allergrößten Schwierigkeiten und für das Erziehungswerk die schwersten Störungen mit sich. Auf dem Stundenplan der Prinzen mußten zweimal wöchentlich $5\frac{1}{2}$ Stunde, zweimal je zwei Stunden angesetzt werden, wo die Prinzen regelmäfsig „an Hof“ fuhren, um den Majestäten, der Königin-Mutter, der Fürstin von Ostfriesland, deren Schwester, „einer sehr gracieusen und belebten Fürstin“, dem Kronprinzen und den Prinzessinnen der Reihe nach „ihre Cour zu machen“. Daß die unmittelbar nach solch einem Hofbesuch angesetzten Unterrichtsstunden, selbst wenn sich eine halbe Stunde Tanzunterricht dazwischenschob, nicht sehr fruchtbringend waren, ist kein Wunder. Aufser diesen regelmäfsigen Besuchen bei Hof und aufser dem allwöchentlich dem Empfang oder der Abstattung offizieller Besuche gewidmeten ganzen Mittwoch Nachmittag ging noch mancher halbe Tag und mancher Abend durch Hoffeierlichkeiten, Bälle — sogenannte „Bunte-Reihe“ — und im Sommer sogar halbe Wochen durch Besuch der Herrschaften auf ihren Landsitzen verloren, so sehr auch der Gouverneur bei passenden Gelegenheiten „zu depreciieren“ suchte. Wenn man in jedem Berichte die Schilderung dieser vielen Unterbrechungen lieft, so bekommt man einen guten Begriff einerseits von der Geduld und Tüchtigkeit der Lehrer, die den so oft abreisenden Faden immer wieder zusammenzuknüpfen wußten, anderseits aber auch von den Gaben und dem guten Willen der Prinzen, die trotz alledem ganz erfreuliche Fortschritte machten.

Bald nach der Ankunft in Kopenhagen betraf den prinzlichen Haushalt ein Mißgeschick, indem der Instructor Stoupanus erkrankte und trotz aller Pflege starb. Das Ereignis giebt uns Gelegenheit, Marias edle und menschliche Denk- und Empfindungsweise im hellsten Lichte zu beobachten. Der alte Landgraf schrieb zwar auch einmal: „Den Informator Stoupanus beklage wegen der ihm zugestossenen schwehren Krankheit, die mich an seinem Wiederaufkommen sehr zweifeln macht, ob ich gleich solches wünsche“, jedoch erschien es ihm überflüssig, diesen Wunsch auszusprechen, und er strich die letzten Worte, „ob ich gleich solches wünsche“, wieder aus. Maria erwähnt des Kranken mehrfach. Wir lassen die Stellen folgen:

„Bitte, mein Engel, hüte Dich recht, ihn zu ärgern“, schreibt sie, als noch Hoffnung auf Wiederherstellung vorhanden war, „und erzeige ihm jede Art von Aufmerksamkeit, da solche schwere Krankheit immer große Schwäche zurückläßt. Vielleicht ist dann seine Laune manchmal nicht gut, dann wünsche ich, daß Du sie schonst, so viel du kannst, nicht nur in den Stunden, sondern immer. Dieser letzte Paragraph ist nur unter uns.“

„Es ist mir unmöglich, auszudrücken, mein liebes Kind, wie sehr ich für den armen Stoupanus fühle, und mit welcher Sorge ich der nächsten Post entgensehe. Ich wünsche Dir Glück, mein Engel, daß Du Dir in Deinem Benehmen gegen ihn nichts vorzuwerfen hast, das ist der größte Trost, den Du haben kannst, wenn Du das Unglück haben solltest, ihn zu verlieren.“

„Mein liebster Bylly, es ist mir unmöglich, Dir zu sagen, wie betrübt ich über den Verlust bin, den Ihr in dem armen Stoupanus erlitten habt. Ich würde gar nichts davon gewußt haben, da eine Post verloren gegangen ist, wenn Ihr nicht sein Begräbnis erwähnt hättet. Bitte, laß mich wissen, ob Ihr ihn vor seinem Ende noch gesehen habt, und ob er sprechen konnte. In der That, mein Engel, Du nimmst mit vollem Recht an, daß ich sehr betrübt bin, weil Ihr einen so trefflichen Mann verloren habt und einen, den ich Euch als einen Freund anempfohlen hatte.“

Die verloren geglaubte Post mit den Berichten über seinen Tod traf verspätet ein. Sie schreibt darauf:

„Aus allen Euren Erzählungen kann ich nicht entnehmen, daß einer von Euch ihn während seiner Krankheit gesehen hat, worüber ich sehr betrübt bin. Denn ich halte es für junge Menschen für sehr heilsam, den Tod zu sehen. Obgleich es kein erfreulicher Anblick ist, macht es jeden bedenken, daß auch seine Zeit kommen wird und wie gut es dann ist, wenn man sich nichts vorzuwerfen hat. Ich wünsche, mein Engel, daß das Unglück, das Dich betroffen hat, einen so trefflichen Mann und einen, der Dein aufrichtiger Freund war, zu verlieren, Dich bewegt, nachzudenken und Dich bereit zu halten, daß, wenn Deine Zeit kommt, Du ebenso wenig Grund haben mögest, den Tod zu fürchten, als er hatte.“

„Stoupanus Vetter (vermutlich ein in Kassel lebender) ist sehr unglücklich darüber, seinen besten Freund verloren zu haben, und denjenigen, der den armen Mann

und seine Mutter unterhielt. Ich habe ihm eine kleine Pension um Stoupanus' willen ausgesetzt. Ich meine, daß man ihn nie vergessen sollte, und daß wir verpflichtet sind, was wir nur können, für seine Verwandten und Freunde zu thun, da wir für ihn nichts mehr thun können.“

Der Landgraf scheint in diesem Punkte anders gedacht zu haben. Stoupanus hatte 100 Thaler Schulden in Kassel hinterlassen. Der Landgraf befahl, den kümmerlichen Nachlaß des armen Schweizers zu versilbern, um damit die Schuld zu tilgen. Ein in Hamburg lebender Schwager von Stoupanus legte sich aber ins Mittel, bezahlte die 100 Thaler und löste den Nachlaß so aus.

Durch Stoupanus Tod machte sich aber die Notwendigkeit, geeignete Personen zu den Prinzen zu berufen, noch dringender geltend. Wittorff, der nun mit Causid ganz allein war, bat immer nachdrücklicher um Abberufung aus seiner interimistischen Stellung. Major von Köller als Sousgouverneur war noch nicht eingetroffen, und eigentlich hatte man schon in Göttingen die Absicht gehabt, einen dritten Informator zu berufen. Es war aber sehr schwer, wie der Landgraf einmal schreibt, „geeignete Subjekte“ ausfindig zu machen, und gelang erst nach langem Suchen. Im Mai 1757 ist dann glücklich der ganze „Hofstaat“ wieder vollständig.

Major von Köller scheint ein herzlich unbedeutender Mensch gewesen zu sein. Von seiner Wirksamkeit erfährt man gar nichts, sein Name tritt erst wieder auf, als er 1760 einem Steinleiden erliegt und Maria die Sorge für seine Kinder übernimmt. Als er sich Anfang 1757 bei

Maria vorgestellt hatte, wufste sie weiter nichts an ihren Sohn zu schreiben als: „Laß ihn meine Briefe nicht sehen, denn er versteht Englisch und liest es sehr gut“, woraus man nun so viel oder so wenig über den Eindruck, den Maria von ihm empfangen hatte, schließen mag, wie man will.

Fast gleichzeitig stellte sich ihr aber auch der neue Informator vor. Es war dies der Rat Ledderhose, damals 32 Jahre alt. Aus einer althessischen Theologenfamilie stammend, war er nach Vollendung seiner theologischen Studien erst Informator bei einem Herrn v. d. Malsburg, dann Hofmeister bei den Söhnen des Grafen von Witgenstein und zugleich Prediger gewesen. Die Wahl dieses Mannes scheint eine äußerst glückliche gewesen zu sein. An Kenntnissen und Charakter hätte man schwerlich einen bessern finden können und was seine religiösen Anschauungen betraf, so waren sie so freisinnig und innerlich, wie es Maria — aber auch der Sache selbst — nur erwünscht sein konnte. Inanbetracht des Übertrittes des Erbprinzen erforderte ja die Handhabung des Religionsunterrichtes zugleich Kraft und Zartgefühl. Die Instruktion gab darüber folgende treffliche, an verschiedenen Stellen zerstreute Anweisungen:

„Wahre Gottesfurcht sei die Quelle aller Glückseligkeit. Dazu aber vermöge die Prinzen vor allem ein gutes Beispiel zu erziehen.“

Man solle „die Prinzen an das Gebet gewöhnen, jedoch so, daß bei dieser Gelegenheit wie bei allen Frömmigkeitsübungen eine gerechte und christliche Mäßigung

angewendet werde, damit sie zu denselben so viel wie möglich durch Neigung und eigenen Trieb hingeleitet würden und auf alle Weise verhindert würden, sich an die äußerlichen guten Werke zu klammern.“

„Wir wollen auch nicht, daß man ihnen bei jeder Gelegenheit und zu häufig bei unpassenden Gelegenheiten von der sogenannten katholischen Religion spreche, noch weniger, daß man die Irrtümer derselben leichtfertig tadele oder lächerlich mache. Aber wenn die Rede darauf kommt, sei es in ihren Unterrichtsstunden oder sonst, soll man ihnen in ernster, gewissenhafter und überzeugender Weise mit einer dem Gegenstande entsprechenden christlichen Mäßigung, die Widersinnigkeit der Lehren und Gebräuche der römischen Kirche zeigen und den Widerspruch, in welchem sie zu dem heiligen Evangelium, den darin offenbarten Wahrheiten und deren Ziel stehen.“

In welchem vortrefflichen Geiste Ledderhose den Religionsunterricht geleitet, geht aus vielen Stellen seiner ausführlichen Berichte hervor, die er dem Landgrafen und nach dessen Tode Maria erstattet hat. Wenn Friedrich der Große für seinen Neffen und Nachfolger den Satz niederschrieb: „Er muß die Sachen erst glauben, nachdem er sie geprüft hat“, so berichtet Ledderhose: „Wie sie (die beiden ältesten Prinzen) überhaupt und besonders in der Religion nichts auf guten Glauben annehmen, sondern von allem Erklärungen und Beweise fordern, die vorgetragenen Gründe prüfen u. s. w.“ Hierzu muß man aber als Ergänzung eine andere Äußerung setzen: „Ich

habe es aber bei der natürlichen Erkenntnis Gottes und seiner Vollkommenheiten nicht bewenden lassen, sondern jedesmal zugleich angezeigt, was die Offenbarung der Christen hiervon lehrt, und wie dieselbe mit dem, was die Vernunft hierin sagt, vollkommen übereinstimmt.“ Die Erfolge eines solchen von einem klugen Kopfe mit Herzenswärme erteilten Unterrichtes sind auch nicht ausgeblieben. Von des ältesten Prinzen Einsegnung wird später noch zu berichten sein. Bei Prinz Karl hatten die im Religionsunterricht gewonnenen Erkenntnisse besonders segensreichen Einfluß auf sein tägliches Leben, wie Ledderhose mit großer Freude hervorhebt.

Prinz Wilhelm hatte bei der Wahl seines Lehrers auch seine Wünsche ausgesprochen. Unmittelbar nach dem Tode des Stoupanus hatte er die Bitte an den Landgrafen gerichtet, den Lehrer seines jüngsten Bruders, Causid, an des Verstorbenen Stelle zu erhalten, und Wittorff hatte dies Gesuch unterstützt in der Erwägung, daß ein gänzlich Fremder bei dem ernsten und verschlossenen Charakter des Prinzen einige Zeit gebrauchen würde, um ihn zu gewinnen. Dieser Wunsch wurde aber aus irgendeinem Grunde abgeschlagen. Prinz Wilhelm schrieb nun seiner Mutter einen Auftrag an Ledderhose, augenscheinlich gewisse Bitten oder Bedingungen, deren Inhalt wir leider nicht kennen. Doch erschienen sie Maria hinreichend vernünftig, so daß sie den betreffenden Brief Ledderhose wirklich vorlas, ihrem Sohne mitteilte, daß jener versprochen habe, seinem Inhalte Folge zu geben, und ihn aufforderte, ihr zu schreiben, ob Ledderhose sein Wort

gehalten habe. Der neue Lehrer verstand es rasch, das Herz seiner Zöglinge zu gewinnen. Es dauerte nicht lange, bis sie für ihn schwärmten und ihn liebten, und er hat bis zu seinem Lebensende seine Kräfte in den Dienst der Prinzen gestellt.

Im März traf in Kassel auch derjenige ein, der Witorff die so dringlich ersehnte Ablösung bringen und die Oberleitung der Erziehung der drei Prinzen übernehmen sollte, Ernst Johann Baron von Keyserlingk. Er war dem Landgrafen nicht unbekannt aus der Zeit, wo er in hessischen Diensten gestanden hatte, und auch der Regierungsrat Hein, der treue Freund und Berater des Landgrafen und mehr noch Marias, schätzte ihn sehr hoch. Seit einigen Jahren lebte Keyserlingk in der Zurückgezogenheit auf seinem Gute Blankenau bei Königsberg zusammen mit seiner jugendlichen Nichte, einem Fräulein von Mühlenheim, deren Erziehung er geleitet hatte. Als die Aufforderung des Landgrafen im Dezember 1756 an ihn erging, erklärte er sich sofort bereit, derselben Folge zu leisten, und nur äußere Umstände verschoben sein Eintreffen in Kassel. Seine Nichte brachte er mit: sie trat in den Dienst Marias, in dem sie lange Jahre geblieben ist, geehrt durch die Freundschaft der Fürstin, mit der sie treulich alle Leiden der kommenden Jahre geteilt hat.

Maria verfehlte nicht, ihrem Sohne Wilhelm ausführlichen Bericht über den Eindruck zu erstatten, den sie in wiederholtem Zusammensein von Keyserlingk empfing. Derselbe war äußerst günstig. Keyserlingk war ein kleiner,

etwas behäbiger, sehr lebhafter Mann mit hellen, durchdringenden Augen, von denen Maria sofort das Gefühl hatte, daß sie die Menschen bis auf den Grund ihres Herzens durchschauten. Wie er eine Perücke verschmähte, was gegen die Kasseler Hofsitte Maria auffiel, so eignete ihm überhaupt etwas durchaus Natürliches, Frisches und Kraftvolles, das Maria, da es nur ihre eigene Natur widerspiegelte, sehr gefiel. Seine großen lebensvollen Augen, wie sie dieselben beschreibt, wußten nichts von Alterschwäche, obgleich er über die Mitte des Lebens hinaus war. Rasch griff er ein, wo es not schien, und wagte in fröhlichem Selbstvertrauen, schon durch sein Wesen allein alle ängstlichen Bedenklichkeiten beseitigend. Das beste Zeugnis für seine Erziehungsgabe war seine anmutige Nichte, die mit ihrem fröhlichen Wesen, ihren hübschen Talenten im Zeichnen und Malen und ihrer Lust am Necken und Geneckt-werden von neuem Heiterkeit in Marias Umgebung brachte.

Mit Keyserlingks Amtsantritt (am 21. Mai 1757) kam ein frischer Zug in das Hauswesen der Prinzen. Er war sofort darauf bedacht, seinen Zöglingen „eine kleine Veränderung zu schaffen“. Spazierritte wurden unternommen, Sehenswürdigkeiten wie die Gruft der dänischen Könige zu Rotschild besucht, von einer „neuen Art des Kanonierens“ Augenschein genommen, die „Kunstkammer“, eine Art Raritätenmuseum, besichtigt, einer öffentlichen Prüfung des Gymnasiums, dem Unterricht im Kadettencorps, einigen Revuen, dem Stapellauf etlicher Schiffe beigewohnt. Eines Tages fällt das Gespräch auf die Buchdruckerkunst, Keyser-

lingk giebt, so gut er kann, eine Beschreibung von der Entstehung eines Buches, sucht aber auch sofort am nächsten Tage eine Druckerei auf. In der Kunstkammer fallen den Prinzen einige zierliche Holzarbeiten in die Augen: wenige Tage nachher wird eine große Drechslerei besucht, für den ältesten Prinzen eine Drechselbank angeschafft und dessen Interesse für das Kunsthandwerk mit so viel Eifer und gutem Erfolg warm erhalten, daß derselbe bald seiner Mutter die ersten Erzeugnisse seiner Kunst schicken kann: es waren das Schnupftabaksdosen, und wir erfahren bei dieser Gelegenheit, daß Maria schnupfte und diese Gewohnheit in Rücksicht auf ihr Ohrenleiden hochhielt. Sogar für die dänischen Majestäten konnte Prinz Wilhelm es wagen, zierliche Arbeiten herzustellen, und die Liebhaberei ist ihm auch später geblieben, sowie die Einrichtung, sich während des Drechsels ein gutes Unterhaltungsbuch vorlesen zu lassen.

Den Unterricht im Festungsbau wufste Keyserlingk dadurch zu beleben, daß er auf dem Hofe des Palais, das sie bewohnten, durch die Prinzen selbst nach allen Regeln der Kunst eine kleine Festung anlegen liefs. Machte schon das Entwerfen der Pläne dazu, die Aushebung der Gräben, das Aufschütten der Bastione den Knaben herrliches und gesundes Vergnügen, so steigerte sich dasselbe noch, als Prinz Karl zum Festungskommandanten ernannt wurde und nun eine „reguläre“ Belagerung durch seine beiden Brüder auszuhalten hatte. Minen wurden gelegt, Mörser aufgeföhren und in Anwesenheit einiger dänischen Würdenträger wurden dann thatsächlich die Minen gesprengt und

aus den Mörsern wurde geschossen. Als die Festung in Trümmern lag, erklärte der mutige kleine Kommandant, seinen Posten nicht verlassen zu wollen, und gab sich erst zufrieden, als man ihm „ehrenden Abzug mit dem Degen“ bewilligte.

Aber auch mit dem wissenschaftlichen Unterricht wurde es sehr ernst genommen. Wir können dem ganzen Betrieb desselben unsere bewundernde Anerkennung nicht versagen. Viele Grundsätze, die wir für eine ganz moderne Erkenntnis zu halten geneigt sind, und deren volle Verwirklichung gerade in unseren Tagen noch angestrebt wird, finden wir hier in Geltung. So das Bemühen, in allen Lehrfächern praktisch brauchbare Kenntnisse zu liefern, stets von dem Naheliegenden auszugehen, besonders aber die Fächer unter einander in eine enge so außerordentlich fruchtbringende Verbindung zu setzen. Und all dieses ist so recht eigentlich Marias Werk, die sich eingehend um jede Einzelheit kümmerte und dank ihrem Wissen mit den besten Ratschlägen zur Hand gehen konnte.

Wir können es uns nicht versagen, einige Beispiele von diesen persönlichen Eingriffen der hohen Frau zu bringen. Sie zeigen ihre eigene, selbständig errungene Bildung im hellsten Lichte.

Zu dem Lehrplan gehörte in Übereinstimmung mit den damaligen Anschauungen auch ein Unterricht im Natur- und Völkerrecht. Ledderhose hatte dafür einige der damals gangbaren Leitfäden zugrunde gelegt. Als er das an Maria berichtete, antwortete sie ihm:

„Ich habe keine besonders hohe Meinung von all' diesen modernen Abrissen über Natur und Völkerrecht. Es will mir scheinen, daß man daraus nichts lernt als Schlagwörter und Abstraktionen, die häufig sehr hohl sind, und die vorab nur für akademische Erörterungen taugen oder allenfalls für denjenigen, der von da aus zum bürgerlichen Recht übergehen will. Meiner Meinung nach ist es Pufendorf, vor allen aber Grotius, den ich auch gelesen habe, und der mir einen tiefen Eindruck gemacht hat, deren Lesung, wenn auch anfänglich schwierig, mir für solche Personen geeignet scheint, die sich gründlich zu unterrichten wünschen und die nicht der scholastischen Neuerungen bedürfen, welche man durch ein Eindringen in Grotius weit verbannt. Ich möchte hoffen, daß meine Söhne mit einiger Anleitung dieses Werk nach und nach verstehen könnten, und was die verschiedenen Prinzipien angeht, nach denen der große Mann die Pflichten, die sein Werk lehrt, unterscheidet, so soll man sie ihnen auf eine einfache Weise erklären und sie dann ihrem eigenen Urteil überlassen. Doch gebe ich zu, daß der Rat Ledderhose zunächst seinen Unterricht nach dem Abriss von Achenwall beendigt.“

Ledderhose war einigermaßen erschrocken über diese Forderung mit einem Sechzehnjährigen und einem Siebenzehnjährigen Grotius und Pufendorf zu lesen. Aber er fand nach einigem Nachdenken heraus, daß Marias Wunsch erfüllt werden könne, wenn er es nur in der richtigen Weise anfinge, besonders da seinen Zöglingen rasche Fassungsgebe eignete. Er nahm also Grotius' Werk

„de jure belli et pacis“ mit ihnen vor und berichtet darüber: „Die einzige Methode, die ich dabei für meine gnädigsten Prinzen praktikabel gefunden habe, ist, daß ich ihnen vorher eine richtige Einteilung der Sache überhaupt und der Teile derselben im besonderen gemacht habe, daß ich ihnen darauf einen Teil nach dem andern vortragen, erklärt und die notwendigsten Stücke desselben diktiert habe.“ Die Erfolge waren erfreulich, wie Keyserlingk sich persönlich in den wöchentlich veranstalteten Wiederholungen überzeugte.

In ähnlicher Weise fand Maria den für die hessische Geschichte zugrunde gelegten „Entwurf“ nicht ausreichend, und da es keinen besseren gab, versprach sie, eine passende Urkundensammlung aus den Archiven abschreiben zu lassen, an welche sich dann der Unterricht anlehnen könne.

Die Ausführung dieser Absicht gestaltete sich etwas anders, als in Aussicht genommen war. Marias treuer Freund, der Regierungsrat Hein, unternahm es, für die Prinzen eine Geschichte Hessens zu schreiben und zwar, wie wir aus gewissen Andeutungen entnehmen können, ganz im Sinne Marias: eine ungeschminkte Darstellung der Thatsachen, eine unbefangene Abwägung der Verdienste ohne Ansehen der Person. Aus dem ursprünglich beabsichtigten Entwurf ist ein ganzes Buch geworden, über dessen Verbleib leider nichts bekannt ist. Hein wünschte dringend, daß dasselbe geheim gehalten und außer dem Prinzen Wilhelm nur dem verschwiegenen Ledderhose anvertraut würde. So ist es denn vielleicht später vernichtet worden.

Sehr billigte Maria — wenn sie es nicht sogar veranlafste — eine Einrichtung, durch welche der Geschichtsunterricht eine treffliche Belebung und Ergänzung fand: das „Zeitungscolleg“, wie es Ledderhose in seinen Berichten nennt. In 2—3 Stunden wöchentlich wurden die einlaufenden Zeitungen durchgearbeitet, die Landkarte in der Hand. Die Ereignisse des Siebenjährigen Krieges in Europa und des gleichzeitigen Krieges zwischen England und Frankreich in Amerika lieferten ausreichenden und geeigneten Stoff.

Endlich mag hier noch Marias Urteil über den lateinischen Unterricht angeführt werden, das in unseren Tagen ja noch ein ganz besonderes Interesse hat. Ledderhose hat mit seinen Zöglingen eine stattliche Reihe von Schriftstellern gelesen: von Vergil merkwürdigerweise anscheinend nur die Eclogen; Sallust; Alexanders Geschichte aus einem nicht genannten Autor — wahrscheinlich Curtius Rufus; einiges aus Livius; Ovids Metamorphosen und Tacitus' Germania, an welche beide sich übrigens eine Betrachtung der deutschen Mythologie anschloß; ja sogar Horaz. Dafs er auch diesen Unterrichtszweig ganz entsprechend unseren heutigen Anschauungen der Erziehung dienstbar zu machen suchte, zeigt neben anderem auch der Umstand, dafs er zum Stoff für die lateinischen Exercitia eines ganzen Semesters die Geschichte des Cyrus wählte „um Ihnen (den Prinzen) dadurch zugleich eine Schilderei von einem weisen und tugendhaften Prinzen zu geben“.

Doch kämpfte der Unterricht mit manchen Schwierigkeiten, so sehr der wackere Lehrer sich auch bemühte,

ihn seinen Schülern schmackhaft zu machen. Die Prinzen hatten leidliche Fortschritte aufzuweisen, da sie eben fleißig und pflichtgetreu waren, „würden es aber noch ungleich weiter gebracht haben“, wie er schreibt „wenn Sie nicht in der Meinung ständen, daß ein Prinz diese Sprache wohl entbehren könnte“. Einmal heißt es sogar: „Von der lateinischen Sprache haben Sie die vorgefaste Meinung, daß sie einem Prinzen unnütz und unanständig ¹⁾ sei“.

Maria schreibt daraufhin:

„Hierin muß ich dem Rat Ledderhose widersprechen und kann ihm nicht recht glauben, wenn er sagt, daß meine Söhne die lateinische Sprache für einem Prinzen unanständig halten. Sie haben doch nicht vergessen, daß gerade die ruhmreichsten ihrer Vorfahren, besonders Landgraf Wilhelm IV., dieses Orakel der damaligen Fürsten, sich in dieser Sprache auszeichnete. Wilhelm V. ebenso. Landgraf Moritz übertrieb die Sache. Aber der Mißbrauch thut der Nützlichkeit keinen Abbruch, die ein Gegenstand haben kann. Nichts ist wahrer, und der Rat Ledderhose kann darüber aus voller Sachkenntnis urteilen, als daß die nur zu sichtlichen Fortschritte, welche die Unwissenheit in dem armen Hessen gemacht hat, und der Mangel an geschickten Leuten jeder Art hauptsächlich sich von dem Mangel an tüchtigen Kenntnissen in dieser Sprache herschreibt, ohne welche man nur langsame und schwache Fortschritte macht in den Wissenschaften, welche den Rechtsgelehrten und den Staatsmann ausmachen:

1) Im Sinne von: unangemessen.

Wenn der Prinz nur die geringste Neigung für diese Sprache zeigt, wird er sie wieder zum Leben erwecken und durch sein Beispiel die jungen Leute aller Stände anfeuern, die ihm eines Tages mit Auge und Hand dienen sollen. Das Opfer, das er bringt, wenn er nur mit ein wenig mehr Eifer an die Fortschritte anknüpft, die er schon aufzuweisen hat, könnte wohl den Gewinn wert sein, den er daraus ziehen wird, und scheint gleichermassen seinem Stande angemessen. Ich kenne kaum einen grossen Staatsmann oder Feldherren, der ohne (ausgedehnte) Lektüre das geworden wäre. Wie verschwindet die eigene Erfahrung gegenüber derjenigen, die man aus der Geschichte schöpft! Die Übersetzungen sind freilich ein grosser aber kein vollständiger Ersatz, und ich für meine Person weis, dafs, wenn ich soviel Latein könnte, wie mein lieber Wilhelm schon gelernt hat, ich dabei nicht stehen bleiben sondern danach streben würde, meinen Übersetzungen baldmöglichst den Abschied geben zu können, deren Schönheiten, wie ich wohl fühle, nur der Schatten derjenigen der Originale sein können. Der Rat Ledderhose soll mir darüber genau berichten. Ich weis, dafs ihm nichts leichter sein wird, als dieses kleine Vorurteil auszuwurzeln, wenn es jemals vorhanden gewesen ist. Ein zur Regierung bestimmter Prinz hat mancherlei zu lernen, so dafs eine weise Einteilung ja Einschränkung nötig ist, aber die hierauf verwendete Mühe wird keineswegs verloren sein.“

Über die Privatlektüre ihrer Söhne war Maria stets genau unterrichtet. Handelte es sich um ein ihr unbekanntes Buch, was freilich bei ihrer grossen Belesenheit

selten genug vorkam, so versäumte sie nie, sich mit demselben bekannt zu machen, ein ihr bereits bekanntes las sie noch einmal. Da es, wie immer bei Kindern, sehr schwer war, die Prinzen zu einer brieflichen Äußerung über ihre Lektüre zu veranlassen, so versparte sie sich die Besprechung derselben für die Zeit des Zusammenseins und wurde höchst ungehalten, wenn die Prinzen nicht genaue Auskunft über irgendein Buch geben konnten, das sie gelesen zu haben behaupteten. Beherzigenswerte Worte hat sie auch über diesen Punkt einmal geäußert, die besonders derjenige gern lesen wird, der mit Bedauern den Übereifer sieht, mit dem mancher heutzutage „den Ballast“ der alten Geschichte und der alten Helden über Bord werfen möchten. Sie schreibt an Ledderhose:

„Hinsichtlich der Lektüre scheint mir die alte griechische und römische Geschichte Rollins ein Werk, das besonders von einem jungen Prinzen zweimal gelesen zu werden verdient. Meine Söhne werden, wenn sie es wieder lesen, entdecken, daß sie heute auf einem anderen Standpunkt der Auffassung stehen als damals, wo sie es zum erstenmal lasen. Die Lebensbeschreibungen berühmter moderner Männer sind notwendig zu kennen, ohne jene auszuschließen. Ich liebe Plutarch und die Alten wegen der Beispiele und der Auffassung der Schriftsteller. Doch wiederhole ich: nicht zu vieles auf einmal! Ich lege auch keinen Wert auf alles, was meine Söhne nicht aus Geschmack und Neigung treiben.“

Fand Maria in all diesen ihren Bestrebungen eine durchaus zuverlässige Stütze in Keyserlingk, so mußte es sie um so unangenehmer überraschen, als sich eines Tages

Mifshelligkeiten zwischen diesem und Bylly einstellten. Bylly beklagte sich im Dezember 1757 bei seiner Mutter über Keyserlingk und brauchte die Vorsicht, seinen Klagebrief sorgfältig zu versiegeln, ein Anzeichen, das Maria von vornherein verdächtig erschien und auch wirklich erkennen liefs, dafs der Prinz in seinem innersten Gewissen sich nicht verhehlen konnte, wie sehr seine Anklage ihn selbst beschäme. War doch die Veranlassung nichts weiter, als dafs Keyserlingk dem Prinzen einmal inanbetracht der kalten und scharfen Witterung den üblichen Spaziergang versagt hatte. Maria verwies ihm sein Unrecht nachdrücklich, und bezeichnend für die Stütze, die die Erzieher ihrer Söhne auch persönlich in ihr fanden, ist ihre Bemerkung: auch wenn Keyserlingk etwa nur aus Rücksicht auf sein eigenes Behagen den Spaziergang unterlassen hätte, müsse der Prinz sich ohne weiteres fügen, wie das einem Kinde gegenüber einem Manne gezieme. Die Bitte des Prinzen, wegen des Vorfalls Keyserlingk Vorstellungen zu machen, wies sie kurzerhand zurück. Nie werde sie sich in Vorgänge zwischen ihm und seinem Erzieher einmischen: „Der Generallieutenant ist die Person, die vom Landgrafen zu Deinem Erzieher ausgewählt ist, folglich, da Du durch die Fehler Deines Vaters von Deinen anderen Freunden und aus Deinem Lande verbannt bist, mufst Du Dich in jeder Beziehung als von Deinem Erzieher für abhängig betrachten.“

Der Kummer über den verweigerten Spaziergang war aber nur ein einzelnes Symptom gewesen. Es lag doch eine wirkliche Mißstimmung des Prinzen gegen den Er-

zieher im Hintergrund. Entstanden war dieselbe durch den sicherlich sehr fühlbaren Gegensatz zwischen dem milderen, nachgiebigeren, unbestimmteren Wittorff und dem weit nachdrücklicher auftretenden Keyserlingk. Maria wufste aber genau, was sie davon zu halten habe. Sie schrieb wenige Tage später auf eine erneute Klage ihres Sohnes, über deren Inhalt wir weiter nichts wissen:

„Am Schlufs Deines Briefes sagst Du, wenn ich das nicht abstellte, würdest Du Wittorff lieber haben als den General. Das hängt von Dir ab, mein Engel, und der einzige Grund, der mich dabei betrüben kann, betrifft Dich selbst, da Du Deine Freundschaft für niemanden begehrenswert machen wirst, wenn dieselbe mit Deinem Amusement auch ein Ende hat, und wenn wegen eines Spazierganges mehr oder weniger Deine Empfindungen sich gegenüber einem Manne ändern können, der, wie Du mir selbst geschrieben hast, sehr gut gegen Dich war und dem Du sehr verpflichtet bist. Wenn Du trotzdem um solcher Kleinigkeit willen Deine Empfindungen ändern kannst, was soll man da von Dir denken, und wer soll einen Platz in Deinem Herzen wünschen, wenn es wie ein Wetterhahn ist? Denke immer daran, mein Engel, dafs treue Freundschaft sich auf Achtung gründen mufs, und die entsteht nur, wenn man jemand für ehrenhaft und konsequent hält, ohne diese Eigenschaften giebt's keine wahre Liebe. Denn wie kannst Du Vertrauen haben (was dabei so wichtig ist!) ohne Achtung, und wenn Du es hast, wie kannst Du es jemand auf solch thörichten Grund hin entziehen wollen? Gestehe nur die Wahrheit ein, mein Junge, Du warst er-

regt, als Du schriebst, und wenn Du meine Antwort bekommst, wirst Du Dich abgekühlt haben und selber finden, daß Du kindisch und albern warst. Hoffentlich bemerkt niemand außer mir diese Fehler, denn sicherlich wird sie niemand mit einem milderen Auge betrachten als ich, denn niemand kann eingenommener für meinen Bylly sein und ihn mehr lieben und mehr sein Bestes wünschen als ich.“

Diese Ermahnungen der Mutter hatten denn auch zunächst den gewünschten Erfolg, und Prinz Wilhelm söhnte sich völlig mit seinem Erzieher aus. Wie bei einer anderen Gelegenheit wiederum ein Gegensatz hervorgetreten ist, der kein sehr günstiges Licht auf den Charakter des Prinzen wirft, wird gleich zu berichten sein. Doch müssen wir vorher noch einige andere Ereignisse aus dem Kopenhagener Leben erwähnen.

Von diesen ist wohl die am 8. November 1759 erfolgte Einsegnung des Prinzen Wilhelm dasjenige Ereignis, das für Maria lange Zeit hindurch am meisten im Vordergrund des Interesses gestanden hat, und auch wir, denen die Geschichte des späteren Kurfürsten Wilhelm bekannt ist, blicken mit einer gleichen Teilnahme auf den Prinzen, dem in der reformierten Kirche zu Kopenhagen vor der ganzen dortigen reformierten Gemeinde die Fragen vorgelegt werden:

„Durchlachtigster Prinz, ich frage Sie vor Gott und dieser christlichen Versammlung, ob Sie von der an- und bekannten Wahrheit der christlich reformierten Religion in Ihrem Herzen überzeugt sind?“

Und:

„Geloben Sie denn auch vor Gott und dieser christlichen Versammlung, daß Sie bei der bekannten Wahrheit festhalten, die christlich reformierte Religion zeitlebens bekennen, sie mit einem christlich frommen Wandel beleben und derselben bis in den Tod treu bleiben wollen?“

Die Antwort auf die erste Frage war ein schlichtes Ja, die auf die zweite lautete:

„Ja, ich schwöre und will es halten durch Gottes Gnade und durch die Hilfe seines Geistes!“

Sorgfältig und in edler Freisinnigkeit war der Prinz auf diesen großen Tag vorbereitet worden. Wir kennen bereits die Anschauungen, welche durch die Instruktion dem Religionsunterrichte zugrunde gelegt waren, und den sittlichen Ernst des Lehrers, der diese Instruktion auszuführen berufen war. Wir kennen auch schon genugsam den Glauben der hohen Frau, die wie immer, so ganz besonders bei dieser Gelegenheit die Herzensbeichtigerin ihres Sohnes gewesen ist. Als die Zeit der Konfirmation mit dem 17. Lebensjahre des Prinzen näher rückte und Lehrer und Erzieher ihr versicherten, daß nicht nur die Kenntnisse des Prinzen sondern seine Gesinnung ihn als reif für den entscheidenden Schritt erscheinen ließen, suchte Maria durch folgenden Brief ihren Sohn zu einer ganz selbständigen Meinungsäußerung zu bewegen:

„Bitte, laß mich wissen, ob man davon spricht, daß Du konfirmiert werden sollst und ob man meint, daß Du hinreichend in Deine Religion eingedrungen bist, um zum Abendmahl zu gehen. Diese Frage stelle ich an Dich

und an niemand sonst, darum sprich nicht davon, sondern beantworte sie mir und teile mir zugleich Deine Gedanken über den Gegenstand mit, ob Du es wünschest, zum Abendmahl zu gehen, oder ob Du noch lieber warten möchtest, bis Du älter bist und besser unterrichtet über das, was Du zu versprechen auf Dich nimmst. Ob Du Dich etwa davor fürchtest, und wenn dies der Fall ist, was Du fürchtest, ob es etwa nur das Examen ist, oder wirklich das Versprechen selbst, das Du ablegen sollst nicht nur vor der Gemeinde, mit der Du das Abendmahl nehmen sollst, sondern vor Gott, der in Dein Herz sieht: das Leben eines Christen zu leben. — Das besteht nicht nur in Befolgung seiner Gebote, sondern darin, daß Du alles Gute thust, was in Deiner Macht liegt. — Ich hoffe, mein Engel, daß Du Dich vor einem solchen Versprechen nicht scheuest, da ich nicht zweifle, daß es Deine Absicht ist, dies Versprechen so genau zu halten, wie Du kannst. Ich wünsche, mein Engel, wenn Du mir auf diesen Gegenstand antwortest, keine kurze Antwort zu haben, noch will ich eine Antwort haben, wie von einem presbyterianischen Pfaffen, noch wie von einem Heuchler. Ich will, daß Du mir ganz natürlich und schlicht Deine Gedanken über diesen Gegenstand aussprichst. Drum bitte ich Dich, laß Dir Zeit zum Nachdenken, da ich neugierig bin, sie zu kennen. Aber ich bestehe darauf, daß Du dies gegenüber niemand erwähnst, denn ich will Deine Ideen haben und nicht die von irgend sonst jemand.“

Die Antwort des Prinzen kennen wir nicht. Sie stellte aber Maria zufrieden. Da er gleichzeitig die Bitte aus-

sprach, daß die der Einsegnung vorangehende Prüfung nicht öffentlich sein möge, wurde ihm dies gewährt. Im September bat er noch einmal um einen Aufschub, gegen den Maria nichts einzuwenden hatte, wenn er nur eine ernstliche Selbstprüfung ermöglichen sollte. Zwei Monate später fand dann der feierliche Akt statt.

Das eigentliche Examen wurde also bei verschlossenen Kirchenthüren abgehalten und dauerte volle drei Stunden. Über den Inhalt desselben berichtet das offizielle Protokoll:

„Ihro Durchlaucht wurden gefragt über die Lehre von dem Dasein Gottes und seinen Vollkommenheiten, über die Pflichten, die daraus für den Menschen herfließen. Von dem natürlichen und diesem entgegenstehenden Zustande des Menschen; von der daraus fließenden Notwendigkeit eines Heils- und Begnadigungsmittels; von der Notwendigkeit der Offenbarung desselben; von der Göttlichkeit der Bibel, deren Deutlichkeit und Vollkommenheit, und wie sie als der alleinige Erkenntnisgrund unseres Glaubens und Lebens von allen und jedem müsse gelesen und angenommen werden. Ferner über die Lehre von dem Heils- und Begnadigungsmittel, so diese Offenbarung angiebt; die ganze Lehre der durch Jesum Christum geschehenen Erlösung, und wie außer Jesu Christo kein Heil und Seligkeit auf irgendeine Weise weder zu suchen noch zu finden sei; ferner die Lehre von der Ergreifung und Zueignung der durch Jesum Christum erworbenen Seligkeit, von den Wirkungen des Geistes Gottes an dem Herzen des Sünders durch das Wort und Predigt des Evangeliums, von dem Glauben, der sich durch die Liebe gegen

Gott und den Nächsten thätig erweist, von den Mitteln, deren sich der Geist Gottes bedient, den Glauben in uns zu stärken und die Hoffnung jenes Lebens in uns zu befestigen; von den heiligen Sakramenten und dem würdigen Genuß des Abendmahles, u. s. w.“

„In allem befriedigte er so, daß er das Erstaunen aller Anwesenden erregte“, schließt dieser Teil des Berichtes.

Auch in einem Briefe an seine Mutter äußerte der Prinz so vortreffliche Grundsätze, daß nichts dagegen einzuwenden war. Diesen Brief, schrieb sie, wolle sie aufheben und ihm vor Augen halten, wenn er ja seine Meinung ändern sollte.

An dem Bekenntnis hat er lebenslang gehalten, daß er dem beschworenen christlichen Lebenswandel untreu werden sollte, davon hat Maria nur ein Beispiel erlebt, das in seiner Vereinzelung nur wie eine Verirrung erscheinen mußte. Weiterer Kummer ist ihr erspart geblieben.

Die vollzogene Konfirmation bewirkte, daß Prinz Wilhelm sich erwachsen fühlte, und dadurch der Erziehung manche neue Überraschung, um nicht zu sagen Schwierigkeit bereitete. Besonders in einer Beziehung hat das Maria Kummer gemacht. Im August 1760, also etwa ein Halbjahr nachdem der Prinz durch den Tod seines Großvaters zum Erbprinzen geworden war, schrieb er einen wunderlichen Brief an seine Mutter. Sein ganzes bisheriges Leben, besonders am Hofe zu Kopenhagen, komme ihm höchst leer und unnütz vor. Er sehne sich danach, sich seines Titels Prinz auf dem einzigen Felde würdig zu erweisen, wo dies geschehen könne, nämlich auf dem Felde der

Ehre, und darum werde er auch sicherlich einige Feldzüge als Freiwilliger mitmachen.

In der Klage, die dieser Brief enthält, wird man wohl mit Recht das Sehnen des angehenden Jünglings nach Bethätigung erblicken, der Wunsch desselben aber ist nur allzu begreiflich, und zwar nicht nur, weil seit jeher der Fürst eines Landes auch Kriegsherr gewesen ist, sondern weil den damaligen Zeiten Krieg geradezu als der natürliche Zustand der Welt erscheinen mußte. Wenn man überhaupt wohl in dem Jahrhundert Friedrichs des Großen kaum ein Jahr finden könnte, wo nicht irgendwo in Europa die Kriegsfurie entfesselt war, so konnte vollends ein so junger Mensch wie Prinz Wilhelm kaum anders denken, als daß in der Weltgeschichte ein Krieg den andern ablösen, vielmehr neben dem andern hergehen müsse. Ein etwa fünfunddreißigjähriger Offizier irgendeines deutschen Staates, der überhaupt noch keinen Krieg mitgemacht hätte, war damals ebenso undenkbar, wie es uns umgekehrt gar nicht zum Nachdenken auffordert, daß unsere Offiziere in diesem Alter überhaupt noch nicht Gelegenheit gehabt haben, ihr Handwerk im Ernstfalle auszuüben. Und nun vollends ein Prinz in einem Jahrhundert, an dessen Eingang noch die Heldengestalten eines Prinz Eugen und Karls XII. stehen!

Dergleichen Betrachtungen lagen aber Maria durchaus fern, sowohl weil sie eine Frau war, als auch weil sie niemals die rauhen Forderungen der hohen Politik hat verstehen können noch wollen. Die furchtbare Lehre, daß Leben und Glück des Einzelnen nicht in die Wage fallen,

wenn es Leben und Glück der Allgemeinheit gilt, hat sie von diesem Gesichtspunkt aus nie als richtig anerkennen wollen. Ein Kriegsbeschluss der Mächtigen war ihr immer nur das Todesurteil für ungezählte Tausende. Hierin liegt auch das Geheimnis, warum sie ihr Herz niemals für Friedrich den Großen hat erwärmen können. Ihrem Frauen-gemüt wird man es gern verzeihen, wenn sie im Hinblick auf die endlosen Kriege ihrer Zeit einmal schreibt:

„In der That, mein lieber Bylly, je mehr ich von der Menschheit sehe, um so höher steigt meine Abneigung oder mein Mitleid für sie: die meisten sind schlimmer als fühllos. Mord und Totschlag mit kaltem Blute und das nur, weil zwei Menschen, welche die Väter ihres Volkes sein sollten, sich zanken und dann ihren Unterthanen befehlen, einander zu vernichten. Nein das ist schlimmer als fühllos bei beiden, denjenigen, die so grausame Befehle geben, und denjenigen, die ihnen gedankenlos folgen. Diese armen Geschöpfe, die unmenschlicher als wilde Tiere sind, wagen sich Christen zu nennen! Ja, wenn sie nicht im Kriege sind, dann erfinden sie neue Zerstörungsmittel und werden dafür noch von ihren Herrschern belohnt!“

Die Richtigkeit dieser Auffassung wird man nicht zu verteidigen suchen, so wenig wie man sich die Mühe zu geben braucht, sie weitläufig zu widerlegen. Zugestehen wird man dagegen die Kehrseite derselben, die Maria an zahlreichen in dieser Lebensbeschreibung angeführten Stellen vertreten hat: dafs ein Fürst keine höhere Aufgabe habe, als das Glück und Wohlergehen seiner Unterthanen zu fördern, und dazu ist freilich der Krieg nur ein ähnliches

Mittel wie die chirurgische Operation zur Heilung eines Schmerzes. Wie aber mußte eine so gesonnene Fürstin sich berührt fühlen, wenn ihr ältester Sohn erklärte, Soldat sein und Krieg führen sei das einzige eines Fürsten würdige Los!

Zunächst antwortete sie ihm ganz kurz: sich in die Lebensbedingungen seines Landes vertiefen, das sei seine vornehmste Aufgabe, und wenn er dieser ernste Studien widme, könne man sein jetziges Leben durchaus nicht nutzlos nennen.

Die Vorliebe fürs Soldatentum hörte aber vollends auf ungefährliche Träumerei zu sein, als der König von Dänemark den Wunsch äußerte, Prinz Wilhelm in seine Armee aufzunehmen. Am 2. November 1760 schrieb Maria ihrem Sohne, er kenne ja ihre Ansichten in dieser Beziehung und werde sich danach richten, am 9. erhielt sie aber in einem zweiten Brief bereits die Nachricht, daß Prinz Wilhelm das Anerbieten des Königs, das ihm derselbe in einem Privatgespräch gemacht, mit warmen Dankesworten auf eigene Faust angenommen, gesagt, „daß er sich glücklich schätzen würde, zu Seiner Majestät Unterthanen zu rechnen, und den Wunsch ausgesprochen habe, bis zu seinem dermaligen Regierungsantritt in dänischen Diensten bleiben zu können“. Ihr Sohn „Unterthan“ eines andern, sein Erstgeburtsrecht, wie sie schreibt, um eine Muskete verkauft, und seine Pflicht, Hanaus Regierung baldmöglichst zu übernehmen, einfach in den Wind geschlagen! Und das alles hatte der 17jährige eigenmächtig gethan! Maria war mit vollem Recht sehr aufgebracht. Um das

Maß voll zu machen, schrieb ihr Prinz Wilhelm im nächsten Briefe als Erklärung seines Benehmens: da der König ihm die Ehre anthun wolle, ihn in seine Familie aufzunehmen, habe er das Bedürfnis, ihm zu zeigen, daß er freudig sein Leben für ihn lassen würde. „Du bist ein Narr“, schreibt sie auf diesen knabenhaften Erguß hin, „bildest Du Dir denn ein, ein fahrender Ritter zu sein?“

Der Prinz stand aber von seinen Ideen nicht ab und gab nur seinen Bitten geschickt eine andere Richtung. Da er Oberst eines hessischen Regimentes war, äußerte er den Wunsch, mit den hessischen Truppen an dem Feldzuge des Jahres 1761 teilnehmen zu dürfen. Dieser Wunsch war leicht damit zurückzuweisen, daß die Vormünder niemals seiner Erfüllung beigestimmt hätten. Denn dann wäre eine Begegnung des Prinzen mit seinem Vater unvermeidlich gewesen, und diese sollte nach dem bisher streng befolgten Grundsatz jedenfalls bis zur Volljährigkeit des Prinzen durchaus verhütet werden. Diesen Grundsatz zu durchbrechen würde sich keiner der Vormünder haben bereit finden lassen.

Trotzdem der Prinz allerdings um etwas ganz Unmögliches gebeten hatte, war er doch sehr unglücklich über die Versagung dieser Bitte und drückte das seiner Mutter in sehr leidenschaftlichen Worten aus, die sie sich aber mit einem ruhigen Hinweis auf seine Pflichten zurückzuweisen begnügte.

Die Rache des Prinzen bestand darin, daß er nun seine Phantasie ganz und gar mit Soldaten und Schlachtberichten ausfüllte. Den jüngeren Bruder wies er einmal,

als ihm dieser etwas erzählen wollte, heftig zurück, weil er beschäftigt sei. Doch bestand diese hochwichtige Beschäftigung darin, daß der nunmehr Achtzehnjährige Soldaten in ein Buch zeichnete und antuschte! Freunde Marias berichteten ihr ähnliche wunderliche Geschichten. Sie schreibt:

„Nur in einer Hinsicht tadeln Dich alle übereinstimmend, daß Du nämlich Deine militärische Wifsbegierde allzuweit treibst, daß Dein Kopf ganz voll von diesen Dingen ist, und daß nach Deinem geliebten Hirn nichts von Nutzen oder des Nachdenkens wert ist, was sich nicht auf Soldaten bezieht; daß, wer kein Offizier ist, nichts ist oder wenigstens einer, von dem Du eine sehr geringe Meinung hast. — Ich wünschte, Du überlegtest Dir, wie viele große Männer wir in der Welt gehabt haben, die keine Offiziere waren und eine größere Rolle spielten als solche, die es waren.“

Da seine militärische Vorliebe aber nicht zu bannen war, suchte sie dieselbe wenigstens zu veredeln, und wies ihm aus ihrer umfassenden Geschichtskennntnis nach, daß man auch einem Feldherrn nur dann Anerkennung zuteil werden lasse, wenn er außer seinem strategischen Wissen Mannestugend besäße, „ehrenhaft, tapfer und klug“ sei. Er möge nur gehörig Kriegsgeschichte studieren, um sich von dieser Wahrheit zu überzeugen. Lustig klingt dazwischen ihr Scherz: aus dem Altertum müsse ihm die makedonische Phalanx am meisten imponieren, denn die beruhe ja auf einem geradezu preussischen Exerzierreglement.

Noch einmal hat Prinz Wilhelm seinen Wunsch, einen

Feldzug mitmachen zu können, sich versagen müssen. Es war dies, als der König von Dänemark 1762 seinen gegen Rußland gerichteten Einmarsch in Holstein machte. Diesmal hatte jedoch Maria ihre Einwilligung gegeben gehabt, und Friedrichs V. Minister Bernstorff dagegen Einspruch erhoben aus denselben Gründen, die des Prinzen Beteiligung an den Aktionen des Siebenjährigen Krieges unthunlich erscheinen ließen. Er mochte sich aber damit trösten, daß dieser Feldzug im Sande verlief und nach der Entthronung Peters durch einen Friedensschluß mit Katharina rasch und unblutig beendet wurde.

Maria hatte unterdessen bereits andere Bestimmungen über ihren Sohn getroffen und die Ausführung derselben mit Keyserlingk verabredet. Sie wünschte, daß ihr Sohn reisen sollte, einmal um seinen Blick und seine Kenntnisse zu erweitern, dann aber auch, weil es angebracht erschien, ihn auf einige Zeit von der noch sehr jungen Prinzessin Karoline von Dänemark zu trennen, mit der er den Abmachungen gemäß noch in diesem Jahre (1762), ihrem fünfzehnten Lebensjahre, öffentlich verlobt werden sollte. Holland und England waren in Betracht des noch immer dauernden Kriegs die einzigen Länder, die für eine solche Reise in Betracht kamen.

Es erscheint höchst selbstverständlich, daß die Wahl eines Begleiters auf dieser Reise auf Keyserlingk fiel und nicht auf den seit einiger Zeit in seine Stellung als Sous-gouverneur zurückgekehrten Sévery. So sehr Maria diesen auch persönlich schätzte, so war er doch schon als Ausländer ungeeignet, diese verantwortliche Stellung auszu-

füllen, besonders in England, wo Maria von der Anwesenheit ihres Sohnes eine günstige Einwirkung auf den Friedensabschluss im Interesse Hanaus erhoffte.

Prinz Wilhelm war aber über all' diese Anordnungen sehr unzufrieden, und da Keyserling für ihn der Vermittler der Wünsche Marias war und derjenige, welcher dieselben vor ihm begründete, ihm wohl auch aussprach, daß ihre Durchführung nötigenfalls gegen seinen Willen stattfinden würde, so liefs er seinen ganzen Zorn an seinem Erzieher aus. Dieser mag auch seine Laune verloren haben, und heftige Auftritte folgten. Prinz Wilhelm aber machte den Charakter Keyserlings zum Gesprächsstoff mit irgendwelchen dritten Personen, man kann vermuten mit Sévery und Ledderhose, und muß es, wie wir aus einem gleich anzuführenden Briefe Marias schliessen können, auch zwischen diesen und Keyserling zu ärgerlichen Auftritten gekommen sein, die geeignet waren, Keyserlings Autorität zu untergraben.

Vielleicht hatte Keyserling selbst, um weitere Erörterungen abzuschneiden, den Prinzen darauf hingewiesen, daß es ihm ja jederzeit freistehe, sich direkt an seine Mutter zu wenden und um Abänderung der ihm nicht behagenden Anordnungen zu bitten. Wenigstens erhielt Marias Beirat, Regierungsrat Hein, in dieser Zeit ein ausführliches deutsches Schriftstück, das Prinz Wilhelm vielleicht selbst entworfen hat, von dem man aber, wenn man Ton und Form betrachtet, eher geneigt ist zu glauben, daß es ihm von einem anderen aufgesetzt worden ist, vielleicht von seinem Sekretär, dem der Prinz die An-

fertigung eines solchen Schriftstückes einfach nur zu befehlen brauchte.

In diesem Memorandum spricht er nun zunächst sein Bedauern darüber aus, daß man ihn von dem, was man mit ihm vorhabe, erst so spät in Kenntniss gesetzt habe. Einer Reise nach Holland müsse sich seiner Meinung nach dasselbe entgegenstellen, was erst vor kurzem seine Beteiligung am dänischen Feldzug nach Holstein verhindert habe. Außerdem sei es ihm durchaus fatal, sich gleich nach der Verlobung von seiner Braut trennen zu müssen. Schließlich läge der Friedensschluss zwischen England und Frankreich noch in weiter Ferne und genüge es, wenn er abreise, sobald die Unterhandlungen begonnen hätten.

Müsse aber die Reise durchaus gemacht werden, so wolle er auf keinen Fall ohne Ledderhose reisen, und der sei augenblicklich unabkömmlich, weil er erst den Religionsunterricht des Prinzen Friedrich beenden müsse: ein neuer Grund, die Reise zu verschieben. Übrigens wundere es ihn sehr, daß man ihm in seinem Alter noch einen Hofmeister mitgeben wolle. „Es befremdet mich, daß die Wahl auf den Generallieutenant von Keyserling gefallen ist“. Denn auch dieser sei bei seinem jüngsten Bruder Friedrich ganz unentbehrlich. Vielmehr wolle er Sévery mit sich nehmen, nicht als Hofmeister, sondern „als einen Freund, den ich von Kindesbeinen an kenne“.

Immerhin wurden alle diese Dinge mit viel Bescheidenheit vorgetragen und der Verdacht zurückgewiesen, als wolle er sich einfallen lassen, seiner Mutter Vorschriften zu machen. Seine Vorstellungen hatten aber keinen wei-

teren Erfolg, als dafs man seinen Wünschen hinsichtlich des Rat Ledderhose Rechnung trug. Ledderhose wurde durch den reformierten Prediger Wilhelmi und den beim königl. dän. „Land-Kadettencorps“ angestellten Informator Wegener in seinem Unterricht vertreten, und im Oktober des Jahres brachen Prinz Wilhelm und sein Bruder Karl mit ihrem ganzen Gefolge auf. Trotz aller Einreden Marias waren es schliesslich doch 15 oder 16 Personen ¹⁾, aus denen es sich zusammensetzte, und werden wir wohl den Versicherungen einsichtsvoller Männer, wie Hein und Keyserling glauben müssen, dafs ein bescheideneres Auftreten der Prinzen nicht rätlich gewesen sei.

Unterwegs, auf Lüneburgischem Gebiet, in Hitfeld, ist Maria mit ihren beiden ältesten Söhnen zusammengetroffen, und bei dieser persönlichen Begegnung ist denn auch die Zwistigkeit mit Keyserling ausgeglichen worden. Der erste Brief Marias nach der Hitfelder Begegnung nimmt darauf noch ausführlich Bezug:

„Das erste, was ich von Dir erwarte, ist, dafs Du Dich geziemend gegen den Generallieutenant beträgst, der in jeder Hinsicht Dir grofse Beweise seiner Zuneigung für Dich gegeben hat und keinen gröfseren, als dafs er Dein

1) Es waren Keyserlingk, Geh. Legationsrat von der Malsburg, dem besonders die politischen Geschäfte in England zufallen sollten, Hofrat Ledderhose, Sekretarius Ries, Maître d'Hotel Koch, Kammerdiener Schwedemann, Mundkoch Hopf, drei fürstliche Lakeien, ein oder zwei Lakeien für Malsburg, einer für Ledderhose und zwei Lakeien für Keyserling, denen dieser selbst Lohn und Kost bezahlte, bei Gelegenheiten aber fürstliches Livrée anzog, um die Zahl der fürstlichen Lakeien zu vergröfsern.

letztes Benehmen gegen ihn Dir nicht nachgetragen hat. Wie sehr Du mit diesem Benehmen ihm gegenüber im Unrecht warst, wirst Du ja fühlen. Wenn Du ruhig urteilen willst, wirst Du finden, daß es Deine Pflicht ist, Geduld mit ihm zu haben, wenn er einmal nicht bei Laune ist, und zu versuchen, jedermann den gehörigen Respekt vor ihm einzuflößen durch Dein eigenes gutes Beispiel. Verbirg seine Fehler, wenn er welche hat, und erlaube niemand von denselben vor Dir zu sprechen. Das ist Deine Pflicht und wird Dich in jedermanns Augen empfehlen. Anderseits aber, mein Engel, solltest Du fortfahren auf einem kühlen Fusse mit ihm zu leben, oder sollte jemand hören, daß Du allerhand an ihm tadelst, so würdest Du damit eine sehr schlechte Vorstellung von Deinem Verstand und Deinem Gemüt erwecken. Denn obgleich Du und Dein Bruder ihm seine Einsicht bestreitet, hat er überall, wo er gewesen ist, für einen einsichtigen und verständigen Mann gegolten, und der Umstand, daß er von dem verstorbenen Landgrafen zu Eurem Erzieher berufen und anerkannt worden ist, wird bewirken, daß die Welt gut von ihm denkt und Dich tadelt, wenn Du nicht gut mit ihm lebst.“

Über den Aufenthalt in Holland ist hier nur wenig hinzuzufügen. Die vier Monate, die er etwa gedauert hat, brachten naturgemäfs viele Feste, die durch die feierliche Aufnahme der beiden Prinzen in den St. Georgsorden gekrönt wurden. Inzwischen wurde jedoch jede Gelegenheit, einerseits Land und Leute kennen zu lernen, anderseits „gute Freunde zu gewinnen“, wie Maria es wünschte,

wahrgenommen. Herr von der Malsburg, der den Prinzen mitgegeben war, unterhielt eine rege Verbindung mit der Hanauischen Regierung und suchte den Prinzen Wilhelm in die seiner demnächst harrende Aufgabe gründlichst einzuführen. Denn es lag in Marias Absicht, alsbald nach Friedensschluss ihre beiden ältesten Söhne auf eine längere Zeit zu sich nach Hanau kommen zu lassen.

Diese Rückkehr in die Heimat nach sechsjähriger Abwesenheit liegt aber bereits über den Rahmen dieses Kapitels hinaus. Doch können wir uns von seinem Gegenstande nicht trennen, ohne einige Worte über den Charakter der drei Prinzen hinzugefügt zu haben, soweit dies nach dem vorliegenden, die Brüder nicht sehr gleichmäfsig berücksichtigenden Material möglich ist.

Am besten unterrichtet sind wir über den Prinzen Wilhelm, einmal weil seiner als der zukünftige Thronfolger in allen Berichten, sei es von den Erziehern, sei es von dritten Personen am ausführlichsten gedacht wird, anderseits weil eben zufälligerweise sämtliche Briefe seiner Mutter an ihn vorhanden und zugänglich sind, während der Briefwechsel mit Prinz Karl, der, nach einigen Andeutungen zu schließen, gleichfalls recht umfangreich war, entweder verloren ist oder augenblicklich in irgendeinem Archiv verborgen ruht.

Ein Vergleich der Brüder mit einander fiel entschieden nicht zugunsten des ältesten aus. Prinz Wilhelm hatte etwas Ernstes, Steifes, ja Linkisches, sobald er sich Fremden gegenüber befand, und liebte es im Bewußtsein dieses Mangels, sich hinter die Schutzwand des peinlichsten Ze-

remoniells zurückzuziehen. Denn dies lieferte ihm fertige, allgemein anerkannte Formeln, für die er nicht verantwortlich war, während jedes nicht zeremonielle Wort mit dem Stempel seines eigenen Wesens versehen war und ihn damit der Kritik aussetzte. Diese liebte er durchaus nicht, sie beleidigte sein Standesbewußtsein, das er in starkem Maße besaß; denn recht im Gegensatz zu seiner Mutter war er vor allen Dingen darauf stolz, Fürst zu sein, und sein Menschentum kam ihm erst in zweiter Reihe. Selbst von seiner Mutter konnte er oft Widerspruch nicht vertragen und rannte aus dem Zimmer, wenn er sich ihrer Überlegenheit anders nicht entziehen konnte. Sein Verstand war gut und seine Auffassungsgabe leicht, aber was ihm immer gefehlt hat, war, was allein den Jüngling über die Schar seiner Genossen zu erheben vermag, die Begeisterung für das Gute und Schöne. Er erkannte dasselbe wohl an, wie er älter wurde, gerade wie er auch von den Wahrheiten seines Glaubens überzeugt war: aber er faßte beides nicht mit dem Herzen, und da müssen die Wurzeln dessen sich eingraben, was dem Leben Halt und Festigkeit geben soll.

Der erste Kurfürst war also in seiner Jugend eine durchaus unliebenswürdige Natur, und sein Wesen hatte wenig Herzgewinnendes, jedoch besaß er keine Eigenschaft, die ihn gehindert hätte, mit seinen guten Verstandesgaben und seinem Sinn fürs Praktische ein tüchtiger und einsichtiger Regent zu werden.

Ganz in diesem Sinne hat sich seine eigene Mutter über ihn geäußert. Der Prinz hatte ihr nämlich einmal

geschrieben, daß sein jüngerer Bruder Karl überall der Beliebtere wäre. Maria antwortete, das sei bei der freundlichen und offenen Art des Knaben nicht wunderbar. Aber dem Prinzen Wilhelm würde sie nie raten können, dieses Wesen des jüngeren Bruders nachzuahmen; es würde ihm das nie gelingen und nur lächerlich zu Gesicht stehen: „Deine Aufgabe ist, Dich so zu benehmen, daß Du die Achtung aller ehrenwerten Männer gewinnst, und daß, je mehr sie Dich kennen lernen, sie Dich auch um so lieber gewinnen.“

Prinz Karl war allerdings ganz anders geartet wie sein Bruder. Eine gütige Fee hatte ihm alle die Gaben in die Wiege gelegt, die sie dem älteren versagt hatte. Immer freundlich und von unzerstörbarer guter Laune, lebhaft in Gedanken und Worten, stets zu einem Scherz aufgelegt, wie die Mutter von Kind auf dem Hofzeremoniell abgeneigt und bald dessen Schranken mit dem sicheren Bewußtsein einer eigenartigen Persönlichkeit durchbrechend, war er aus einem entzückenden Kinde ein hinreißend lebenswürdiger junger Mensch geworden, den, wie Maria schreibt, jedermann lieben mußte. Dabei waren seine geistigen Gaben um nichts geringer als die des älteren Bruders, dem er es mit einem glühenden Lerneifer gleichzuthun strebte. Überlegen war er ihm in dem Geschick, seine Kenntnisse an der richtigen Stelle anzubringen, und schon in Kopenhagen erntete er für seine heraldischen Kenntnisse öffentliche Lobsprüche. Um seinen Witz zu charakterisieren, mag nur eine der vielen niedlichen Geschichten hier Platz finden, die Keyserlingk von

ihm berichtet. Als dieser einst den Prinzen Kupferstiche zu Ovids Metamorphosen zeigte und eben die Begriffe des goldenen, silbernen und eisernen Zeitalters erklären wollte, rief Prinz Karl ihn unterbrechend: „Oh das weiß ich ganz genau, das goldene Zeitalter, das war damals, als ich um 9 Uhr aufstand, dann kam das silberne mit 8 Uhr, und nun haben wir das eiserne, da müssen wir um 6 heraus!“

Übrigens teilte er mit seinem Bruder die große Lebhaftigkeit, die bei ihm manchmal in Flüchtigkeit ausartete, manchmal aber auch in Trotz, indem er das, was er einmal so lebendig erfaßt hatte, nicht wieder aufgeben wollte. Maria nennt ihn neckend: „Monsieur Disputax!“

Das Körnchen Leichtsinns, das er mitbekommen, trieb oft wunderliche Blüten, denen aber nie der Duft der Anmut fehlte. Schon mit achtzehn Jahren erklärte er seiner Mutter, er sei verzweifelt verliebt und hoffe, daß das Herz seiner Dame auch „einige Kratzen wegbekommen“ habe, drückte sich überhaupt über diese seine Liebe so närrisch aus, daß Maria durchaus nicht daraus klug werden konnte, ob etwas Wahres daran sei, oder ob er etwa nur seinen bereits verlobten und arg verliebten Bruder damit necken wollte. Auch wir wissen nicht, ob seine Schwärmerei etwa seiner späteren Frau, der jüngeren Schwägerin seines Bruders gegolten habe, die damals freilich noch sehr jung war.

Wer sich dagegen überzeugen will, wie tiefernt er die Lehren seiner Religion auffaßte, der sei auf die Stelle seiner Memoiren verwiesen, wo er berichtet, in welcher Weise

er sich einst vor dem König von Preußen, der, bereits alt und grämlich, seiner Spottsucht gern die Zügel liefs, mutig zu seinem Gott bekannt hat ¹⁾).

Am wenigsten kann man von dem jüngsten Prinzen sagen. Er war ebenso liebenswürdig wie sein Bruder Karl, sehr zuthunlich, gern bereit, seinem Erzieher bei passender Gelegenheit weinend um den Hals zu fallen, ein „Schmeichelkatz“, wie ihn Maria nennt, aber entschieden auch der wenigst begabte der drei.

Wir wollen diese Schilderung mit einem Urteil Keyserlings über die drei Prinzen schliessen. Dieser, der seine drei Zöglinge mit sehr aufmerksamen und sehr liebevollen Augen betrachtete, hat die Schwierigkeiten, die im Charakter des ältesten lagen, zwar nie in Abrede gestellt, ist aber immer von der guten Grundlage desselben fest überzeugt gewesen und bringt eine Reihe von Beispielen, die zeigen, dass der verschlossene Knabe im Innern richtig empfand und urteilte. Die üble Behandlung, die ihm der Prinz manchmal angedeihen liefs, hat er ihn nie entgelten lassen. Er ist stets diesem ersten Gebot für den Erzieher nachgekommen, fest an das Gute in seinem Zögling zu glauben. Ob auch er Stunden gehabt hat, wo ihn das Wesen des Prinzen die einstigen Mängel und Fehler des Kurfürsten vorausahnen liefs, wissen wir nicht, er hat das nie ausgesprochen.

Das erwähnte Urteil geben wir nach seinem eigenhändigen Konzepte eines seiner Briefe an Maria; die

1) Herausgegeben von Bernhardi. S. 133.

doppelt geschriebenen und verbesserten Stellen dienen vielleicht am besten dazu, das erkennen zu lassen, was er ausdrücken wollte :

Le prince aîné est vif (übergeschrieben : a beaucoup de vivacité), il est vrai : mais c'est une vivacité d'esprit, qui surtout quand il est de bonne humeur tourne à son avantage et lui va parfaitement bien. Il aime l'ordre et s'appliquera avec soins aux affaires.

Le prince Charles en a certainement aussi sa bonne part, et quoiqu'il soit assez ouvert et (ausgestrichen : qu'il ne réfléchît pas longtemps avant de répondre) d'une résolution bien prompte, il pèse pourtant si bien ses paroles quand il le trouve à propos que je ne lui ai pas encore vu faire quelque chose à l'étourdi. (Am Rand : quoiqu'il soit bien prompt il ne manque guère aux usages de la politesse et aux règles de la bienséance ; c'est un général qui aime à commander.)

Quant au prince Frédéric son tempérament diffère des deux autres ; mais il se fait, il ne veut pas être le dernier, il me semble même que la compagnie de Msgrs. ses frères lui sert d'émulation et qu'elle le réveille et l'anime.

(Am Rande, aber dem Wortlaut nach auf Prinz Karl bezüglich : mais son trop de feu [ausgestrichen : n'a rien de rebutant] ne l'empêche pas de réfléchir et d'avoir la compréhension aisée. C'est un général qui aime à commander.)

Sechstes Kapitel.

Die Jahre des Siebenjährigen Krieges bis zum Tode
des Landgrafen Wilhelms VIII.

1756—1760.

Wir müssen nun Kopenhagen verlassen, wo wir uns im vorigen Kapitel heimisch gemacht hatten, und nach Hessen und zu Maria selbst zurückkehren, um uns mit ihren und ihrer Umgebung Schicksalen zu beschäftigen.

Mit dem Beginn des Jahres 1757 rückte die Kriegsgefahr für Hessen näher und näher, um derenwillen Wilhelm VIII. Ende 1756 seine Enkel aus seinen Landen entfernt hatte. Ein französischer Gesandter weilte in Kassel, von dessen Aufträgen freilich nur die Minister des Landgrafen Kenntniss gehabt zu haben scheinen, da selbst Maria nichts darüber wufste und den Franzosen nur in unbestimmtem Argwohn als einen unheilverkündenden Gast, ja als einen Spion betrachtete. Folard, so hiefs derselbe, versuchte den Landgrafen von seinem Bündnis mit Friedrich von Preussen abzudrängen und drohte, falls man seinen Vorstellungen kein Gehör schenke, mit dem Einmarsche

der französischen Heere. Der Landgraf blieb aber fest, und damit war sein Schicksal entschieden.

Die französischen Truppen überschritten in der That den Rhein und befanden sich am 8. April in Wesel. Widerstand hatten sie daselbst nicht gefunden, da Friedrich der Grofse die schlecht in Stand befindliche und zu schwach besetzte Festung hatte räumen lassen. Es haftet diesem Heereszuge für unser Gefühl etwas unbeschreiblich Komisches an. Wesel ist ein offenes Thor, das die Franzosen mit furchtbarem Gepolter einrennen, um dann, überrascht von ihrem unerwarteten Erfolge, einen Monat lang in gänzlicher Unthätigkeit zu verharren. Da sie eben darauf gerechnet hatten, vor Wesel etwa sechs Wochen lang aufgehalten zu werden, waren die Beförderungsmittel nicht eher zur Hand. Erst die Nachricht von Prag (6. Mai 1757) bewog den Marschall d'Estrées, etwas zum Besten der verbündeten Österreicher zu thun. Bedächtig rückte er über Münster hinaus vor und langte nach vier Wochen in dem etwa zwanzig Meilen von Wesel entfernten Bielefeld an. Das Heer von Friedrichs Verbündeten, die sogenannte Observationsarmee, bei der sich auch Hessen befanden, war unter dem Oberbefehl des Herzogs von Cumberland, dem nur zwei Jahre älteren Bruder Marias, in dem gleichen würdigen Tempo zurückgewichen. Wiederum vergingen einige Wochen bis zu der wunderlichen Schlacht von Hastenbeck, in der beide Teile sich besiegt glaubten, keiner gesiegt hatte, die Franzosen aber Herren der Lage blieben, da Cumberland früher das Spiel verloren gab, sich auf Verden und endlich in die

nahe der Elbe, stromabwärts von Harburg, gelegene Festung Stade zurückzog.

Als sich der Krieg den hessischen Westgrenzen näherte, verließ der Landgraf Wilhelm, von seinem ganzen Hofstaat, also auch von Maria begleitet, am 5. Juli Kassel und ging über Celle nach Hamburg, wo er ein Landhaus besaß. Die letzten dritthalb Jahre seines Lebens hat er mit Ausnahme von nicht ganz drei Monaten (Anfang Mai bis 17. Juli 1758) in der Verbannung zu Hamburg, Bremen oder Rinteln verbracht. Wenn auch diese Flucht im Lande einen etwas peinlichen Eindruck machen mochte, so war es doch nur vernünftig, daß sich der Landgraf, ganz abgesehen von seinem traurigen körperlichen und geistigen Befinden, dem Schicksal einer Gefangennahme entzog. Frei, konnte er seinen Unterthanen durch seine Verbindung mit den übrigen protestantischen Mächten nützen. Für Maria brachte dieses Leben auf der Flucht mannigfache Leiden und Unannehmlichkeiten, doch hat sie dieselben erst dann beklagt, als der Landgraf sich allzu ungeduldig zeigte, zu einer Zeit nach Kassel zurückzukehren, wo jeder voraussehen konnte, daß seines Bleibens daselbst nicht lange sein würde und die Plagen und sehr bedeutenden Kosten der Reise sich wiederholen müßten. Das tagelange Stillsitzen im Reisewagen, dessen Vorwärtskommen ganz und gar von Weg und Wetter abhängig war und manchmal durch Radbrüche und andere Zufälle aufgehalten wurde, brachte die lebhafteste, nur in der Thätigkeit zufriedene Frau zur Verzweiflung.

Einmal in Hamburg, wufste sich Maria mit ihren Hof-

damen, der Tinny Kempen und der Mühlenheim, Keyserlings Nichte, in dem ihr zugewiesenen, freilich sehr kleinen Häuslein nebst Garten bald behaglich einzurichten und suchte nun aus diesem Aufenthalt alles Gute zu gewinnen, was nur möglich war. Es erschien ihr als ein großer Gewinn, daß die Briefe zwischen Hamburg und Kopenhagen nur vier, höchstens fünf Tage unterwegs waren, während sie bis Kassel deren neun brauchten, sie also auf Beantwortung Ihrer Fragen stets mehr als einen halben Monat hatte warten müssen. Prinz Wilhelms mehrfach wiederholte Bitte, ihn und die Brüder in Kopenhagen zu besuchen, mußte sie freilich fürs erste abweisen, da sie es für unverantwortlich hielt, angesichts der allgemeinen bitteren Not, die Ausgaben zu machen, die ein solcher offizieller Besuch am dänischen Hofe verursacht hätte. Als aber ihr Bruder Cumberland sein Quartier in Stade nahm, brauchte sie es sich nicht zu versagen, die vier Meilen auf der Elbe mit einem Segelbot abwärts zu fahren, nur begleitet von der getreuen Kempen, so daß die Kosten nicht in Betracht kamen.

Als sie am 15. oder 16. September in Stade anlangte, waren erst wenige Tage vergangen, daß zwischen den jetzt unter dem Marschall Richelieu stehenden Franzosen und dem Herzog von Cumberland der Vertrag von Kloster Zeven abgeschlossen war, der, ein Zeichen der kopflosen französischen Heerführung, die Observationsarmee aus einer argen Klemme befreite und für anderwärtige Verwendung verfügbar machte, anderseits aber auch der politischen und militärischen Laufbahn Cumberlands für immer ein

jähes Ende bereitete und ihn für den Rest seines Lebens zur Unthätigkeit verurteilte. Er ist entschieden kein begabter Feldherr zu nennen, da er alle seine Schlachten mit einer einzigen Ausnahme verloren hat. Im Volke war er sehr wenig beliebt, ja in Erinnerung an die Grausamkeiten gegen die Teilnehmer an dem schottischen Aufstande hafste man ihn. Um so eigentümlicher berührt die Liebe, die Maria für ihn gehabt, und die Ausdrücke, in denen sie immer, besonders aber in diesen Tagen, von ihm gesprochen hat, wo er der Ungnade seines königlichen Vaters verfiel. Bei nachdenklicher Abwägung alles dessen, was wir von ihm wissen, kommen wir jedoch zu der Auffassung, daß dieser Prinz allerdings besser gewesen sein muß als sein Ruf, welcher durch äußerst ungünstige und schwierige Verhältnisse bedingt wurde und außerdem dadurch litt, daß Cumberland allerdings ein Sonderling gewesen zu sein scheint. Die steigende Degeneration seiner Familie, die schon in seinem Vater so absonderliche Blüten getrieben hatte, die seinen Bruder bereits als nicht ganz zurechnungsfähig erscheinen liefs, und endlich in seinem Neffen, Georg III., als offenbare Geistesstörung zum Ausbruch kam, zeigte sich bei ihm in Wunderlichkeiten und mannigfachen Übertreibungen. Die furchtbare Härte, mit der er gegen die Anhänger Karl Stuarts verfuhr, entsprang seiner übertriebenen Auffassung von königlicher Würde, die jedes Wort geschweige denn eine That gegen diese als ein nicht wieder gutzumachendes Verbrechen ansah, das eben nur der Tod sühnen konnte. Ebenso aber versicherte er von sich und bewies das auch durch

sein Benehmen, daß er nie auch nur im Entferntesten wagen würde, das Erstgeburtsrecht seines Bruders oder der Kinder desselben anzutasten. Auch unterwarf er sich widerstandslos und schweigend dem Willen seines Vaters, als ihn dieser nach dem Vertrage von Zeven seine Ungnade so hart empfinden liefs, und benahm sich unendlich viel würdiger als sein mit dem Vater in ewigem Zank und Widerspruch liegender Bruder. Entsetzlich war aber die Behandlung, die er in England und besonders von seinen Verwandten erfuhr, wohl geeignet, ihn mehr und mehr zu einem weltscheuen Sonderling zu stempeln. Es wird beispielsweise berichtet, daß er eines Tages seinem Neffen seine reiche Waffensammlung gezeigt und im Sammlerstolz und aus Gefälligkeit ein besonders schönes Schwert von der Wand gelangt und halb aus der Scheide gezogen habe: da erbleichte sein Neffe und wich entsetzt vor ihm zurück. Cumberland aber konnte aus dieser Bewegung entnehmen, was für schwarze Gedanken seine Widersacher in die Seele des Knaben gesenkt hatten.

Maria, welche natürlich wünschte, daß ihr Sohn ihren Bruder ebenso beurteilen sollte wie sie, schrieb aus Stade mit ganz besonderem Nachdruck: „. . . mein Bruder, den ich über alle Beschreibung liebe, und den ich immer lieben und achten werde für seine ausgezeichneten Eigenschaften, die sehr verschieden sind von denen der meisten Leute auf dieser Welt“.

So lange Cumberland auf dem Festlande weilte, blieb sie bei ihm, wenn sie sich auch als einzige Frau unter all den in Stade versammelten Offizieren nicht sehr be-

haglich vorkam. Ihr Besuch, für den ursprünglich nur drei Tage vorgesehen waren, dauerte fast drei Wochen. Erst am 5. Oktober fuhr sie nach Hamburg zurück.

Inanbetracht dessen, daß ihr nun auch noch die Schicksale des geliebten Bruders bitteren Kummer machten, war ihre Stimmung eine sehr gedrückte. Schon vorher hatte sie an Bylly geschrieben: „So lange ich mir schmeicheln kann, daß ich Dir von Nutzen bin, will ich mich dazu verstehen, in dieser widerwärtigen Welt zu bleiben. Aber Du darfst es mir nicht übel nehmen, wenn ich, sobald ich mich nutzlos finde, sehr zufrieden sein würde, sie zu verlassen.“ Jetzt blieb ihr einziger Trost, daß man sich eben still in Gottes Willen ergeben müsse.

Zu allem Leid kam die Plage der Langenweile, die in der Umgebung des Landgrafen zu herrschen fortfuhr und höchstens durch die „Albernheiten“ der Prinzefs Charlotte, der Nichte des Landgrafen, unterbrochen wurde. „Die Gespräche“, schreibt sie, „sind keineswegs interessant, doch will ich Dir eine Probe davon geben. Augenblicklich kommen wir nicht zusammen, ohne über das kalte Wetter zu jammern, und dann folgt der kluge und tiefsinnige Streit darüber, ob Kamine oder Öfen angenehmer sind. Wenn alles Erdenkliche über diesen Gegenstand erschöpft ist, erzählen wir einander all unsere Leiden, die wirklich sehr rührend sein könnten, wenn man's nicht schon so oft hätte hören müssen, daß es einem eher wie ein Traum als wie Wirklichkeit vorkommt.“

Das neue Jahr 1758 brachte ihr neue und die allerschwersten Prüfungen. Die treue Genossin ihrer Leiden,

Tinny, die schon seit einiger Zeit kränkelte, wurde von einer heftigeren Krankheit ergriffen, und während Maria sorgenvoll an ihrem Lager saß, erhielt sie die Nachricht, daß ihre Lieblingsschwester Karoline, die ihr eine zweite Mutter gewesen war, in den letzten Tagen des vergangenen Jahres (28. Dez. 1757¹⁾) gestorben sei. Maria schrieb ihrem Sohne darüber am 24. Januar 1758:

„Mein lieber Bylly, Du wirst seit kurzem wissen, warum ich Dir nicht geschrieben habe, und dann wirst Du wissen, daß ich ein armseliges Wesen bin, denn ich habe verloren, was mir das Liebste auf dieser Welt war. Möge es Dir vergönnt sein, mein Engel, zu erfahren, was treue Freundschaft ist, aber mögest Du es niemals erleben, diejenigen zu verlieren, auf die Du Herz und Seele so gesetzt hast, wie ich das meine auf die beste und liebste Schwester. In allen ihren Briefen gedachte sie meiner Jungen und besonders nannte sie Dich. Laß Dir mein schmerzliches Unglück eine Lehre sein, daß Du Dich immer so in dieser Welt benimmst, daß Du bereit bist, ohne Furcht in die andere zu gehen — wie das meine teure Schwester konnte, denn sie war immer gut und wohlwollend gegen jedermann, und jetzt — des bin ich sicher — empfängt sie den Lohn für alles, was sie in dieser Welt gelitten hat. — Ich kann meinen Brief nicht

1) Die Zahl fehlt in Oertels genealog. Tabellen, die übrigens an dieser Stelle mehrere Fehler enthalten: Georgs II. Gemahlin, Karoline, starb am 20. November 1737, und Marias älteste Schwester, Anna, am 12. Januar 1759. Ersteres ergibt sich aus Herveys Mém., II, 538, letzteres aus Marias Brief vom 18. Januar 1759.

schließen, ohne Dir ans Herz zu legen, daß Du jetzt alt genug bist, um für Dich selbst zu denken, und daß, obgleich Du Freunde hast, Du sie verlieren kannst, und dann, meine Seele, bedenke, was aus Dir und Deinen Brüdern werden soll, denen Du Dich doch sicherlich nützlich erweisen möchtest, wenn ich nicht mehr bin — und wie kannst Du das anders sein, als wenn Du Dir Mühe gibst, ein verständiger Mensch zu werden und ihnen das Beispiel des Rechten zu geben, daß sie das richtige Vertrauen in Dich haben, um Deinem Rat zu folgen.“

Die Stimmung, die in diesen abgerissenen Sätzen sich ausspricht, steigerte sich in dem Grade, wie die Krankheit zunahm, die ihr ihre Tinny, „nächst der Schwester Karoline das Liebste auf der Welt“, zu rauben drohte. „All mein Glück in der Welt geht zu Ende“ — „Ich fühle mich wie in einer Einöde“, schreibt sie im Februar. Am 11. März, also wenige Tage nach Marias Geburtstag, starb nach äußerst qualvollen Leiden Tinny Kempen, von deren Seite sie Tag und Nacht nicht gewichen war, in ihren Armen. Drei Tage darauf schreibt sie, bezugnehmend auf den Geburtstagsbrief ihres Sohnes, in welchem derselbe seine Segenswünsche für das Glück der Mutter ausgesprochen hatte, ohne daß er ahnte, welches herbe Mißgeschick derselben unterdessen beschieden worden war:

„Ich danke Dir vielmals, lieber Bylly, für alle die freundlichen Wünsche für mein Glück, die Du in Deinem Briefe aussprichst. Ach, mein Engel, das ist nicht mehr möglich, denn ich habe die beiden Menschen verloren, die ich am meisten auf der Welt liebte: Meine arme liebe

Tinny wurde von all ihren Schmerzen am 11. erlöst. Ich war bis zu den letzten Augenblicken bei ihr, die lang und qualvoll waren. Gott sei gedankt: sie ist nun glücklich, wenn sie auch mich im Elend zurückgelassen hat. In der Nacht, ehe sie starb, gab sie mir das Bild, das sie von mir hatte, für Dich. Ich werde es Dir mit der ersten Gelegenheit senden. Du wirst Dich desselben gewiß entsinnen: sie trug es an ihrer Uhr. Allerdings, mein Engel, Du und Deine Brüder, Ihr habt eine treue Freundin verloren, obschon ich Euch für zu jung halte, um das zu empfinden. Küsse Tat und Whip von mir. Mehr kann ich heute nicht schreiben, entschuldige mich beim General (Keyserlingk) und grüße ihn sehr. Ich lege einen Brief von Severy an Whip bei.“

Aus der Heimat vertrieben, getrennt von ihren Kindern, gebannt in eine ihr nicht zusagende Umgebung — der geliebte Bruder in Ungnade und Mißgeschick, die Lieblingsschwester und die nächste und einzige Freundin gestorben — es war kein Wunder, daß dieses Übermaß von Unglück selbst für eine so mutige und leiderprobte Frau zu viel war, und sie, wenn auch nur für kurze Zeit vergessen liefs, daß doch noch mehr als all dieses sie das Geringste verwundet hätte, was ihren geliebten Söhnen zugestossen wäre. Schon nach wenigen Tagen aber trat ihr das wieder vors Bewußtsein und von neuem fand sie Kraft zu einem Leben, in dem ihr doch noch eins geblieben war, die Liebe zu ihren Kindern und die Hoffnungen, die sie auf diese setzte. Damit aber erwachte auch die Sehnsucht in ihr, jene wiederzusehen. Wenn

sie sich bisher vor den mit einem Besuche verknüpften Ausgaben gescheut hatte, so hatte sie jetzt das Gefühl, daß sie sich zu ihrer eigenen Erhaltung einer Aufheiterung des Gemütes schuldig war. Der im März erfolgende Abzug der Franzosen aus Kassel erweckte auch in der Umgebung des Landgrafen die freilich trügerische Hoffnung auf ein baldiges Ende der Kriegsnöte. So kam denn eine Zusammenkunft mit den Söhnen zur Verabredung. Man wählte zur Begegnung Kolding, das, noch auf dem jütischen Festland, an der Stelle, wo Fünen am nächsten ist, der geeignetste Ort erschien und auch ungefähr in der Mitte der trennenden Entfernung lag. Hier war sie fast den ganzen April mit ihren Söhnen zusammen.

Der Ton, den ihre Briefe aus dem folgenden Monat anschlagen, zeigt, daß sie in Kolding gefunden hatte, was sie erhoffte. Manche Sorge auch über diese und jene Schwierigkeit in dem Charakter der Knaben, besonders des ältesten, hatte sich, wie das zu gehen pflegt, aus nächster Nähe betrachtet, geringer herausgestellt, als sie in der Entfernung und durch die brieflichen Schilderungen erschienen war. Keyserlingk, den sie hier zum erstenmal im Verkehr mit seinen Zöglingen gesehen hatte, hatte ihr einen Eindruck gemacht, der sie noch ruhiger dieselben ihm anvertrauen liefs.

Sobald Kassel von den Franzosen geräumt war, dachte der Landgraf an seine Rückkehr. Am 29. April schrieb Maria zum letztenmal aus Hamburg. Alles war zur Abreise gerüstet, aber sie ging ungern, erstens weil sie fürch-

tete, daß sie nicht lange unbehelligt in Kassel bleiben würden, dann weil sie so wieder weiter von ihren Kindern getrennt war. „Und der letzte Grund“, fährt sie fort, „ist einer, den Du nicht verstehen wirst, den ich aber sehr empfinde: ich habe dasjenige hierher mitgebracht, was ich am innigsten liebte, und bin gezwungen, es zurückzulassen. Du wirst raten, daß das meine geliebte Tinny ist, der ich bis zum letzten Augenblick meines Lebens nachtrauern muß und werde. Ich wünsche Dir, daß Du einmal solch einen Freund haben mögest, und wenn Du das Glück hast, daß Du es dann so empfinden mögest, wie ich es empfunden habe, aber niemals fühlen mögest, was ich gelitten habe und leiden muß um diesen Verlust, so lange ich lebe.“

Das wehmütige Gefühl, das aus diesen Zeilen spricht, geleitete sie auf der Reise und zog mit ihr in Kassel ein. An den Feierlichkeiten, unter denen sie am 6. Mai (1758) in die Landeshauptstadt einfuhren, konnte sie keinen inneren Anteil nehmen. Kopfschüttelnd betrachtete sie den Schmuck der Straßen und berechnete die Geldsummen, die er kostete, und die die Leute nach ihrer Meinung inanbetracht der Zeiten besser hätten verwenden können. Verödet erschien ihr das Schloß, ihr Blick suchte, wie sie schreibt, die tote Freundin in jedem Zimmer, jeder Ecke. Schmerzlich ernste Gedanken an ihren eigenen Tod zogen ihr durch den Sinn.

Doch fehlte es auch nicht an Trost. Der größte war, daß auch auf ihren Bylly die persönliche Begegnung in Kolding segensreich gewirkt hatte; seine Briefe an die

Mutter wurden länger, eingehender, liebevoller, Keyserlings Berichte lauteten günstiger — das hatte sie mit ihrem großen Schmerze erkaufte, dessen Anblick auf den leichtsinnigen Knaben mehr gewirkt hatte als alle Ermahnungen zum Guten.

Auch die Gesellschaft des Landgrafen wurde erträglicher. Die freudige Erregung über die erwünschte Rückkehr hatte ihn nach ihrem Ausdruck um zehn Jahre verjüngt. Er war heiterer gestimmt und jammerte nur noch hier und da aus alter Gewohnheit. Der Mai brachte das herrlichste Wetter. Schon um 6 Uhr Morgens war sie unten in der Karls-Aue und schützte sich gegen melancholische Gedanken durch ein gutes Buch. Auch die geliebten Abendspaziergänge auf der Esplanade, das Entsetzen des die frische Luft fürchtenden Landgrafen, konnten wieder aufgenommen werden, wenn der Landgraf sich in seine Gemächer zurückgezogen hatte.

Ihre Stimmung hellte sich auf. Hier und da bricht selbst ein einzelner Sonnenstrahl ihres alten Humors durch. Bylly hatte sich in Kopenhagen eine Vogelhecke angelegt, ein Lieblingsvogel starb ihm. Ob er denn auch den Leibmedicus des Königs habe rufen lassen, fragt sie, und scherzend fährt sie fort, indem sie die Gelegenheit, eine kleine Ermahnung zu geben, ergreift: „Ich hoffe die Vermählung Deiner Kanarienvögel wird den gewünschten Erfolg haben und die Kinder dieser hohen Herrschaften werden Deinen guten Ratschlägen willig folgen, damit ihre Erziehung nicht solche Wirtschaft macht, wie Deine gemacht hat.“

Sogar Reisepläne wurden geschmiedet, und sie hoffte sehr auf die ihr zuträglichen Bäder von Hofgeismar. Da machte das erneute Vordringen der Franzosen alles zu Schanden. In Hast mußte wieder das Hoflager abgebrochen werden, und wiederum verließen der Landgraf und Maria, begleitet von der Prinzefs Charlotte und ihrem ganzen Gefolge, Kassel, um nach Norden zu flüchten. Beide haben die Stadt nie wieder betreten.

Am 17. Juli abends erfolgte der Aufbruch, einen Teil der Nacht schlief man in Hofgeismar, am folgenden Tag kam man durch Pyrmont, wo die Badegesellschaft bei Tanz und Musik sich wenig um den hin- und herwogenden Krieg zu kümmern schien. Ein kürzerer Aufenthalt wurde in Rinteln genommen und dann Bremen erreicht, das zunächst bis zum 15. Februar 1759 Zuflucht gewährte.

Trübselig erschien ihr wiederum die höfische Umgebung des Landgrafen. Drei von den Herren, Einsiedel, Lepell und Schenck, schildert sie mit bitterem Spott: „Der letzte scheint fähig zu sein, ein Wort zu reden, aber die andern sind schrecklich. Einsiedel schläft, und der dritte macht mehr Verbeugungen und zeigt mehr Hochachtung, als ich für nötig halte, was wie Du weißt mein Entsetzen ist.“ Ausführlicher noch ist eine spätere Schilderung:

„Prinzefs Charlotte, die der hessischen Familie angehört und infolge dessen sehr gesund ist, findet irgendwie heraus, daß ihr irgendetwas weh thut. Manchmal hat sie heftige Kopfschmerzen, die fünf Minuten dauern, dann

plagt sie ihre Nase, dann sind ihre Lippen aufgesprungen. Wenn sie damit nicht das richtige Mitleid erweckt, so hat sie einen schlimmen Hals und zuletzt einen Husten. Da der Sitz ihrer Krankheit in einer absteigenden Bewegung begriffen scheint, wird sie vermutlich in ihren Zehen enden. Gestern war es nicht weiter als in ihrem Rücken, aber wenn es eine Station tiefer geht, können wir etwas Schönes erleben. Denn wir — ich meine unsere Gesellschaft — sind so intim miteinander, daß wir uns zweimal am Tage sagen müssen, was uns weh thut, abgesehen davon, daß wir es zum ständigen Gesprächsstoff bei Mittagessen und Abendbrot benutzen. Hardenberg bildet sich immer entweder ein, daß er bereits ernstlich krank ist, oder nächstens eine ernstliche Krankheit bekommt, und nimmt darum in einemfort Rhabarber, was übrigens nach meiner Meinung sehr gut für ihn ist, da er wie ein Wolf ißt. Augenblicklich neigt er zu der Annahme, daß er ein Ohrenleiden hat, doch ist er noch nicht ganz im klaren darüber. Seine Frau, die wie eine Hannoveranerin essen kann, behauptet Magenkrämpfe zu haben, die sie schrecklich zu kitzeln scheinen, denn sie lacht ohne Unterbrechung, sei es über ihre eigenen geistreichen Einfälle, oder über die der übrigen. Die Spiegel ist zu höflich, um nicht auch krank zu sein, wenn es ihr daher zu lange gut geht, verdirbt sie sich den Magen und nimmt Rhabarber. Fräulein Hagen, die ganz kindisch geworden ist, ißt wie ein ungezogenes Kind, und ist wirklich krank gewesen und hütet noch ihr Zimmer. Fräulein Mühlenheim, die unartig und natürlich ist, ist thöricht genug, Gott zu danken,

dafs sie gesund ist und hat die Keckheit, das offen unserer ganzen lebenswürdigen Gesellschaft ins Gesicht zu sagen. Die Frauen habe ich nun durchgegangen und sollte nun zu den Männern kommen. Aber von denen giebt es wenig zu berichten. Der alte Einsiedel, den ich wegen seiner Schläfrigkeit und Ruhe mit Lady, der alten Hündin des Landgrafen vergleiche, giebt sich selbst die Miene, kritisch zu sein und sich über Betrügereien und Langeweile zu beklagen, zwei Dinge, von denen ich nie dachte, dafs er sie überhaupt empfinden könnte. Lepell hat einen sehr guten Appetit und ifst wie ein Lastträger und ist so stark wie einer, und seine Unterhaltung gefällt mir nicht ebenso gut. Er thut, als wenn er fein und höflich sein könnte und trägt sich dabei wie eine alte Kuh. Aufser diesen haben wir Verschür, Schenck und Hein. Die beiden ersteren leben ihr gewohntes Leben weiter, der letzte ist ein prächtiger, verständiger Mann, ohne den wir nicht existieren könnten, und er hat wirklich eine schwache Gesundheit, was mir mehr leid thut als bei allen andern zusammengenommen.“

Maria selbst war auch leidend, böartige Ohrenschmerzen, deren Ursache die ärztliche Kunst von damals nicht zu erkennen vermochte, plagten sie, und auch von innerlichen Schmerzen wurde sie heimgesucht. Doch erfahren wir das nur aus den Briefen anderer, während sie selbst so oberflächlich wie möglich darüber hinweggeht. Ihr Trost blieben ihre Bücher, zu denen sie schon in den allerfrühesten Tagesstunden griff.

„Seit ich Hamburg verlief“, schreibt sie, „habe ich

die ganze französische Geschichte durchgelesen nebst allen Memoiren und Schriften, die es darüber giebt. Jetzt lese ich ein Buch, das die großen Geister nicht billigen, das mir aber sehr gut gefällt, Vassors Geschichte Ludwigs XIII. Man tadelt ihn, weil er die Dinge beim rechten Namen nennt, das heißt von Königen und Königinnen, Fürstinnen und Großen wird in ungezwungenem Tone gesprochen, und diejenigen, die Verbrechen oder Narrheiten begangen haben, werden nach Verdienst behandelt. Man sagt mir, das sei nicht respektvoll, aber ich meine, Sünden sind Sünden bei den Großen sogar wie bei den Kleinen, und wenn sich die ersteren nicht schämen wollen, schlecht zu handeln, so sehe ich nicht ein, warum andere sich scheuen sollen, das zu erzählen.

Zur Kirche ging sie regelmäßig, hatte aber ihre eigenen Gedanken darüber und teilte sie ihrem Sohne mit. „Heut' ist Sonntag“, schreibt sie, „und da ich hier keine englische Kirche habe, gehe ich immer in die deutsche, wo ich mich sehr artig benehme, auf die Gebete und die Predigt sehr aufpasse, aber mit dem Singen kann ich mich nicht recht abfinden, und wenn ich singe, lachen alle anderen mich aus. Unsere Kirche dauert eine Stunde, wie lang dauert Eure? Denn ich denke, drei Stunden lang still sitzen müssen, ist nicht nach Deinem Geschmack.“

Wie das Singen ihr bei gänzlichem Mangel an Gehör unmöglich war, so wurde es ihr auch etwas schwer, das Deutsch der Prediger zu verstehen. An den Inhalt der Predigten stellte sie ihre besonderen Ansprüche, „denn

ich hasse schöne Worte ohne Sinn, und wenn man mir in einer gewöhnlichen Sprache all das erzählt, was ich von meiner Amme gehört habe; ebenso hasse ich, erklärt zu hören, was der Prediger oft selbst nicht begreift“.

Viel Raum nehmen in ihren Briefen aus dieser Zeit die Kriegsberichte ein, die sie ihrem Sohne übermittelt. Nicht Rofsbach und Leuthen, Zorndorf und Hochkirch sind es, die ihren Wiederhall finden: der Krieg an sich bleibt ein Greuel, dessen Notwendigkeit sie nicht zu begreifen vermag und von dem sie sich schauernd abwendet. Sie sieht nicht die großen Ziele, um die gekämpft wird, sie schaut nur mit blutendem Herzen das unsägliche Elend, den Jammer und die Thränen, die er dem einzelnen bringt. Vorzüglich sind es naturgemäfs die schweren Schicksale ihrer Hessen, an denen sie teilnimmt. So erfahren wir denn von der tapferen aber vergeblichen Gegenwehr des Prinzen von Isenburg gegen Broglie bei Sandershausen, unmittelbar vor den Thoren Kassels und von dem Eintreffen Soubises in der hessischen Hauptstadt. Mit Entsetzen berichtet sie von der Thätigkeit des französischen Kommissäres Foulon, der immer neue Summen mit immer neuen Grausamkeiten von den fast bettelarmen Bewohnern zu erpressen weifs. Ausführlich erzählt sie von der unglaublichen Mafsregel, die die Franzosen in Kassel ergriffen, um noch rückständige Kontributionen einzutreiben: sie sperrten 90 der angesehensten Bürger in einem Saale des sogen. Kunsthauses ein, darunter viele altersschwache und gebrechliche Greise, liefsen sie 24 Stunden hungern und den Schlaf auf den Dielen des viel

zu engen Saales suchen, reichten ihnen dann Wasser und Brot und entließen sie nach drei qualvollen Tagen und zwei Nächten erst unter den härtesten Bedingungen. Marias Empörung erreicht aber ihren Höhepunkt, wenn sie von dem Benehmen des Herzogs Karl Eugen von Württemberg berichtet, der am 8. August mit 6000 Württembergern in Kassel zur französischen Armee stiefs, und, ein Deutscher gegen Deutsche, sich nicht anders betrug als die Fremden. Besonders beleidigend für jedes Gefühl waren die glänzenden Feste, welche Karl Eugen den französischen Offizieren im Stadtschloß, besonders aber im Schloß von Wilhelmsthal gab. In Anerkennung seiner „Verdienste“ schenkte ihm der König von Frankreich vier Kanonen aus dem Kasseler Zeughause, und der Herzog nahm diese „herrlichen Trophäen“, wie Maria sie nennt, auch wirklich hochofreut an.

Gerade ein halbes Jahr hatten die Franzosen in Kassel gehaust, als die zurückflutenden Wellen des Krieges sie wiederum mit sich fortnahmen. Am 23. November 1758 räumten sie Kassel, am folgenden Tage zog Prinz Isenburg ein. Der Landgraf hatte den begreiflichen Wunsch, seine Verbannung aufzugeben, man erwartete ihn auch schon in der ersten Hälfte des Dezember. Aber Krankheit machte ihm die Abreise unmöglich, und als das Jahr zu Ende neigte, war man in seiner nächsten Umgebung wieder einmal auf das Schlimmste vorbereitet. Noch einmal aber erholte sich seine zähe Natur so weit, daß er am 14. Februar 1759 aufbrechen konnte. Doch kam er nicht weiter als bis Rinteln. Die Vorbereitungen, die von-

seiten der Verbündeten zur Wiedereröffnung des Feldzuges getroffen wurden, ließen die Rückkehr nach Kassel unthunlich erscheinen. Im März begannen die Feindseligkeiten mit einem siegreichen Vordringen der Alliierten, aber am 13. April entschied die Schlacht bei Bergen gegen sie, und damit war Hessen von neuem dem traurigsten Schicksale preisgegeben, und Kassel wurde am 11. Juni zum drittenmal von den Franzosen besetzt. Am gleichen Tage ging der Landgraf von Rinteln nach Bremen zurück, das er, als die Franzosen im Juli Münden nahmen, mit Hamburg vertauschen mußte.

Wiederum hatte in der Zwischenzeit Maria ein Verlust betroffen. Sie schreibt am 18. Januar an ihren Sohn:

„Ich habe ein neues Mißgeschick gehabt, indem ich eine sehr aufrichtige und gute Freundin in meiner ältesten Schwester (der verwitweten Gemahlin des Prinzen Wilhelm von Oranien) verloren habe. Ich wufste, daß sie krank war und erwartete nicht, daß sie sich wieder erholen würde, aber dachte, sie würde sich noch einige Zeit halten. Gott der Allmächtige hat ihr dies Elend erspart und sie erlöst. Ich denke, sie ist sehr glücklich, wenn auch alle, die ihr zugethan waren, zu bemitleiden sind und niemand mehr als ihre armen Kinder, welche die beste Mutter verloren haben. Die Tochter soll den Prinzen von Weilburg heiraten, der Prinz von Wolfenbüttel ist zum Vormunde des jungen Prinzen ernannt.“

Sie versichert dann in ihrer aufrichtigen Weise, daß dieser Verlust mit denen des vergangenen Jahres nicht auf eine Linie zu stellen sei, und der ruhige Ton dieses

Briefes zeigt, daß sie dem entsprechend auch empfand. Es war das ja auch natürlich, denn ihre Schwester Anna hatte geheiratet, als Maria erst elf Jahre alt war und eine engere Beziehung zu der um 14 Jahre älteren noch nicht entstanden sein konnte. Wenn sie dieselbe in der Zwischenzeit auch in England und jedenfalls 1740 auf der Durchreise nach Deutschland wiedergesehen hatte, so war erst durch die längeren Besuche 1742 in Loo und 1746 im Haag ein engeres Band geknüpft und durch die emsige Briefschreiberin auch sorgfältig unterhalten worden, das jene Bezeichnung einer „aufrichtigen und guten“ Freundschaft verdiente. Maria dachte wohl besonders an ihre Söhne, denen Hollands Freundschaft von Vorteil sein mußte, wie ja auch Prinz Wilhelm und Karl daselbst 1762 einen längeren Aufenthalt genommen haben, wovon im vorigen Kapitel erzählt wurde.

Da die Garantie, welche Holland für die Assekurationsakte übernommen hatte, ein Fortbestehen der politischen Freundschaft sicherte, vermochte sich Maria über diesen Verlust schneller hinwegzuhelfen, wenn auch das trübselige Gefühl der immer größer werdenden Vereinsamung blieb. Die Einrichtung in Rinteln nahm sie sehr in Anspruch, dann erfreuten sie die schöne Umgebung und die Spaziergänge auf den alten Wällen. Mit dem Tone, der in dem kleinen Hoflager herrschte, konnte sie sich auch hier nicht aussöhnen und rächte sich durch spottende Beschreibungen. Sie nennt die Gesellschaft „eine Versammlung von Gänsen, die eine immer lauter als die andere quackeln, ohne Unterbrechung. Manchmal antwortet

der Landgraf, versteht aber selten, so kannst Du Dir denken, wie belustigend das ist“. Einen grossen Spafs gab es für die Spottliebende, wenn einer der Rinteler Professoren zur Tafel gezogen wurde. Ihrer Beobachtung nach fühlten dieselben sich durch die ihnen widerfahrende Ehre sehr beglückt, mußten es aber teuer bezahlen, da sie vor Eifer, eine gute Unterhaltung zu machen, nicht zum ruhigen Essen und Trinken kamen. Sie selbst scheint sich nicht viel an der Unterhaltung beteiligt zu haben, sondern überliefs die Bestreitung derselben ihrer Cousine Charlotte, die denn auch „wie ein Wasserfall“ redete.

Einen spöttischen Bericht giebt sie auch von der Feier ihres Geburtstages am 3. März 1759:

„Ich empfang manche unaufrichtige Glückwünsche, die ich, so kurz ich konnte, beantwortete.“ Dann begab sie sich zum Landgrafen, der sie mit einem goldenen Efsbesteck beschenkte. „Unsere Festtafel war sehr ermüdend, lang und stumpfsinnig. Sobald sie vorüber war, begab ich mich nachhause, empfang viele ermüdende Besuche und bekam viel Unsinn zu hören, den ich in gleichem Stile beantwortete. Um 8 fuhr ich durch die Stadt, um die Illumination zu sehen, welche die Leute so thöricht und so höflich zugleich waren zu veranstalten, obgleich ich mein möglichstes that, sie zu verhindern. Da waren auch unter anderem einige Malereien: ich sitze auf einem grossen Armstuhl mit meinen drei Jungen an der Seite, Du kannst Dir denken, wie ähnlich wir alle sind! Ich bin ein schönes, grosses, dickes Frauenzimmer mit roten Backen, Du bist ein langes Ding mit einem Kopf

wie ein Stecknadelkopf. Tat hat einen Buckel und einen krummen Fuß, Whip hat ein Bäuchlein wie der Punch und einen Mund von einem Ohr zum andern.“

Der Ton all dieser Briefe zeigt unverkennbar, daß die Schreiberin ihrer Stimmung nicht mächtig war, und den Dingen und Ereignissen nicht mehr eine harmlose oder versöhnliche Seite abzugewinnen vermochte. Sie hatte eben zu viel gelitten, und ihre moralischen Nerven waren derartig überreizt, daß jede Berührung sie schmerzte. Gesteht sie doch selber ein, daß sie in dieser Zeit so vollständig lebensmüde gewesen sei, daß ihr Selbstmordgedanken gekommen wären.

Mutig und pflichtbewußt wie sie war, ergriff sie jedes Mittel, um solcher Stimmungen und solcher Gedanken ledig zu werden. Auch sie mußte die Erfahrung machen, daß geistige Arbeit zwar ein Mittel gegen Seelenleiden, aber ein gefährliches sei, das eines Tages zu einer vollkommenen Ohnmacht führen kann. Darum sah sie sich nach etwas anderem um und entschloß sich, in ihren Jahren noch Reitstunden zu nehmen. Der Herzog von Cumberland schickte ihr zwei Pferde zum Geschenk, und Fräulein von Mühlenheim, des Generals Keyserlingk Nichte, deren Wesen ihr immer angenehmer wurde, beteiligte sich mit der ihr eigenen Frische an den Reitstudien. Maria war zwar selbst vollständig überzeugt, daß sie keine gute Figur zu Pferde mache und sie blieb immer in gewissem Grade auf den guten Willen ihres Tieres angewiesen, doch erreichte sie ihren Zweck „durchgeschüttelt zu werden“ (to be shaken), die lebhafte Bewegung erfrischte sie

geistig und körperlich, und kein Tag verging fast, an dem sie nicht einige Stunden im Sattel zugebracht hätte.

Ihre Stimmung wurde allmählich milder und ruhiger, wenn sie auch einer tiefen Schwermut sich nicht erwehren konnte. Der Todesgedanke klingt aus manchem ihrer Briefe. „Unser Leben geht seinen alten Gang weiter“, schreibt sie an ihren Sohn, „ich wüßte Dir nichts Neues von uns zu erzählen, denn wir sind immer noch dieselbe Versammlung langweiliger Menschen — manchmal gesund, manchmal krank — was wir nie vergessen ist essen, trinken, schlafen, und das besorgen wir recht gründlich. Ich lese, schreibe, reite aus, gehe spazieren und damit vergehen die Stunden und ein Jahr folgt dem andern — und schließlich hat alles ein Ende, und das wird für mich ein großer Segen sein, denn wahrlich, ich bin dieser Welt unsäglich müde.“

Und ein andermal mahnt sie: „Ich empfehle Dir an, General Keyserlingks Ratschläge zu befolgen, so lange Du die Wohlthat geniefst, jemand zu haben, der, wie Du sicher sein kannst, Dir niemals schmeicheln wird, obgleich er Dich liebt, und dessen Rat Dir immer von Nutzen sein wird. Ich empfehle Dir an, mein Engel, immer der Freund Deiner Brüder zu sein, selbst wenn sie im Unrecht sind, dies zu übersehen und immer daran zu denken, daß nicht nur Dein Beispiel und Rat ihnen nützen kann, sondern auch Deine Geldmittel, deren sie oft, wie ich fürchte, bedürfen werden, wenn ich tot bin. Ich verlasse mich auch darauf, daß mein lieber Bylly für meine Dienerschaft sein Möglichstes thun wird, wenn jener Fall ein-

tritt. Denn obgleich ich bereits einiges gethan habe, bin ich überzeugt, Du wirst, sobald es in Deiner Macht steht, noch mehr für sie thun, denn sie haben sich alle meine Zufriedenheit erworben. Ich bin sehr gesund und kann hundert Jahre alt werden, doch erleichtert es mich, Dir dies zu schreiben, damit, falls mir etwas begegnet, Du Dich daran erinnerst und nach meinen Wünschen handelst. Du siehst, mein Engel, ich behandle Dich nicht mehr als ein Kind, sondern als einen Freund, auf den ich all mein Vertrauen setze und den ich unaussprechlich liebe. Gott segne Dich, Du mein Schatz, und möge ich nie in den Hoffnungen enttäuscht werden, die ich auf meinen lieben Bylly baue.“

Am deutlichsten tritt die Stimmung, die sie sich endlich erkämpft hatte, in dem Briefe hervor, den sie am Weihnachtstage des Jahres 1759 schrieb:

„Wir sind gegenwärtig alle in einem armseligen Zustande, und jeder läßt den Kopf hängen. Ich bin nicht so niedergeschlagen wie die anderen, indem ich alle die trübseligen Ereignisse ziemlich vorausgesehen habe, so bin ich ruhiger und gleichmütiger und erwarte mein und Euer Schicksal mit Gelassenheit. Da meine Söhne unschuldig sind und ich gethan habe, was in meinen Kräften stand, so vertraue und baue ich jetzt und immerdar auf das ewige Wesen, das uns nicht verlassen wird, so lange wir unser Bestes thun, um uns durchs Dasein zu kämpfen im Gehorsam gegen ihn und im Dienst seines Willens und seiner Gebote. Denn sein Dienst besteht, wie ich meine, nicht allein in Gebeten.“

Das Ereignis, welchem Maria mit solcher frommen Fassung entgegensah, war das Ableben des Landgrafen, das für ihr und ihrer Söhne Schicksal von entscheidender Wirkung sein mußte.

Seit Monaten deuteten die Veränderungen in seinem Befinden auf das nahe bevorstehende Ende hin. Freilich widersetzte sich seine zähe Natur noch der Auflösung, und mehrmals flackerte die Lebensflamme so hell auf, daß ein Unkundiger sich wohl täuschen und des Landgrafen eigene Meinung teilen konnte, daß eine wirkliche Besserung eingetreten sei. Aber diese lichten Augenblicke wurden seltener. Unfähig eine liegende Stellung einzunehmen, verbrachte der Landgraf Tag und Nacht in einem Armsessel, bald von Krämpfen geschüttelt, bald in eine völlige Teilnahmslosigkeit und Lethargie versinkend, dann wieder wie ein ablaufendes Uhrwerk mit beängstigender Schnelle unaufhörlich unverständliche Worte murmelnd. Wenn er bei Besinnung war, suchte er seiner Zuneigung zu Maria einen Ausdruck zu geben, der rührend und herzbrechend genug war. Eine solche Scene, zehn Tage vor seinem Tode, schildert sie selbst: „Ich meinesteils möchte jedesmal weinen, wenn ich ihn sehe, obgleich er bestimmt nicht viel leidet noch selbst weiß, wie nahe er seinem Ende ist. Er hat immer von meiner Anwesenheit Notiz genommen, und gestern verlangte er nach dem Spazierstock, den ich ihm zu Neujahr geschenkt habe. Man gab ihm denselben, er bewunderte ihn und dankte mir nochmals dafür und gab mir zu verstehen, daß er ihn zum Andenken an mich behalten wolle.“

Sie weilte soviel wie immer möglich an seiner Seite, und der Anblick des Sterbenden erweckte ihr ernste Gedanken, die sie dann ihrem Sohne mittheilte. „Ich sehe ihn nie“, schreibt sie, „ohne die ernstesten Betrachtungen zu machen. Die wichtigste ist, wie alle Handlungen unseres ganzen Lebens so sein sollten, daß wir sie, sobald der Ruf an uns ergeht, verantworten können. Sich einzubilden, daß man erst auf dem Sterbebette an Reue zu denken braucht, ist Thorheit und nach meiner Auffassung eine große Sünde. Drum, lieber Bylly, laß uns nie zu Bett gehen ohne im stillen durchzugehen, was wir den Tag über gethan haben, — wenn es etwas Schlechtes war, damit wir dann das große Wesen, das gnadenvoll ist, um Verzeihung bitten, mit dem Entschluß, jene Sünde nie wieder zu begehen — und dann kannst Du ruhig einschlafen und mutig tragen, was Dir an Unglück beschieden ist, oder doppelt freudig empfinden, was Dir an Segen zuteil wurde.“

Sollte ihr Urteil gegenüber dem sterbenden Greise hart erscheinen, so darf man nicht vergessen, daß sie niemals gegen ihn selbst hart oder unfreundlich gewesen ist, all seine trüben Schicksale mit ihm geteilt hat, immer bereit gewesen ist, so schwer es ihr wurde, ihn durch ihre Gegenwart zu erheitern und zu erfreuen. Und anderscits muß man beachten, daß sie diese Urteile nur in den allervertrautesten Briefen ausgesprochen hat, und nicht darum, um einer Mißstimmung oder einer Tadelsucht Luft zu machen, sondern nur, um mit diesem stärksten und eindringlichsten Überzeugungsmittel auf die Veredlung ihres

Sohnes einzuwirken, für sich selbst stets ein Gelübde hinzufügend. In diesem Sinne muß man auch die folgende Briefstelle lesen.

„Der Landgraf hat nahezu 87 Jahre gelebt und ist noch nicht befriedigt. Er scheint noch einen Aufschub von einiger Zeit zu erwarten, und wenn er den hätte, würde er nach mehr verlangen. Dies teile ich Dir mit, mein Engel, als einen Beweis dafür, daß, wenn wir nicht in jungen Jahren damit beginnen, uns für ein anderes Leben vorzubereiten und das irdische als ein Durchgangsstadium anzusehen, wir das, wenn wir alt geworden sind, sehr schwer, wenn nicht unmöglich finden. Und obgleich wir, wenn wir zu einem hohen Alter kommen, keine Freude mehr in dieser Welt haben, so fürchten und scheuen wir uns vor dem Übergang in eine andere, wo wir unsere Handlungen verantworten sollen, und können dann keine vernünftigen Gedanken fassen, können, da wir uns niemals in der Selbstprüfung geübt haben, damit nicht im Alter beginnen. Kurz, mein Engel, was ich jetzt täglich sehe, nimmt mir nicht den Wunsch, aus dieser Welt zu gehen, sondern lehrt mich, mich täglich vorzubereiten, daß ich bereit bin, so zu folgen, wenn ich gerufen werde, daß ich mir möglichst wenig selbst vorzuwerfen habe.“

Um zwölf Uhr in der Nacht vom 31. Januar zum 1. Februar 1760 starb der Landgraf. „Ich bin gewiß“, schreibt Maria, „er hätte einen entsetzlichen Tod gehabt, wenn er bei Bewußtsein gewesen wäre.“ Aber ein mildes Schicksal hat ihm diese nutzlose Qual erspart.

Siebentes Kapitel.

Die Versuche des Landgrafen Friedrichs II., die väterliche Gewalt über seine Söhne und die Oberlandesherrlichkeit über Hanau wiederzuerlangen.

Mit dem letzten Atemzuge des Landgrafen Wilhelm hatte der Schutz aufgehört, den er, wenn auch bereits ein Körper ohne Seele, immer noch Maria gewährt hatte. Sofort mußte sie nun in den Kampf für ihr und ihrer Söhne Recht eintreten. Hart und heiß würde dieser Kampf werden, das war vorauszusehen. Die Gesinnung des neuen Landgrafen war bekannt; gerade die Bestimmungen über Hanau, auf denen die Sicherheit Marias und ihrer Söhne beruhte, waren die anfechtbarsten nach aller Urteil, wir erinnern nur an das Friedrichs des Großen; hier, so mußte man erwarten, würden die Versuche des Landgrafen, wieder zu seinen vollen Rechten zu gelangen, einsetzen. Dazu kam, daß im Hanauer Lande die Franzosen standen, eine katholische, dem katholischen Landgrafen persönlich günstig gesonnene Macht, eine der Garanten des Westfälischen Friedens, dessen Festsetzungen durch die Assekurationsakte verletzt erschienen.

Wohl konnte eine Frau in solchem Augenblicke zagen. Maria that es nicht. Sie traute sich selbst und ihren treuen Ratgebern, sie rechnete auf die Hilfe ihres Vaters, auf Dänemarks Freundschaft, auf Preussens Unterstützung. „Aber“, so schreibt sie, „ich hoffe, wir haben noch einen anderen Beschützer, der über allen Königen und Fürsten ist. Da unser einziger Wunsch ist, ihm zu gehorchen und ihm zu gefallen, und so lange dies der Fall ist, bin ich gewiss, daß wir nichts zu fürchten haben, wenn wir mit Umsicht handeln und unser Bestes thun.“

Die sterbliche Hülle Wilhelms des VIII., der all diesen Wirren nun entrückt war, wurde von Wittorff und Schenck nach Kassel gebracht. Nachts langten sie in Kassel vor dem Schlosse an, empfangen durch fünfzehn Edelleute mit Fackeln. Je drei übernahmen die Totenwacht. Über das Weitere lesen wir in einem Briefe Marias vom 29. Februar:

„Dein Großvater ist auf einem prächtigen Paradebett aufgebahrt gewesen bis letzten Dienstag in dem großen Zimmer zu ebener Erde, wo sonst immer Cour war. Im ‚Engels-Gemach‘ soll ein *Castrum dolorum* hergerichtet werden, wo er gelassen wird, bis die Vorbereitungen zum Begräbnis getroffen sind. Mein Gott, wie viel närrischer Unsinn für einen verwesenden Leichnam, und wie oft habe ich ihn selbst sagen hören, daß er in aller Stille und ohne all diesen Unsinn begraben sein wollte!“

Für Maria hatten sich allerdings unterdessen Dinge begeben, die dergleichen Äußerlichkeiten als ganz wertlos erscheinen ließen: der erste Schritt zur Besitzergreifung von Hanau war auf harten Widerstand gestossen.

Da man schon seit Jahren eigentlich täglich auf ein plötzliches Ableben Wilhelms VIII. gefaßt sein mußte, so waren die umfassendsten Vorbereitungen daraufhin getroffen worden. Zuletzt war dies gegen Ende 1758 geschehen, als der Landgraf wieder einmal infolge von zu reichlichem Essen seinem Ende nahe gekommen schien ¹⁾. Die Verhältnisse hatten sich seit den Junitagen 1755, in denen Maria, wie wir gesehen ²⁾, ihre Bereitwilligkeit, die vormundschaftliche Regierung zu übernehmen, erklärt hatte, dadurch verändert, daß Hanau von den Franzosen besetzt worden war. Sie hatte wohl einen Versuch gemacht, aber begreiflicherweise vergeblich, Hanau von den Kriegsnöten zu befreien, indem sie vorstellte, daß der augenblickliche Herrscher von Hanau nicht als mit Frankreich im Kriege liegend zu betrachten sei und nicht die Folgen davon tragen könne, daß sein Großvater mit Frankreichs Gegner im Bündnis stehe. Darauf hatte man sich zu Versailles gar nicht eingelassen, und Hanaus Schicksal unterschied sich in nichts von dem des übrigen Hessen. Inanbetracht dieser Umstände übersandte Maria bereits im Dezember 1758 an die Hanauer Regierung 600 gedruckte und bis auf das Datum vollzogene Exemplare eines Erlasses, in welchem sie nach dem eingetretenen Tode des Landgrafen thatsächlich von der vormundschaftlichen Regierung Besitz ergriff. Heimlich, unter Beobachtung der allergrößten Vorsichtsmaßregeln waren diese Erlasse an sämtliche Be-

1) So Marias Angabe in einem Brief vom 20. November 1758.

2) S. 130.

amte des Landes verteilt und auf den Amtsarchiven in versiegelten Packeten hinterlegt worden. Wie mißlich aber damals die Lage der Dinge bereits war, zeigt der Umstand, daß diese im Dezember 1758 getroffene Anordnung erst fast ein Jahr später zur Ausführung gelangen konnte, bis dahin aber unvollzogen auf der Hanauer Regierung gelegen hat, da deren Mitglieder schon damals z. T. in französischer Gefangenschaft waren.

Zum Glück wurde diese Verzögerung noch rechtzeitig entdeckt, und seit dem November 1759 waren alle Vorkehrungen getroffen.

Am Morgen des 4. Februar 1760 ritt der Kammerlakei Marias in Hanaus Thoren ein und brachte die Nachricht von dem Ableben Wilhelms VIII. mündlich, ein Zeichen, wie eilig man ihn aus Rinteln abgeschickt hatte, ohne sich mit einer schriftlichen Mitteilung, die übrigens auch unterwegs den französischen Posten hätte in die Hände fallen können, aufzuhalten.

Sofort wurde in allen Ämtern des Landes die Anheftung der vorbereiteten Erlasse vorgenommen, sowie die in Hanau kommandierende französische Generalität in Person des Kommandanten Prinz von Robecq von dem Todesfall des Landesherrn gebührend, jedoch in einer unverfänglichen Form benachrichtigt.

Nur wenige Tage aber blieb Maria die Hoffnung, daß der wichtige Vorgang sich unbeanstandet vollziehen würde. Zunächst geschah etwas, das deutlich erkennen liefs, wie die katholische Partei nicht gesonnen sei, sich ohne Kampf zur Anerkennung der durch die Assekurationsakte ge-

schaffenen neuen Verhältnisse zu bequemen. In einer ganzen Zahl von Orten wurde das Besitzergreifungspatent Marias von katholischen Unterthanen, ja von katholischen Beamten, Schullehrern, Geistlichen u. a. abgerissen.

Weit gefährlicher als anfänglich erschien diese Unbotmäßigkeit der katholischen Unterthanen von dem Augenblick an, wo die französische Regierung deren Parteinahm und dadurch an den Tag legte, wie sie über die Bestimmungen der Assekurationsakte denke.

Am 8. Februar wurde auf Befehl des in Frankfurt weilenden Herzogs von Broglio die gesamte Hanauer Regierung¹⁾ mit Ausnahme des hochbetagten und allzu gebrechlichen Vizekanzlers Wiederhold, verhaftet und in das „Gasthaus zum Kalten Bad“ in allerstrengsten Arrest abgeführt. Als Grund wurde angegeben, dafs die „Affixion“ des obenerwähnten Patentes als eine Rebellion gegen die Autorität des französischen Herrschers aufzufassen sei. Am 15. Februar stellte der französische Intendant Gayot die Forderung, binnen vier Tagen für die französischen Besatzungstruppen 25 000 Rationen an Hafer, Weizen oder Gerste einzuliefern. Als man ihm vorstellte, dafs es dem Lande schlechterdings unmöglich sein werde, diesem Verlangen selbst binnen einer längeren Frist nachzukommen, erhielt man nur als Antwort: binnen kurzem würden weitere 100 000 Rationen gefordert, und wenn diese nicht rechtzeitig einkämen, sämtliche Regierungsbeamte nach Frankreich abgeführt werden.

1) Es waren die Reg. R. Gunderode, Erni, Hugo, Ihm.

Am 22. Februar geschah noch Schlimmeres. Die Franzosen hatten am 17. Dezember 1759 dem Lande die übermäßige Forderung einer Kontribution von 750 000 livres auferlegt, waren aber dann zu der Erkenntnis gekommen, daß aus dem schwer heimgesuchten Lande diese Geldsumme sich nicht würde erpressen lassen und hatten auf weitere Schritte verzichtet. Jetzt wurde diese Forderung erneuert, und als dies natürlich ebenso erfolglos blieb, liefs der französische Kommandant am 23. Februar die Thore Hanaus sperren, der Kommissar de la Taherie begab sich mit zwei Kontributionserhebern auf die Kanzlei und verlangte Vorlegung aller auf die erwähnte Kontribution bezüglichen Rechnungen. Als dieselben sich nicht nach Wunsch vollständig vorfanden und die auf der Kanzlei anwesenden Subalternbeamten über ihren Verbleib keine Auskunft erteilen konnten, erhob der genannte Kommissar einen gewaltigen Lärm, liefs einen Teil der Rechnungsbücher über die Landessteuern fortnehmen, die Kanzlei versiegeln und alle anwesenden Personen in Arrest, gleichfalls in jenes „Gasthaus zum Kalten Bad“ abführen. Gegen Mittag erschien dann eine Ordre Robecqs, wonach die Regierung binnen 14 Tagen die Summe von 200 000 französischen Thalern als Strafe für ihre Rebellion zu zahlen hatte. Außerdem wurden noch eine Reihe wohlhabender Bürger aufs Rathaus in Arrest gebracht und ihnen aufgegeben, binnen 24 Stunden weitere 200 000 livres und binnen 8 Tagen die gleiche Summe noch einmal als Abschlag auf jene Kontribution von 750 000 livres herbeizuschaffen.

Die Regierung versicherte die vollständige Unfähigkeit

des Landes, auch nur ein Viertel der verlangten Summen zusammenzubringen und bat, alle Maßnahmen wenigstens so lange aufzuschieben, bis aus Versailles, wohin sie sich direkt gewendet hatte, weitere Befehle eingetroffen seien. Dafs sie die Erschöpfung des Landes nicht übertrieb, sahen die französischen Beamten selbst ein. Robecq, der überhaupt im Grunde milder Gesinnung war, zeigte sich nicht ungerührt, Gayot, der Intendant erkannte die schweren Opfer, die Hanau gebracht habe, willig an, jedoch war es beiden unmöglich, sich der Ausführung der aus Frankfurt erhaltenen Befehle zu entziehen, und so wurde der unglücklichen Stadt auf den folgenden Tag Kriegsexekution angekündigt.

Fast vier Monate lang blieb Hanau unter dem Druck dieser entsetzlich harten Drohungen. Ein Teil derselben wurde auch wirklich ausgeführt. Eine Anzahl angesehener Bürger wurde unter strenger Bewachung nach Strafsburg in Kriegsgefangenschaft gebracht. Die vier Mitglieder der Regierung beliefs man sechs Wochen lang in ihrem Gefängnis, wo ihnen geradezu das Notwendigste zum Leben mangelte. Ein Gesuch, sie gegen Ehrenwort frei zu lassen, wurde abgeschlagen, erst als ihre Gesundheit zu leiden begann, schaffte man sie in ein anderes Haus, das einen kleinen Garten besafs, in dem sie sich etwas Bewegung machen durften. Auch mit den angedrohten Exekutionen wurde mehrfach Ernst gemacht. Ihr Ertrag war gering, selbst bei den Bürgermeistern von Alt- und Neu-Hanau „fand man nichts Ordentliches“ vor. Eine Menge altes Gerümpel, worunter Urväter Hausrat, Familienbilder, Por-

zellan u. dergl., das man aufs Rathaus schleppte, hatte nur für den Besitzer Wert. Einigen Leder- und Wollwarenhändlern nahm man ihren sämtlichen Bestand ab, doch wurde alles in allem nur auf etwa 12 000 Thaler taxiert. Höchst empfindlich war die Mafsregel, all die Waren zu beschlagnahmen, die fertig gepackt standen, um auf die Frankfurter Messe abzugehen: damit war auf einen Schlag der ganze Grofshandel ruiniert. Dann wurde sogar eine „allgemeine Plünderung“ anbefohlen. Bei allen Schreibern der Stadt wurden Kisten dafür accordiert, achtzehn Wagen sammelten sich auf dem Platz vor dem Rathaus, Patrouillen durchzogen die Strafsen, Ordonnanzen sprengten hin und her, von allen Enden her vernahm die schwer geängstigte Bürgerschaft unverständliche Hornsignale. Doch blieb es bei dem Schrecken wohl dank der milderer Gesinnung des Prinzen Robecq, der auch schon einige Tage vorher verschiedenen Bürgern unter der Hand die Warnung hatte zugehen lassen, ihnen besonders liebe und wertvolle Dinge zu verbergen, für den Fall, dafs er wirklich zur Exekution schreiten müsse.

Selbstverständlich that Maria alles, um dem unglücklichen Lande sein Schicksal zu erleichtern, doch blieb ihr zunächst nichts übrig, als zu Geduld und Hoffnung zu ermahnen. Ausreichende Geldmittel, um den Forderungen der Franzosen nachzukommen, besafs auch sie nicht, und es wäre auch niemand gewillt gewesen, das wenige vorhandene Geld auszuliefern, vielmehr galt es, dasselbe bis zu dem sehnlichst erhofften Friedensschlufs vor den Feinden zu retten, damit es dann dem Lande wirklich zugute

komme. So mußte sie sich denn auf die Treue und Standhaftigkeit ihrer Beamten in Hanau verlassen, die trotz aller Drohungen der Franzosen bei ihrem Protest gegen das Verfahren derselben blieben und vor allem sich weigerten, die Regierungsgeschäfte wieder aufzunehmen, bis jene vier Mitglieder ihrer Haft entlassen seien. Das hat sich denn auch bewährt: die mit den Verhältnissen des Landes unbekannten Franzosen vermochten eine Verteilung und Erhebung der geforderten Summen nicht vorzunehmen, und Maria gewann Zeit, die Verwendung des dänischen und englischen Hofes anzurufen und zu erlangen.

Maria hatte nach dem Tode des Landgrafen sich nur die Zeit genommen, ihre Sachen zu ordnen, und war dann nach Celle in das Land ihres Vaters gereist, wo sie vor etwaigen persönlichen Angriffen gesichert war. Hierher folgte ihr Hein, der von nun an in Hanauische Dienste treten wollte. Als er von dem neuen Landgrafen seine Entlassung nachsuchte, kam man zum erstenmal mit jenem in offizielle Berührung. Maria schreibt inbezug darauf: „Dein Vater hat ihm auf sein Entlassungsgesuch sehr gnädig geantwortet, ihm dasselbe noch nicht gewährt, es ihm aber versprochen, wenn er darauf bestehen sollte, wünscht ihn jedoch vorher zu sehen. Daraufhin hat Hein ihm geschrieben, daß wenn er es durchaus verlange, er ihm in Kassel seine Aufwartung machen wolle.“ Vielleicht hat Hein das auch wirklich ausgeführt, denn Maria und er, der fortan ihr treuester Ratgeber wurde, waren der Meinung, daß man alles thun müsse, um den Landgrafen zu schonen, und ihm, wo nur immer möglich, ent-

gegenkommen wolle. Die Gelegenheiten, wo man sich seinen Wünschen widersetzen müsse, würden sich leider nur zu reichlich einstellen.

Darin sollte ihnen sehr bald recht gegeben werden.

Wie wir den Landgrafen Friedrich kennen, wird nicht er es gewesen sein, sondern seine katholischen „Freunde“, welche die Assekurationsakte, dies „Teufelswerk“, immer wieder und wieder studierten, um eine Stelle ausfindig zu machen, wo man den Hebel einsetzen könnte, mit dem sich das ganze Gebäude umwerfen liefs. Und wirklich gelang es, eine Stelle zu finden, die dazu geeignet schien. Der 3. Artikel heifst nämlich:

Nachdem die in vorstehendem Articul enthaltene Erklärung und Verbindung, wegen Unserer Fürstl. Kinder und deren Erziehung in der Reformirten Religion, von Uns nicht nur auf die Lebzeiten Unsers Herrn Vatters Gnaden und Frauen Gemahlin Liebden, sondern vornehmlich auch auf deren in Gottes Händen stehendes Ableben von Uns gemeint ist: So verbinden Wir Uns hierdurch nochmals, dafs wir alle und jede in solcher Absicht und Endzweck, zu desto mehrerer Sicherheit und Festhaltung sothanen Articuls, sowohl auf die gegenwärtige als künftige Zeiten an Hand zu nehmenden Vorkehrungen und Maasregeln Sr. Gnaden Gutfinden und Disposition lediglich überlassen, und was Sie darunter beydes vorjetzo und auf den Fall Ihres Absterbens insbesondere auch wegen Bestellung der Vormundschaft über sämtliche Unsere dermahlige Fürstliche Kinder, im Fall dieselbe(n) oder eines derselben, bey Unserm Absterben, die Großjährig-

keit noch nicht erreicht haben sollten, zu verordnen vor diensahm erachten, in allem vor genehm halten, auf das genaueste erfüllen, und dargegen sowenig vor Uns angehen, als dafs solches von denen Unserigen oder von andern directe oder per indirectum geschehe, im geringsten gestatten wollen und sollen.

Es war nun freilich sonnenklar, dafs die oben gesperrt gedruckten Worte „bey Unserm Absterben“ einen einfachen Schreibfehler enthielten, indem statt Unserm, d. h. des damaligen, die Akte unterzeichnenden, Erbprinzen, zu lesen war: bei Ihrem, d. h. des damaligen Landgrafen. Denn wie die Worte da standen, enthielten sie folgenden Widersinn: Falls ich endunterzeichneter Erbprinz von Hessen sterbe, ehe meine Kinder grofsjährig geworden sind, so verspreche ich alle von meinem Vater über meine Kinder getroffenen Bestimmungen aufs genaueste zu erfüllen und nicht zu dulden, dafs jemand dagegen angeht. Gemeint war natürlich: Falls mein Vater stirbt, ehe u. s. w.

Dafs hier ein offener Schreibfehler vorläge, mußte selbst ein katholisches Hirn einsehen. Dem Landgrafen Friedrich aber theilte man mit: alle seine Kinder angehenden Versprechungen habe er nach dem Wortlaut der Akte nur für den Fall gegeben, dafs er vor Mündigwerdung derselben sterbe. Dieser Fall sei aber noch nicht eingetreten, folglich könne er jeden Augenblick seine väterlichen Rechte geltend machen. Man müsse nur die passende Gelegenheit abwarten. Die aber kam bald.

Am 13. Juni 1760 starb nämlich der Sousgouverneur der Prinzen, Major von Köller. Da er schon lange ge-

kränkelt hatte, war Maria seit geraumer Zeit mit Keyserlingk darüber eins geworden, daß man an seine Stelle den erprobten Sévery berufen wolle, der ihm auf das Geheiß des verstorbenen Landgrafen seinerzeit hatte weichen müssen. Die Berufung sollte auch mit thunlichster Eile und in größter Stille geschehen, um dem Landgrafen jede Möglichkeit einer Einmischung von vornherein zu benehmen. Noch ehe Köller die Augen schloß, hatte man mit Sévery bereits angeknüpft, und dieser hatte zugesagt. Am 20. Juni hatte Maria die Nachricht von Köllers Tode, am 31. Juli traf Sévery vor Kassel ein, machte hier die Einnahme der Stadt und den Einzug des Herzogs von Broglio mit und war in den ersten Tagen des August bei Maria in Zelle.

Unglücklicherweise bekam er hier einen Anfall seines alten asthmatischen Leidens, und die Verzögerung, die seine Weiterreise dadurch erlitt, wurde verhängnisvoll. Der Landgraf, der unterdessen alles Vorgefallene erfahren hatte, liefs ihm mitteilen: er sei im höchsten Grade ungehalten darüber, daß er durch Hessen gereist sei, ohne ihm seine Aufwartung zu machen, es auch nicht für nötig gehalten habe, ihn von dem Antritt seiner Stellung zu benachrichtigen. Sévery hoffte, die Sache damit erledigen zu können, daß er die versäumte Anzeige in aller Form nachholte, seine Säumigkeit aber mit seiner Erkrankung entschuldigte. Darauf antwortete der Landgraf:

Da ich nicht finde, mein Herr, daß die von Ihnen zu Ihrer Rechtfertigung angeführten Gründe stichhaltig sind, so halte ich es für angezeigt, daß Sie

Sich sofort nach Empfang dieses Befehles in Person zu mir begeben. Ich bin

Ihr sehr zugethener
Friedrich, Landgraf von Hessen.

Die Staffette, die diesen Brief nach Celle brachte, hatte den Befehl, falls Sévery bereits nach Kopenhagen unterwegs sei, ihm nachzujagen und ihn zur Umkehr und zum Besuch in Braunschweig zu veranlassen.

Maria und ihre Umgebung sah nun ein, daß man dieser unzweideutigen Aufforderung des Landgrafen Folge leisten müsse, wenn anders man bei dem Grundsatz, ihn nicht zu reizen, verbleiben wolle. Sévery wurde also mit der nötigen, alle Möglichkeiten erwägenden Instruktion ausgestattet und verfügte sich dann, sobald seine allerdings angegriffene Gesundheit es gestattete, nach Braunschweig „in die Höhle des Löwen“. Nach seinem ausführlichen Bericht empfing ihn der Landgraf erst in sehr gereizter Stimmung und drückte ihm seinen Unwillen darüber aus, daß er, der doch sein Legationsrat und sein Pensionär sei, so ohne weiteres eine neue Stellung angenommen habe. Die lebenswürdigen und an feinen Komplimenten reichen Entschuldigungen des Franzosen wandelten diese Stimmung aber schnell in ihr Gegenteil. Er überhäufte nun Sévery mit Lobsprüchen: er könne niemanden nennen, den er lieber bei seinen Söhnen wisse als Sévery, nur habe es ihn geärgert, daß man seine väterliche Autorität so gänzlich mißachtet habe. Sévery mußte versprechen, einige Tage in Braunschweig zu bleiben, und der Landgraf, der

ihn oft bei sich sah, erwies ihm eine Aufmerksamkeit nach der andern, ja ging so weit, ihm anzubieten, doch in seinen unmittelbaren und persönlichen Dienst zu treten.

Damit mochte der Landgraf, der schon seit jeher ein Gefallen an Sévery gehabt hatte, ganz offen seine Meinung ausgesprochen haben. Seine Ratgeber aber dachten anders: die Liebenswürdigkeit des Landgrafen war ihnen nur eine Lockspeise, die Falle aber wollten sie schon selber zuziehen.

Donop, Waitz und Cannegieser, die wir in ihrem sehr verschiedenen Werte noch kennen lernen werden, stellten nämlich, hierin gemeinsam handelnd, an Sévery das Ansinnen, sein Anstellungsdiplom sowie seine Instruktionen aus der Hand des Landgrafen zu empfangen. Man belehrte ihn, daß das ganz und gar mit Sinn und Wortlaut der Assekurationsakte übereinstimme, die Instruktionen „Niemandem zu nahe träten“, und als Sévery endlich bemerkte: seine Anstellung sei ja bereits von den Vormündern des Prinzen bestätigt, erhielt er die scharfe Zurechtweisung: Vormünder der Prinzen gebe es nicht, so lange der Vater lebe. Sévery, der daran merkte, daß er hiermit an der Grenze angekommen sei, handelte nun nach den von Maria empfangenen Anweisungen: er nahm Bestallungsurkunde und Instruktionen in Empfang, aber nur unter dem ausdrücklichen Proteste, daß er sich dadurch in keiner Hinsicht für gebunden halte.

Dieser letzten Erklärung entsprechend verfuhr denn auch Maria. Am 10. Oktober 1760 ernannte sie ihrer-

seits Sévery zum Sousgouverneur, stellte ihn in der betreffenden Urkunde gegenüber allen Eingriffen des Landgrafen sicher und wies ihm als Gehalt 1000 Thaler zu, die bereits Januar 1761 um 500 Thaler erhöht wurden, während der Landgraf ihm unter Einziehung seiner Pension nur Köllers Gehalt in der Höhe von 878 Thaler bewilligt hatte.

Des Landgrafen weiteren Versuchen, aus jenem Verschreiben der Assekurationsakte Folgerungen zu ziehen, machte man aber einzig und allein durch eine kraftvolle Erklärung ein Ende, daß man sich nie und nimmer auf eine solche thörichte Auslegung einlassen werde, die mit dem Sinn der ganzen Akte in schreiendem Widerspruch stände. Der Landgraf und seine Ratgeber waren, wie der Bericht besagt, im höchsten Grade bestürzt, besonders als man drohte, die Garanten der Akte um ihre Intervention zu bitten, und ließen die ganze Sache fallen.

Nicht so leichten Spieles gab man aber den Gedanken auf, die ganze Assekurationsakte umzustürzen, nur suchte man auf sichererem Wege vorzugehen.

Ehe wir aber diese Unternehmungen schildern, aus denen für Maria die schwersten Sorgen und Unruhen entstehen sollten, müssen wir uns mit dem Leben und der Umgebung des Landgrafen vertraut machen, auf die gleichfalls durch Marias Briefwechsel helles Licht fällt.

Goethe sagt einmal: „Die Herren dieser Erde sind es vorzüglich dadurch, daß sie, wie im Kriege die Tapfersten und Entschlossensten, so im Frieden die Weisesten

und Gerechtesten um sich versammeln können“¹⁾). Diese Wahrheit bestätigt die Geschichte dieses unglücklichen Fürsten in ihrer Weise. Er war nie einer der Herren dieser Erde, weil er nie um sich versammeln konnte, wen er wollte: die Weisesten und Gerechtesten so gut wie die Tapfersten und Entschlossensten flohen ihn, und ihm blieb das traurige Los, die Verantwortung für die Thaten seiner selbstsüchtigen und moralisch anrühigen Umgebung zu tragen. Nur wenige vermochten im Interesse des Guten bei ihm und inmitten seiner Ratgeber auszuharren.

Dafs Hein sehr gegen den Wunsch des Landgrafen seinen Dienst verließ, um in hanauische Dienste überzutreten, haben wir schon gesehen. Viele Beamten folgten diesem Beispiele. Alle versuchte der Landgraf zu halten. Bei keinem gelang es ihm. Manche handelten gegen ihn unredlich, indem sie das ausdrückliche Versprechen gaben, keine anderen Dienste zu nehmen, und nach einer kürzeren oder längeren Frist es doch thaten. Statt einer Anzahl Namen mag eine urkundliche Thatsache zum Beweise dienen. Am 30. Juli 1763 wandte sich der Landgraf an die Mitglieder seiner Regierung zu Kassel und forderte von jedem einzelnen eine begründete Äußerung darüber, ob er nicht ein Mittel habe, dieser Fahnenflucht Einhalt zu gebieten, und ob es ihm nicht möglich sei, solche Beamte, die trotz ausdrücklich gegebenen gegen-

1) Dichtung und Wahrheit, 12. Buch. Weimarer Ausgabe. Bd. III. 124.

teiligen Versprechens hanaüische Dienste genommen hätten, zu bestrafen. So weit war es damals gediehen!

Dieselben Vorgänge vollzogen sich auch im hessischen Heere. Die Einrichtung von vier fortan sehr bevorzugten Garderegimentern, die Art, wie er aus seinen Truppen ein Spielzeug machte, die schlechte Verpflegung und säumige Zahlung des Soldes, während er prasste, machten böses Blut und veranlaßten viele ältere Offiziere, seinen Dienst zu verlassen. Wutgenau ging, Huth trat in hannöversche Dienste, Görz in dänische, Hanstein, Wolf, Gilsa, Gräfendorf, Dalvig suchten ihre Entlassung nach. Major von Schlotheim that desgleichen, erhielt aber trotz mehrfacher Wiederholung seines Gesuches überhaupt keine Antwort. So beschloß er, ohne Abschied zu gehen und wandte sich an Maria, ihre Verwendung für Aufnahme in dänische Dienste zu erbitten. Sie schreibt darüber (am 7. Februar 1762) an ihren Sohn:

„Der Mann ist so lange geplagt und gequält worden, daß seine Geduld zu Ende ist und er seine Entlassung verlangt hat, aber da er keine Antwort erhalten hat, trotzdem er mehrfach geschrieben hat, ist er entschlossen, ohne Abschied zu gehen, und da er noch ein junger Mann ist, bei jemand Dienst zu nehmen, der nicht ungerecht sein wird. Darum würde er gern in dänische Dienste treten, und wenn der König die Absicht hat, ein Husarenregiment einzurichten, bittet er Dich, ihn an Ahlefeld und St. Germain zu empfehlen.“

Im Anschluß hieran mögen die Stellen aus Marias Briefen stehen, welche die Stimmung gegenüber dem Land-

grafen und die Vorgänge in der Armee schildern. Wenn man sich auch nicht verhehlen kann, daß diese Briefe als geschichtliche Quelle betrachtet mit der Vorsicht aufgenommen werden müssen, welche gegnerische und darum leicht partiische Berichte verlangen, so ist anderseits ihr Wert auch nicht zu unterschätzen. Was sie berichten, verschweigen die dem Landgrafen günstigen absichtlich, vor allem der ihm so sehr ergebene Schlieffen. Außerdem ersehen wir aus mehrfachen Andeutungen, wie vorsichtig Maria gewesen ist, ehe sie einer Meldung traute. Schließlich aber tragen die Erzählungen das Gepräge innerer Wahrheit. Sie setzen nur Eigenschaften des Landgrafen voraus, die er thatsächlich besessen hat: Prachtliebe, Empfänglichkeit für alle äußerlichen Ehren, Vorliebe für das Soldatenspiel, Gewissenlosigkeit und Zugänglichkeit gegenüber den Vorschlägen anderer.

Am 29. Februar 1760 schreibt Maria im Anschluß an den Bericht von den Vorbereitungen zum Leichenbegängnis des alten Landgrafen:

„Schrautenbach ist wieder in Kassel, wo sie mir in Anbetracht all der Vorbereitungen zum Begräbnis recht lustig zu sein scheinen. Garde du corps ist da, und ein neues Garderegiment wird errichtet, kurz ‚wir‘ sind immer dieselben und spielen Soldaten so eifrig wie je. Der einzige Unterschied ist, daß ‚wir‘ dem Lande mehr Unruhe bereiten, weil wir mehr Macht haben.“

Am Hofe des Landgrafen befand sich auch die mehrfach erwähnte Prinzessin Charlotte. Sie hatte sofort nach Wilhelms VIII. Tode an ihren Vetter geschrieben, als

wenn sie niemals eine ihrer abfälligen Äußerungen über ihn gethan hätte, und war sehr freundlich von ihm aufgenommen worden. Der Grund ihres Benehmens sollte erst später zutage treten: sie machte sich Hoffnung darauf, nach Marias Tode die Gattin ihres Veters zu werden, und die Enttäuschung dieser Hoffnung hat sie schließlic um das bifschen Verstand gebracht, das sie besafs. Von ihren geheimen Absichten wufste Maria natürlich nichts, aber auch so erschien ihr das Benehmen der wetterwendischen Prinzessin im höchsten Grade verächtlich. Daher schreibt sie am 28. Juli 1760:

„Der Landgraf und Prinzefs Charlotte sind in Rinteln. Er hat seine Puppen mit sich, das von ihm errichtete Regiment, mit dem er jeden Morgen spielt. In der That, er ist ganz wunderlich und erscheint jedermann so. Wohin er und Charlotte und sein Regiment flüchten wollen, wenn der Feind näher kommt, ist noch nicht bestimmt. . . Was Charlotte angeht, so hätte sie ruhig in Kassel bleiben können, denn sie hat nichts zu fürchten. Ich gestehe Dir, dafs mir ihr Benehmen seltsam vorkommt, aber ich schreibe es ihrem Mangel an Verstand zugute. So bin ich milder als die meisten, die sie hart tadeln.“

In einem Briefe vom 26. November 1760 lesen wir: „Er benimmt sich lächerlich und macht sich zum Spott aller seiner Bekannten. Neulich hat er sich persönlich an die Spitze seiner Garden gesetzt, um Oberst zu spielen und sein Regiment im Parademarsch vor dem Herzog und der Herzogin von Braunschweig vorbeizuführen“ — ein Spott, der verständlich wird, wenn man bedenkt, wie

bitter ernste Verwendung in der gleichen Zeit Hessens Verbündeter, Friedrich der Grofse, von seinen Truppen machen mußte, und wie ganz Hessen unter den Franzosen litt, während der Landgraf sich mit seinen Elitetruppen — in Sicherheit gebracht hatte.

Kurz darauf erhielt Maria die erste Meldung von der schon berührten Unzufriedenheit der Offiziere, als deren Grund Schlieffens Beförderung zum Oberst angegeben wurde. Pappenheim und Kniephausen waren die ersten, die ihre Entlassung nahmen, zugleich begannen die Desertionen der Soldaten zahlreicher zu werden, als selbst damals bei den Söldnerheeren gewöhnlich war. Maria schreibt über diese Vorgänge vom 18. Februar 1761: „Die Hauptklage der Offiziere geht gegen die Lieblingsgarde. Die Offiziere in diesem Bataillon sind an Rang über alle anderen gestellt, was diese natürlich aufbringt. Um Dir aber ein Beispiel von Geiz und Mangel an Urteil zu geben, so sind die Kleider der Soldaten schlechter denn je.“

Diese falsche Sparsamkeit, während der Landgraf für sich selber die gröfsten Ausgaben machte, erzeugte denn auch bald Unbotmäfsigkeiten unter den Soldaten. So berichtet Maria am 12. April 1761: „Ich muß Dir ein grofses Mißgeschick berichten, welches das Reiseregiment betroffen hat.“ (So nannte Maria spottend das eine Garderegiment, das einen weiteren Zweck nicht zu haben schien, als den Landgrafen auf seinen Reisen zu begleiten.) „Es war in Wolfenbüttel und hatte mancherlei Unordnungen daselbst begangen, die grofse Klagen hervorriefen. Der Landgraf war ärgerlich und schickte dem Obersten die

Nachricht, daß er am nächsten Tage kommen wolle, um der Bestrafung der Schuldigen beizuwohnen. Diese aber, als sie das vernahmen, hatten keine Lust, Seine Hoheit zu amüsieren, woraufhin 24 in der Nacht desertierten, und als der Landgraf ankam, war es um sein Vergnügen geschehen. Daraufhin liefs er sich vom Herzog die Erlaubnis geben, sie nach Braunschweig zu bringen, wo sie jeden Tag vor seiner Thüre Wache beziehen, und er ist noch sehr ärgerlich, daß seine langen Kerls ihm wegelaufen sind.“

An eine Warnung, die sie ihrem Sohne zuteil werden läßt, Leidenschaften für ungefährlich zu halten, da eine jede es werden könne, schließt sie die Worte (vom 29. April 1761). „Ich will eine Handlung nennen, die sicherlich nicht sündhaft erscheint, das ist des Landgrafen Leidenschaft (rage) fürs Militär. Zu was für harten und grausamen Handlungen hat sie ihn verleitet, ganz abgesehen davon, daß sie ihn vor aller Welt lächerlich macht. Sie ist die Ursache für Ruinierung seines Heeres geworden, für ungerechte Behandlung seiner Offiziere, Heimsuchung seiner Unterthanen. Hätte er alle seine anderen Fehler gehabt mit Ausnahme dieser thörichten Passion, würden seine Unterthanen wenigstens weniger geplagt worden sein, und er hätte die Ungerechtigkeiten nicht begehen können, die er begangen hat.“

Am 2. August 1761 schreibt sie:

„Der Landgraf will am 4. dieses Monats nach Lüneburg. Ob er nach Braunschweig zurückkehren wird, ist noch Geheimnis, aber ich denke, er wird es thun, da er

es bald satt haben wird, mit seinen dort befindlichen Garden zu spielen, und abends wird er nicht wissen, was er mit sich anfangen soll. Da eifriges Spiel das einzige Vergnügen ist, das er kennt, so wird er nur wenige in jener Stadt finden, die Lust haben, ihr Geld zu verlieren. Seine Adjutanten werden einigemal spielen, aber da er immer großes Glück hat, werden sie es nicht lange aushalten können. Der Herzog von Braunschweig, der nun ein Jahr lang mit ihm gespielt hat, hat 30000 Kronen verloren, von denen der Landgraf das Meiste gewonnen hat.“

Oberst de Clavering, der englische Gesandte am Hessen-Kasseler Hofe meldete ganz entsprechend bereits am 24. September, daß der Landgraf Lüneburg wieder verlassen wolle. Was dann geschehen werde, wisse man nicht. „Vielleicht überzeugt er sich, daß er sich überall langweilen kann.“

Am 7. November 1761 schreibt Maria:

„Meine Neuigkeiten von Hamburg besagen, daß der Landgraf große Ausgaben macht, zweimal die Woche große Gesellschaften und Soupers giebt. Er hat eine große Menge von Tieren gekauft, deren Unterhaltung ein gut Teil kostet; er hat Sänger in seinen Dienst genommen, von denen einige 3000 Kronen jährlich bekommen. Madam Schimmelmann war in seiner ersten Gesellschaft und spielte mit ihm Triket, Madam von Hardenberg und die Kurtzrock. Nach allem, was ich von ihm höre, lebt er dort wie überall sonst.“

Ergänzend zu diesem letzten Brief tritt der Zeit nach

ein Bericht des eben genannten Obersten von Claving, welcher aus der nächsten Umgebung des Landgrafen unter dem 29. November 1761 an Hein schreibt, der Landgraf habe beschlossen, nach Braunschweig zurückzugehen. „Diese so plötzliche Veränderung verdankt man den besonderen Neigungen der Frau von Kurtzrock, der Abneigung einer Kaufmannsfrau, der Langeweile bei einem Spiele, der Hoffnung, Frau von Schlierstedt zugänglicher als früher zu finden, dem Vergnügen, das man sich von dem Einüben der hessischen Truppen verspricht, die in der Nachbarschaft in Quartier liegen werden, nach preussischem Muster, nach dem Muster des ersten Gardebataillons, und vielleicht dem Umstande, daß man die großen Hoffnungen, die man betreffs des Wiener Hofes gefaßt hatte, nicht hat verwirklichen können. Ihnen, der Sie ihn länger kennen als ich, muß ich es überlassen, zu beurteilen, welcher von diesen Beweggründen den größten Einfluß auf ihn geübt hat.“

Im Dezember 1761 befanden sich eine Anzahl hessischer Offiziere wegen Ankaufs von Remonten in Celle. Sie gaben eine traurige Schilderung von dem Elend der Soldaten, die schlecht gepflegt und abgelohnt wurden. „Der Landgraf“, schreibt Maria am 6. dieses Monats, „nimmt genug Geld ein für sie, zieht aber vor, es zu behalten oder es so zu verwenden, daß niemand einen Nutzen davon hat. Sein Benehmen in Hamburg ist so gewesen, daß er sich bei allen Bekannten lächerlich gemacht hat. Sein Zeitvertreib ist jetzt, Soldaten zu malen (d. h. Entwürfe für neue Uniformen zu machen), und er spricht von

nichts anderem, so dafs ihn die Leute auf der Strafsen den ,Uniform-Major vom Römischen Reich‘¹⁾ nennen. In der That, mein Engel, obgleich all diese Thorheiten lächerlich sind und einen lachen machen könnten, wäre es ein anderer, so haben sie eine sehr verschiedene Wirkung, wenn ich bedenke, dafs er der Vater derjenigen ist, die meinem Herzen am nächsten stehen. Denn obgleich ihr, Gott sei Dank!, ganz aufserhalb seines Machtbereiches seid, bewirkt er, dafs jedermann, der ihn kennt, jede Bewegung meiner lieben Jungen beobachtet und prüft, ob sich irgendeine Ähnlichkeit findet. Glaube mir, mein Engel, dafs unsere armen Hessen bei dem Gedanken, es könne sich solche Ähnlichkeit finden, zittern, und lafs es die denkbar geringste sein, sie werden es mit blutendem Herzen sehen. Sein Brief an den General (von Keyserlingk) und an Euch ist lächerlich. Mir gefällt seine Sittenpredigt, die er mittendrin abbricht, um Euch zu versichern, dafs er Euer gnädigster Vater ist. Gott befreie uns von diesem gnädigsten Vater, denn wir haben wenig Ehre von ihm!“

Inbezug auf des Landgrafen Versuche, die Hanau betreffenden Bestimmungen der Assekurationsakte umzustofsen, schreibt sie am 3. Februar 1762: „Ich zweifle, dafs Rechts- und Vernunftgründe jemals irgendeinen Eindruck auf ihn machen werden. Er thut sich selber gröfseres Leid an, als jemand ihm wünschen könnte, da er keine Grundsätze hat, sondern immer nach Dingen Verlangen trägt, die ihm

1) Deutsch im englischen Text.

weder gehören, noch zu seiner Lage passen. Aus diesem Grunde muß er immer unglücklich statt zufrieden sein. Außerdem ist er kindisch und will nur den Ratschlägen folgen, die seinen Phantasieen zusagen. Diejenigen, die ihm widersprechen, fragt er nicht um Rat. Kurz, in der Zeit, seit er an der Regierung ist, hat er sich um die Zuneigung des Militärs und des Zivils gebracht, besonders des ersteren, da er mit ihm mehr zu thun hat als mit dem andern, und ich zweifle nicht, daß in kurzer Zeit unsere Truppen, die so viel Ehre in diesem Krieg gewonnen haben, dieselbe nicht behalten werden. Denn die alten Offiziere gehen, und diejenigen, die an ihre Stelle treten, sind solche, die der König von Preußen nicht haben mochte.“

Als friedliche Zeiten eingetreten waren, Kunst und Wissenschaft unter der Regierung des Landgrafen Schutz und Pflege fanden, mag die Stimmung gegen ihn eine andere geworden sein, obgleich man nicht vergessen darf, daß eine eingehende Schilderung seiner Regierung noch nicht geschrieben ist, ja noch nicht geschrieben werden kann, da die Vorarbeiten fehlen. In diesen ersten Jahren jedoch war die Stimmung des Volkes gegen ihn im wesentlichen so, wie Marias Briefe sie uns erkennen lassen. Und das war kein Wunder, denn was that damals dieser Fürst für sein armes, unglückliches, schwer heimgesuchtes Land, um seine Liebe zu gewinnen? Man kann sogar hinzusetzen, daß die öffentliche Meinung über ihn auch vordem nicht anders gewesen ist, die der Protestanten sicherlich nicht, das bedarf keines Beweises, daß aber

die Katholiken seiner Person irgendwelche Achtung gezollt hätten, das ist schlechterdings aus keinem Anzeichen zu entnehmen.

Was aber seine Umgebung betraf, für deren Thaten er die Verantwortung zu tragen hatte, so war Canngieser sein böser Genius, der ihn wieder und wieder dazu aufstachelte, Schritte gegen die Assekurationsakte zu thun. Das lag in dem Charakter dieses anscheinend ehrgeizigen und intriganten Mannes, der in seiner Thätigkeit Befriedigung seiner Neigungen fand und nie das Bedürfnis hatte, sich mit seinem Herren in Gegensatz zu setzen. Anders stand es mit Donop. Sein Benehmen war für Maria, die ihn schätzte, anfänglich ganz unbegreiflich und machte ihr aufrichtigen Schmerz. Dafs er des Landgrafen Versuche gegen die Assekurationsakte unterstützte, erschien ihr und Hein wie ein Abfall von der guten Sache des protestantischen Hessens. Erst allmählich lernten sie ihn, besonders durch die Berichte des viel mit ihm verkehrenden Oberst von Clavering anders beurteilen. Für Donop ist es augenscheinlich, als Wilhelm VIII. starb, gar nicht einem Zweifel unterworfen gewesen, dafs er dem neuen Landesherrn, dem er nun schon so lange zur Seite gestanden hatte, auch fernerhin seine Dienste widmen müsse. Die allgemeine Flucht in der Umgebung Friedrichs mag ihn in dieser Auffassung bestärkt haben, und schon sehr früh mag er sich auch gesagt haben, dafs es nur wünschenswert sei, wenn ein redlich Denkender am Platze bliebe. An den Versuchen des Landgrafen, wieder in vollen Besitz seiner väterlichen und landesherrlichen Gewalt zu

kommen, beteiligte er sich, nicht nur weil ihm, wie vielen anderen, die betreffenden Einschränkungen der Assekurationsakte zu weitgehend erschienen, sondern weil er anfänglich der aufrichtigen Meinung war, daß durch eine Abänderung dieser zwei Bestimmungen das ganze Sicherungswerk nicht leiden würde, im Gegenteil eine gütliche Einigung zwischen dem Landgrafen und Maria einen unerquicklichen Zustand aus der Welt schaffen würde, der keinen Segen bringen konnte. Allmählich aber gingen ihm die Augen über die wahre Absicht all dieser Versuche auf, und da fing auch er an, sich zurückzuziehen. Einige Dokumente mögen darüber Aufschluß geben. Clavering, der Donop zu durchschauen glaubte, machte Hein im Januar 1762 den Vorschlag, jenen für Marias Interessen zu gewinnen. Hein antwortete, er gäbe sich in dieser Beziehung keinen Hoffnungen hin. „Wenn der genannte Minister“, schreibt er, „seine Voreingenommenheit nicht so weit getrieben hätte, daß er sogar die Vormundschaftsberechtigung Ihrer Königlichen Hoheit (nämlich Marias) und somit die Gültigkeit des Testamentes des Hochseligen Herrn Landgrafen anzweifelte, würde es vielleicht nicht unmöglich sein, ihn von der Gefahr zu überzeugen, welcher er alle Sicherheitsmafsregeln . . . aussetzt.“ Clavering antwortete am 26. Januar 1762: „Obgleich ich bei meinem Vorschlag (nämlich Donop zu gewinnen) nur ganz im allgemeinen den daraus entspringenden Vorteil im Auge hatte, hatte ich doch einige unbestimmte Vorstellungen davon, daß man aus der Ergebnisheit Nutzen ziehen könnte, die er im Grunde seines Herzens für Ihre Königliche Ho-

heit hegt. . . . Vielleicht könnten Sie an dieser Ergebenheit zweifeln inanbetracht seiner Handlungen, welche mit derselben in Widerspruch zu stehen scheinen. Dennoch glaube ich, daß sie wirklich vorhanden ist, wenigstens haben mich die häufigen Unterredungen, die ich mit ihm gehabt habe, davon überzeugt.“

Kurz darauf wurde Maria von einem Vorfall berichtet, der, an sich unbedeutend, doch Donops Verhältnis zum Landgrafen treffend beleuchtete. Ein Koch des sich in Hamburg aufhaltenden Landgrafen wünschte in einer dringenden Familienangelegenheit nach Kassel zu reisen, und wandte sich mit der Bitte um Vorschuss des Reisegeldes durch Vermittelung des Grafen Görz an den Landgrafen. Die Antwort des letzteren lautete: der Koch möge zum Teufel gehen. Donop, der sich gerade im Zimmer befand, unterstützte zuerst lebhaft die Bitte des armen Menschen, die vollkommen berechtigt erschien; als aber der Landgraf nur noch ärgerlicher wurde, liefs Donop ohne weiteres den Koch ins Zimmer rufen, schenkte ihm ein Goldstück und forderte die anderen anwesenden Herren auf, ein Gleiches zu thun. So blieb dem Landgrafen nichts übrig, als dem Beispiele der anderen zu folgen, und nun gab er volle dreissig Gulden.

Wenige Wochen darauf fand Donop, daß er überhaupt nicht mehr mit seinen Anschauungen in die Umgebung des Landgrafen gehöre. Clavering berichtet darüber unter dem 12. März 1762.

„Herr von Donop hat mir noch heute früh die Erklärungen wiederholt, die er mir schon gegeben hatte, daß

er sich nicht mehr in die ganze Angelegenheit (betreffs Aufhebung der Assekurationsakte) mischen wolle, und hat mich gebeten, meinem Hofe mitzuteilen, dafs überall, wo man seinen Namen unter einem Schriftstücke finden würde, derselbe nur der Form halber hinggesetzt sei, wie es seine Pflicht sei, und nicht um teilzunehmen an Angelegenheiten, die er künftighin als schmachvoll (scandaleuses) betrachte. Morgen begiebt er sich auf seinen Landsitz, trotz der lebhaftesten Gegenvorstellungen seines Herrn, um bei den zwischen Canngieser und Schmerfeld vereinbarten Mafsnahmen nicht mehr dabei sein zu müssen.“

Das war im März. Im August 1762 erkrankte Donop, im November starb er. Die Worte, in denen Maria sowohl, wie Hein seiner gedenken, zeigen, dafs man schliesslich zu einer vollkommen gerechten Beurteilung des anfänglich nur als abtrünnig betrachteten Mannes gekommen war. Man bedauerte sein Hinscheiden lebhaft, weil er der einzige in des Landgrafen Umgebung gewesen sei, der ein Gegengewicht gegen dessen schlimme Ratgeber gebildet habe.

Clavering aber berichtete, dafs er „aus sicherer Quelle“ erfahren habe, wie man den Versuch gemacht habe, von Donop noch auf dem Totenbette eine Widerrufung jenes Berichtes zu erlangen, den er 1754 über das Benehmen des damaligen Erbprinzen bei Vorlegung der vorläufigen Sicherungserklärung am 1. Oktober des Jahres gegeben habe. Natürlich sei dieser Versuch gescheitert.

Diese Mitteilungen mögen genügen, um den Kreis zu schildern, aus dessen Mitte unter dem Namen des Land-

grafen die nächsten Angriffe auf die Sicherheit Marias und ihrer Söhne hervorgingen. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß der Anteil, den der Landgraf und seine Ratgeber, jeder für sich, an diesen Mafsnahmen hatten, und die Beweggründe, nach denen jeder einzelne handelte, weit von einander verschieden waren. Von dem Landgrafen ging der allgemeine, von seinen katholischen Freunden genährte, für jeden Menschen wohlverständliche Wunsch aus, der Fesseln der Assekurationsakte ledig zu werden und wieder in den Besitz der vollen Rechte eines Herrschers und Vaters einzutreten. Donop, der durch seine langjährigen Dienste das größte persönliche Interesse für seinen Herrn hatte, stützte aus diesem Grunde die Wünsche desselben, war von der Redlichkeit aller seiner sonstigen Absichten anfänglich überzeugt und traute den guten Eigenschaften des Landgrafen. Cann-gieser dagegen scheint nur die selbstsüchtige Absicht gehabt zu haben, seinen eigenen Einfluß zu stärken, wie er später geradezu darauf ausging, Donop zu verdrängen. Sie alle aber mußten den Absichten der Katholiken dienen. Unter ihnen war es besonders der Erzbischof von Mainz, der wiederum im Einverständnis mit dem Wiener Hofe handelte.

Die Absicht dieser Parteien aber war, eine Abänderung der Bestimmungen über Hanau im Einverständnis mit den garantierenden Mächten zu erwirken. Die Grafenschaft sollte wieder unter die volle landesherrliche Macht des Landgrafen zurückkehren, Maria und ihre Söhne aber durch eine jährlich zu zahlende, irgendwie kapitalmäfsig

zu sichernde Summe abgefunden werden. Diese Summe setzte der Landgraf erst auf 100 000 Gulden fest, liefs dann aber Erhebungen über den Ertrag der Grafschaft anstellen, um dieselbe noch genauer zu bestimmen.

Diesen Anerbietungen eines gütlichen Vergleiches fügte er noch die ausdrückliche Versicherung hinzu, dafs er weit entfernt wäre, eine Abänderung irgendeiner der übrigen Sicherungen anzustreben, im Gegenteil gesonnen sei, seine Versprechungen hinsichtlich des Religionsbekenntnisses Hessens treulich zu halten.

Erst in London, dann in Berlin, endlich auch in Kopenhagen liefs er anfragen, ob man nicht bereit sein würde, seinen Versuch, auf Grund dieser Vorschläge sich mit seiner Gattin gütlich zu einigen, zu unterstützen. Die Antworten, die er von den drei Höfen erhielt, waren derartig, dafs eigentlich weder er noch seine Räte über deren wahre Absicht im unklaren sein konnten. England antwortete, die Vorschläge seien ganz gut, und der Wunsch, sich mit Maria auszusöhnen, sehr löblich, natürlich aber hänge alles davon ab, ob Maria zustimmen würde. Dafs diese sich aber nie und nimmer werde bereit finden lassen, auf einen solchen Vergleich einzugehen, wufste man in England ganz genau. Preussen verbarg sich hinter einer scheinbaren, ganz nichtigen Dienstefrigkeit: es versprach, die Bemühungen der hessischen Geschäftsträger am englischen Hof zu unterstützen! In Kopenhagen verhandelte der im Herzen auch Maria ergebene und mit ihr in freundschaftlicher Beziehung stehende Kammerherr des Landgrafen, Ludwig von Franckenberg, mit dem Minister Bernstorff. Letzterer

wand sich lange Zeit mit bewundernswerter Glätte, um einer irgendwie bindenden Antwort überhaupt aus dem Wege zu gehen. Schliesslich erhielt Franckenberg folgende Versicherung von ihm: Der König von Dänemark „würde immer bereit sein, an einem Ausgleich zu arbeiten im Sinne seiner Verpflichtungen (nämlich seiner Garantie für die Assekurationsakte), die er im Interesse Marias und ihres Schwiegervaters übernommen hatte, und wolle sich darüber mit dem König von England verständigen, der dieselben Verpflichtungen und Verbindlichkeiten übernommen hätte“.

Diese Äußerungen waren eigentlich gar nicht missverständlich. Dennoch ist der Landgraf naiv genug gewesen, sie bei gleich zu erwähnender Gelegenheit zu citieren als Beweis, dass auch Preussen und Dänemark seiner Meinung seien!

Die Verhandlungen schritten nämlich aus dem einfachen Grunde nicht vorwärts, weil Maria sich weigerte, zu einem derartigen Vergleiche die Hand zu bieten. Darin that sie auch ganz recht. Der Landgraf hatte sich zwar erboten, ein Kapital, das jährlich 100 000 Gulden Zinsen trüge, in England zu deponieren. Doch war es überhaupt schon sehr fraglich, ob es ihm gelingen würde, eine derartige Summe gegen entsprechendes Pfand geliehen zu erhalten, so wurde anderseits mit einer solchen Einrichtung immerhin eine gewisse Abhängigkeit von dem Landgrafen hergestellt. Sowie aber ferner Maria auf Hanau verzichtete, waren sie und ihre Söhne darauf angewiesen, bei Lebzeiten des Landgrafen eine Zuflucht

aufserhalb der hessischen Lande zu suchen. Die Vorgänge bei Séverys Berufung hatten nur zu deutlich gezeigt, daß der Landgraf bei jeder Gelegenheit versuchen würde, sich in das Erziehungswerk der Prinzen zu mischen, und wie hätte man sich diesen Versuchen widersetzen wollen, sobald die Prinzen in seiner Macht waren? Ein Aufenthalt an fremden Höfen aber kostete nicht nur ungeheure Summen, sondern barg auch die allerschwerste Gefährdung für eine gedeihliche Erziehung in sich.

Von dem großen Ernst der seiner harrenden Aufgabe konnte Prinz Wilhelm allerdings keine Vorstellung bekommen, solange er ein Leben wie das in Kopenhagen führte. Er selber schrieb in dieser Zeit jenen uns bekannten Brief an seine Mutter, daß ihm sein Dasein leer und zwecklos vorkomme und daß er nun endlich wünsche, sich der einzig einem Prinzen wohlanstehenden Beschäftigung ganz hinzugeben, nämlich dem Kriegshandwerk. Das war freilich nicht die Anschauung, die ein Fürst haben durfte, der einst ein vom Kriege so schwer heimgesuchtes und nach den Segnungen des Friedens lechzendes Land übernehmen sollte. Mit richtigem Scharfblick erkannte Maria, daß das einzige Mittel, um diese Anschauung mit der Wurzel auszurotten, nur der Aufenthalt in dem Lande selbst sein könnte, und daß die Regierung Hanaus den Prinzen am besten in sein künftiges Amt einführen würde. Hein sprach nur Marias eigenste Anschauungen aus, wenn er schrieb:

„Viele Völker würden glücklich sein, wenn ihre Fürsten nach dem Beispiel reicher Privatleute, welche, um

ihre Erben auf eine umsichtige Verwaltung der ihnen dereinst zufallenden Güter vorzubereiten, ihnen einen Teil derselben überlassen, denselben Grundsatz hinsichtlich ihrer Länder und Unterthanen verfolgen würden, deren Regierung in den Händen eines schlecht unterrichteten und mit den Geschäften nicht vertrauten Nachfolgers so oft das Unglück der Staaten und den Fall der erlauchtesten Häuser herbeiführt.“

Man sah aber in der Aufhebung der Bestimmungen über Hanau noch eine zweite Gefahr voraus. Nur der gute Wille des Landgrafen oder seine Widerstandsfähigkeit gegen die Einflüsterungen der Katholiken bürgte dafür, daß er die für Hessen geltenden Religionsversicherungen auch auf das in dieselben nicht eingegriffene Hanau ausdehnen würde. Die von Kassel bislang vollständig getrennte Verwaltung der Grafschaft liefs ihm hier eigentlich gänzlich freie Hand. Wie aber die Katholiken Hanaus gesonnen waren, davon hatte man ja beim Tode Wilhelms VIII. genugsam deutlich redende Beispiele erhalten.

Alle Einzelheiten des um Hanau geführten Kampfes gehören nicht hierher, nur einige Züge müssen noch Erwähnung finden, um zu beweisen, wie wohl begründet alle Befürchtungen der protestantischen Partei gewesen sind.

Im Frühjahr 1762 war der Landgraf endgültig davon überzeugt, daß man seitens der garantierenden Mächte niemals die Hand bieten würde, um an den Bestimmungen der Assekurationsakte zu rütteln, und daß man ihn nur zwei Jahre lang hingehalten habe, um im Interesse der

Politik Zeit zu gewinnen. Er wandte sich nun mit einer Klage an Kaiser und Reich. Eine von Canngieser verfaßte Schrift, welche die Rechtmäßigkeit der Abtretung Hanaus bestritt, wurde beim Reichstag zu Regensburg eingereicht. Jetzt waren es die katholischen Mächte selbst, welche den vom Landgrafen damit eingeschlagenen Weg mißbilligten. Niemals, so sahen sie klar ein, würden bei einer Abstimmung über diese Sache auf dem Reichstage die Stimmen der protestantischen Reichsstände zu erlangen sein; außerdem sei es höchst bedenklich, daß der Landgraf bei dieser Gelegenheit noch einmal die Versicherung wiederholt habe, daß er sich an die hinsichtlich des Religionsstandes Hessens gegebenen Versprechungen noch immer für gebunden halte! Aus diesen Gründen versagten sie seiner Klage bei Kaiser und Reich ihre Unterstützung.

So blieben denn alle Versuche des Landgrafen erfolglos. Eine Erneuerung seiner Beschwerde beim Reichshofrat geriet in Verschleppung und Vergessenheit, sobald der Friede von Hubertusburg es auch den katholischen Mächten unerwünscht erscheinen liefs, einen neuen Streit mit den protestantischen Gegnern anzufangen. Vergeblich hat er sich 1769 und 70 noch einmal an Preußen, ja sogar an Rußland gewendet, um eine Aufhebung der verhafsten Bestimmungen zu erlangen. Der einzige Erfolg dieser Versuche des Landgrafen gegen die Assekurationsakte ist gewesen, daß sein Sohn Wilhelm sich mehr und mehr daran gewöhnte, in ihm den ärgsten Feind seiner Sicherheit und Zufriedenheit zu sehen. Selbst nach dem Tode

Marias, durch den anscheinend ein Hindernis zwischen Vater und Sohn fortgeräumt war, beantwortete Prinz Wilhelm ein versöhnliches Entgegenkommen seines Vaters mit einem nachdrücklichen Nein. Ja sogar noch 11 Jahre später, als bereits seine jüngeren Brüder sich an den Hof ihres Vaters begeben hatten, dachte er noch nicht anders, wie wir aus einem von ihm eigenhändig niedergeschriebenen Promemoria ersehen. Es heißt darin:

„Hätte ich vielleicht denen geschehenen Äußerungen folgen und mich selbst (zu einer Versöhnung) anbieten wollen, so wäre ich dermalen als ein getreuer Nachfolger zweier jüngerer Brüder ihrem gegenwärtigen oder annoch bevorstehenden Schicksal, lediglich von dem väterlichen Willen abzuhängen, schon unterworfen, und hätte eine der glücklichsten Lagen, wo ich selbst Herr bin, gegen ein ungewisses stürmisches Meer von undenklichem Verdruß vertauscht. Nie werde ich einen Schritt dieser Art thun, nie werde ich leichtfertig sogar im Angesicht desjenigen Volkes, welches ich dereinst regieren soll, so handeln.“

Auf die wiederholten Versuche, ihn zu einem Besuch seines Vaters zu bewegen, erklärte er dann: er würde kommen, wenn der Vater nach ihm verlange, jedoch nicht, um sich unbedingt dessen Gnade zu unterwerfen. Seine Bedingungen seien:

Hanaus Besitz müsse ihm garantiert werden, der Landgraf müsse versprechen, daß er keinen Versuch machen wolle, durch persönliches Zureden ihn über diesen Punkt umzustimmen.

Es müsse ihm jeden Augenblick freistehen nach Hannau zurückzukehren und er dürfe nicht unter nichtigen Vorwänden in der Nähe des Landgrafen festgehalten werden, wie man das mit seinen Brüdern gemacht habe.

Das erste Wiedersehen dürfe nicht in Gegenwart seiner Brüder stattfinden.

Erst 1783 hat dieses Wiedersehen in Kassel stattgefunden, und derjenige, der an der endgültigen Aussöhnung den größten Anteil gehabt hat, ist der jüngere Bruder Karl gewesen, dessen mildem und offenem Charakter dies Vermittelungswerk, wenn auch nach manchen Schwierigkeiten endlich gelungen ist. Eine härtere Strafe als diese fast dreißigjährige Trennung von seinen Söhnen hätte dem Landgrafen allerdings nicht dafür zuteil werden können, daß er den Einflüsterungen der Katholiken nachgebend, die Unantastbarkeit seines gegebenen Wortes mißachtet und wieder und wieder versucht hat, die Assekurationsakte umzustofsen, die er mit so heiligen Eiden beschworen hatte.

Achtes Kapitel.

Die Jahre des Siebenjährigen Krieges vom Tode des Landgrafen Wilhelm an. Inneres Leben.

Es ist nicht ohne tieferen Grund, daß eine Lebensbeschreibung Marias zeitweilig wenig von ihr selbst und viel von den ihr nahestehenden Freunden und Verwandten berichten muß, sodaß sie selbst anscheinend ganz in den Hintergrund tritt. Selbstlos und anspruchslos für ihr eigenes Wohlergehen, hat sie in anderen gelebt, und ihr Glück war davon abhängig, ob sie anderen solches zu geben vermochte. Daraufhin hatte das Schicksal sie erziehen wollen, und sie hatte seinen Mahnruf wohl verstanden. Je mehr die Blüten des Lebens sanken, je mehr es Winter wurde um sie her, um so bewußter gab sie sich dieser Aufgabe hin, für andere zu leben, für jeden einzelnen ihrer ständigen Umgebung, für jeden, der in ihren Wirkungskreis nur vorübergehend trat, vor allen für ihren Bylly, in dem sie das Glück aller derer zu hegen glaubte, die einstmals seine Unterthanen werden sollten. Schreibt sie doch selbst einmal:

„Es giebt kein Glück in der Welt, meine Seele, son-

dern nur etwas mehr oder etwas weniger Elend, und glaube mir, mein Engel, es hängt zum gröfseren Teile von uns selbst ab, die Last zu erleichtern, und das Mittel ist: Selbstbeherrschung und für uns selbst so wenig Ansprüche, wie möglich an diese Welt stellen. Die wenigen, die Du stellen magst, die lafs so sein, dafs Du sie vernünftigerweise und mit einem guten Gewissen haben kannst. Einen Wunsch denke ich in dem Herzen meines Bylly entdeckt zu haben, den zu erfüllen er einst mehr Macht haben wird als jetzt, nämlich den Wunsch, andere glücklich und zufrieden zu machen. Wenn darin Vernunft und Gerechtigkeit herrscht, so ist es ein lobenswerter Wunsch und einer, der Befriedigung gewähren mufs. Mögest Du Freude daran haben, mein Liebling, sowohl um Deinetwillen, als um aller derer willen, die einst von Dir abhängen werden.“

Nicht der geringste Segen, den die so edel gesonnene hohe Frau zu wirken vermochte, ist derjenige, den sie noch heute, wo sie mehr denn hundert Jahre im Grabe ruht, in die Herzen derer zu giefsen vermag, die ihr Leben betrachten und ihre Worte lesen, ein tröstliches Beispiel für das unsterbliche Fortwirken des Guten. In diesem Sinne aber schulden wir es ihr auch, dafs wir uns einmal abwenden von den grofsen allgemeinen Ereignissen, die ihr äufseres Schicksal bestimmten und uns in ihr stilles inneres Gemütsleben und seine reichen Schätze versenken. Ein freundliches Schicksal hat es ihr beschieden, dafs von einem bestimmten Zeitpunkte an ihr äufseres Leben sich mehr und mehr einebnete und es ihr ermöglichte mehr nach innen zu leben, so dafs unsere

Lebensschilderung mehr und mehr sich ihr allein zuwenden kann.

Von diesem Standpunkt aus würde auch sie es gutheißen, daß ihre Briefe in die Öffentlichkeit gelangen, von deren unvergänglichem Wert sie selbst keine Vorstellung hatte noch haben konnte, da wie sie fühlte, dachte und schrieb, ihr nur das naturgemäße für eine christliche Frau erschien, wenn sie auch einmal sagt: „Ich habe mit niemand gelebt, der nicht getauft war, aber ich kann wahrhaftig sagen, ich habe nur wenig Christen gekannt“, mithin also wufste, wie wenig dies naturgemäße zu finden sei. Dennoch sah sie es nicht einmal gern, daß Prinz Wilhelm ihre Briefe aufhob. Sie schrieb an ihn:

„Du sagst in Deinem Letzten, mein Liebling, daß Du meine alten Briefe durchgesehen hast, daß Du und Sévery, Ihr beide nicht gefunden habt, daß ich im Mai 60 so schlecht geschrieben hätte¹⁾. Ihr findet die Buchstaben viel größer, aber doch so, daß Ihr sie immer als meine Handschrift erkennen würdet. Nebenbei bemerkt, scheinst Du Dich zu freuen, daß Du all meine thörichten Briefe aufgehoben hast und schiltst mich über die aus, die ich, wie Du argwöhnst, verbrannt habe²⁾.

1) Damals war sie schwer krank gewesen, hatte aber, um es ihre Söhne nicht merken zu lassen, ihre Briefe so gut es ging auch noch vom Krankenlager aus fortgesetzt.

2) Es könnten dies nur Briefe aus den frühesten Kindheitsjahren des Prinzen Wilhelm gewesen sein, denn in den späteren Jahren zeigt die Sammlung keine bemerkbaren Lücken. Die Vermutung liegt nahe, daß Maria die Briefe, von denen sie hier redet, in

Ich habe keine Angst vor Dir, und versichere Dir, Herr Bylly, dafs, könnte ich die anderen erwischen, sie dasselbe Schicksal haben sollten, da ich fest überzeugt bin, das würde kein grofser Verlust für meinen lieben Jungen sein, denn ich glaube nicht, dafs er sie je wieder lesen wird. Allerdings sind sie es nicht wert, aufgehoben zu werden.“

Dafs der Kurfürst Wilhelm I. diese Briefe wiedergelesen habe, glauben wir allerdings auch nicht, denn ihre Lehren schien er vergessen zu haben. Dem Prinzen Wilhelm sind wir aber dankbar, dafs er sie so sorgfältig gesammelt und bewahrt hat.

Wenn wir nun an den Anfang von 1760 zurückkehren und an der Hand dieser Briefe uns ein Bild von den Stimmungen Marias zu machen suchen, mit denen sie die in dem vorigen Kapitel geschilderten Ereignisse begleitete, so finden wir allerdings eine tief melancholische, ja welt-schmerzliche Stimmung als Widerspiel des äufseren sie umgebenden Elendes.

„Wenngleich ich mich nach aufsen hin zusammennehme, bin ich innerlich so ungeduldig wie möglich, indem ich oft Qualen leide, wenn ich versuche Frohsinn zu zeigen. Aber Gott weifs es, nichts von Frohsinn ist in meinem Herzen. Das leidet Schmerzen, die nie gestillt werden können, und das Elend in Hanau, das auch noch dazukommt, kann sie nicht bessern.“

Wirklichkeit nicht verbrannt hatte, so dafs ihr Sohn sie nach ihrem Tode vorfand und der Sammlung einreihen konnte.

Körperliche Schmerzen, besonders Ohrenschmerzen, kamen zu den seelischen hinzu. Im Mai des Jahres war sie ernstlich krank und nicht nur den gröfseren, mühselig hingemalten Buchstaben, sondern auch der Kürze ihrer Briefe aus jener Zeit sieht man es an, dafs sie nur mit Aufgebot aller Willenskräfte imstande war, ihren Söhnen regelmäfsige Lebenszeichen zu geben. Infolge dieser mannigfaltigen Leiden alterte sie rasch. Humoristisch schreibt sie Ende des Jahres, als sie einen Besuch von ihrer unvermält gebliebenen Schwester Amalia empfangen hatte, der einzigen damals noch lebenden ihrer vier Schwestern:

„Meine Schwester ist gesund und scheint mir sich sehr wohl zu fühlen, und obgleich ich eigentlich dachte, sie sei zehn Jahre früher geboren als ich, finde ich, dafs das ein Irrtum von mir ist, und ich ein Dutzend Jahre älter bin als sie.“

Und Anfang des nächsten Jahres:

„Thatsächlich, liebster Bylly, ich bin erschrecklich verändert zu meinem Nachteil. Ich hoffe, wenn wir uns sehen, wirst Du mich beleben, denn ich bedarf dessen sehr, und wenn ich dächte, ich wäre ebenso langweilig für Dich, wie ich es für die meisten auf der Welt bin, sollte ich mich selbst hängen. Ich denke diesen Sommer zu erproben, welche Wirkung meine Jungen auf mich haben werden. Ich bin sicher, eine gute. Denn der Gedanke, Euch zu sehen, macht mich zwanzig Pfund leichter — so mufs ich erwarten eine Feder zu sein, wenn ich einige Tage mit Euch zusammen bin.“

Sie, die sonst gewohnt war, ganz früh aufzustehen und

dann ununterbrochen thätig zu bleiben, konnte jetzt manchmal nicht der Versuchung widerstehen, ein Nachmittagschläfchen zu thun. Als sie so einmal eine ganze Stunde geschlafen, schreibt sie:

„Ich schäme mich meiner Schlaffheit, habe aber keine andere Entschuldigung, als dafs meine Seele nicht so schwerfällig sein würde, wenn sie in einem besseren Futteral steckte, denn das Futteral ist augenblicklich nicht gut. Ich hoffe es diesen Sommer ein bißchen ausbessern zu können. Allerdings, mein Bylly, ich werde erschrecklich alt.“

„Lebensmüde und ruhebedürftig ¹⁾“ nennt sie sich, und es gab manche Stunde, wo die Kampfesmutige verzagte: „Je mehr man lebt, je weniger verlangt man nach dem Leben ²⁾“. Trübselig schaute sie das Leben an: „Der Prinz von Strelitz ist durchgekommen, er steht in hannöverschen Diensten. Nun seine Schwester Königin (von England) werden soll, rennt alles, um sich bei ihm lebenswürdig zu machen. Vorher nahm niemand Notiz von ihm. So geht's in der Welt, und so wird's gehen bis zum Ende, und ich bin dessen überdrüssig, denn niemand wird jemals seinem inneren Wert entsprechend, sondern nur nach seinem äufseren Schein behandelt werden.“

Aber diese Stunden der Schwäche waren nur vorübergehend, und immer wieder errang sie sich den Lebensmut

1) Tired of life and wishing for rest.

2) The more one lives the less one wishes for life.

und die Geduld auszuharren, denn ihr Inneres barg unerschöpfliche Quellen:

„Ich bin überzeugt, es giebt auf Erden keine vollkommenen Menschen, bin aber auch überzeugt, daß diejenigen, die nach Möglichkeit ihr bestes gethan haben und nur selten irrten — und wenn diese Irrtümer solche waren, die nicht absichtlich meinen Mitmenschen weh thaten, wenn ich dann Reue fühle und es vermeide, sie wieder zu begehen, daß Gott dann gnädig ist und mir vergeben wird und in der anderen Welt mich viel glücklicher machen wird, als man in dieser sein kann. Und der Himmel, den ich erhoffe und erwünsche, wird sicherlich darin bestehen, daß ich die glücklich sehe, die ich liebe, denn um selbst glücklich zu sein, muß ich mich an ihnen und mit ihnen freuen können. Treue Freundschaft halte ich für das einzige Himmlische hier auf Erden, alle anderen Freuden sind weltlich, denn sie kommen von Leidenschaften, die wir, obgleich sie hier nützlich sind, dennoch bemeistern müssen, oder sie werden uns sehr unempfänglich machen für die Freuden, die wir im Himmel erwarten können. Das kann man nicht sagen von treuer, edler Freundschaft, die sich auf Tugend gründet — der einzige Wunsch zweier aufrichtigen Freunde ist das Glück des andern, darum ist ihr einziger Wunsch bereits ein himmlischer, denn je vollkommener sie in der Tugend werden, um so stärker wird das Band ihrer Freundschaft. Das kann sich nicht ändern, und folglich, wenn wir nicht (im Tode) unsere persönliche Erinnerung verlieren, können wir nicht glücklich sein, wenn wir nicht mit ihnen zusammen

sind. Außerdem muß derjenige, der treuer Freundschaft fähig ist, dankbar sein, und wo können wir unsere Dankbarkeit mehr zeigen als vor dem Thron unseres Schöpfers, der es weiß, wieviel wir durch anderer guten Rat gefördert wurden und vermutlich auch wert gemacht wurden, vor ihm zu erscheinen.“

Ihr großer „irdischer“ Wunsch war die Wiedervereinigung mit ihren Söhnen, und wenn davon auch schon manches Wort berichtet ist, wird es doch niemand ermüden, noch eine jener anmutigen, von tiefer, sehnstüchtiger Liebe erfüllten Stellen aus ihren Briefen zu hören, in welcher dieser Wunsch sich ausspricht. Auch hier sieht man, wie der Gedanke an ihre Söhne sofort Heiterkeit in ihr Herz goß. Bald nach dem Ableben des Landgrafen Wilhelm schreibt sie:

„Küsse Deine Brüder von mir und sage Tat, daß wenn ich ihn einmal wiedersehe, ich daran denken will, ihm ein paar Ohrfeigen zu geben, da er das einmal durchaus will, aber daß ich mit seiner Erlaubnis ihn zuerst küssen muß, da ich zu glücklich sein werde in dem Augenblick, wo ich meine drei Jungen wiedersehe, um sie nicht gleich zu umarmen und nichts weiter im Kopfe zu haben in den ersten Augenblicken. Mein liebster kleiner Whip wird nicht vergessen werden, wenn ich meine Küsse austeile, sein liebes Gesichtchen und sein sanftes Gemüt wird mich ihn immer lieben lassen. Nun was bleibt für Dich übrig, so denkst Du? Wenn ich Euch alle geküßt habe, so überlasse ich es Deinem eigenen Gewissen, ob Du dann noch eine Ohrfeige verdienst oder

noch eine Umarmung. Ich fürchte, mein Liebling, Du wirst lange Zeit haben, um Dir das zu überlegen, ehe wir uns wiedersehen. Oh, was wollte ich drum geben, daß es schon morgen wäre, und was darum, daß es dann wäre, um uns nimmer zu trennen, bis ich sterbe! Oh, das würde köstlich sein, ist aber, wie ich fürchte, nicht wahrscheinlich, und darum will ich nichts mehr über den Gegenstand sagen, versichere Dir aber, daß, wo auch immer Ihr seid, mein lieber Bylly immer zuoberst in meinem Herzen ist.“

Treu ihrem Grundsatzte suchte sie nach solchen, die ihrer Hilfe bedürftig und würdig seien. Da boten sich ihr zunächst die Kinder des, wie schon erzählt, Juni 1760 verstorbenen Erziehers ihrer Söhne, des Majors von Köller. Sie benutzte diese Gelegenheit, um auch ihren Bylly ans Wohlthun zu gewöhnen und ihm den erzieherischen Segen zuzuwenden, der in der Verantwortlichkeit für andere liegt. Bezeichnend für sie ist es dabei, daß sie mit aller Energie dafür stimmte, daß der junge Köller geimpft werde; die Schutzpocken waren damals noch wenig verbreitet, und nur mutige Seelen wagten für sie einzutreten.

In der Zeit, wo sie selbst noch nicht einmal ganz von ihrer Krankheit genesen war, entschloß sie sich, einen kleinen Zögling anzunehmen, vermutlich die Tochter eines ihrer Angestellten. Mehr als sich aus den Briefstellen über diesen närrischen Vogel herauslesen läßt, mit dessen Erziehung sie sich belastete, sind wir nicht imstande anzugeben, lassen also die betreffenden Stellen ohne weiteres folgen:

„Ich habe hier ein junges Frauenzimmer, dem es nicht an Witz und Verstand fehlt, wenn sie nur einen vernünftigen Gebrauch davon machen wollte. Doch zieht sie es vor, Witz zu zeigen, indem sie oft mal à propos etwas Naives sagt, und was den Verstand betrifft, wenn sie ihn anwendet, so geschieht das nicht bei Dingen, die ihr jetzt oder einstmals von Nutzen sein können. Das Unglück des jungen Dinges ist, daß sie nicht versteht, sich selbst nützlich zu beschäftigen, weshalb sie sich zuhause nur blicken läßt, um zu schlafen und zu essen. Gestern hatte ich sie vor, hielt ihr eine lange Predigt; sie bekennt sich dann zu einem ihrer Narrenstreiche, denn ihre Unbeschäftigtheit hat sie zu vielen verleitet; sie verspricht auch, sich zu bessern. Ich habe ihr nun eine Beschäftigung gegeben, die sie zwingen wird, einige Stunden zuhause zu bleiben, da ich ihr einen Termin festgesetzt habe.“

Einen anderen Brief bricht sie mit den Worten ab:

„Meine Flora kommt, und Du weißt, daß von Schreiben keine Rede ist, wenn der närrische Zwickel (mad cap) hier ist, denn wir studieren Geographie, und es könnte mir leicht begegnen, daß ich Städtenamen niederschreibe statt dessen, was ich sagen will.“

Eine weitere Stelle, die auf diese Flora Bezug hat, lautet:

„Ich glaube, ich habe schon ein junges Frauenzimmer, das wir jetzt hier haben, erwähnt. Sie ist zu närrisch! Sie ist eine Tochter von Frau Verpop (?), die sie mir empfohlen hat. Sie bedarf wirklich eines Erziehers, denn sie ist sehr kindisch. Ich habe sie mir kommen lassen

müssen, um sie auszuschelten und habe ihr wirklich harte Dinge gesagt, aber sie scheint mir aus Eisen und für Schelte unempfindlich zu sein. Jedoch habe ich sie ein bißchen in Ordnung gebracht und trägt sie sich etwas besser. Ob sie sich ändern wird, weiß ich nicht, erwarte es aber nicht.“

Mitten in einem Briefe Marias findet sich gar, geschrieben von der ungeschicktesten Kinderhand in schlechtem Französisch:

„Ich bin eine Närrin. Ich heiße Flora. Ich mache so viel Lärm, daß Sie es gehört haben müssen, und wenn ich gute Augen hätte, hoffe ich, daß ich Sie über meine Sprünge hätte lachen sehen, was mir Vergnügen machen würde, da man mir sagt, daß Sie der Großonkel von Madame Mousselinchen der Ernsthaften sind. Ich liebe Mama sehr, ich möchte gern ihre Söhne sehen und Ihre Brüder küssen und kommen Sie nur alle zusammen, um eine kleine impertinente Person zu sehen, die Ihre Bekanntschaft zu machen wünscht.“

Darunter hat Maria geschrieben:

„Dieser närrische Zwickel hat mir meinen ganzen Brief verdorben, aber ich kann nicht böse sein, denn sie ist ein komisches Ding und ein gutes Kind.“

Was aus diesem Wesen geworden ist, das so keck den feierlich zeremoniellen Prinzen zu verspotten wagte und Maria so vertraulich Mama nannte, ergibt sich aus den Briefen nicht.

Es entsprach ganz Marias kräftiger Natur, daß sie selbst in den trübseligsten Zeiten bereit war, sich von den

Thorheiten eines solchen Wesens aufheitern zu lassen. Dafs sie selbst und absichtlich, wo sie konnte, die komischen Seiten des Lebens aufsuchte, um sich über dessen traurige zu trösten, davon finden sich sogar in den so überaus trüben ersten Monaten nach dem Tode ihres Schwiegervaters Beispiele. So schreibt sie einmal nach Kopenhagen:

„Dein Brief vom 29. (November 1760) giebt eine Aufzählung von einem höchst langweiligen Diner, das Du bei Hofe mitgemacht hast. Ein Gemisch von Geschöpfen, wie in Noahs Arche! Nichts erscheint mir abscheulicher als so etwas! Du sagst der Kronprinz und Prinz Fred waren mit bei Tafel. Arme Kinder, ich bedauere sie von ganzem Herzen! Was Prinzefs Charlotte mit ihrer schwarzen Perücke angeht, so glaube ich, befindet sie sich bei solchem offiziell-steifen Diner in ihrem Element. Ich habe wirklich grofse Achtung vor ihr, und glaube sie ist ein würdiges Wesen, aber sehr langweilig. Was die Prinzessin von Friesland angeht, so stelle ich sie mir als eine Auster vor. Eure drei Grofsmeister stelle ich mir ebenso lieblich vor wie einen dänischen Edelmann, den ich kürzlich kennen lernte. Was die ‚Geheimteräthe‘ ¹⁾ anbelangt, müssen sie zerstreut sein, da sie immer Dinge von der allerhöchsten Wichtigkeit im Kopf haben. Dann der Prinz von Bevern, der mufs nach allem, was ich von ihm gehört habe, kein grofser Genius sein und von einer täppischen Lebendigkeit. Der letzte Gentleman, benannt Bylly, bekommt jede Viertelstunde ein um eine halbe Elle län-

1) Deutsch im englischen Text.

geres Gesicht, seine Augen schwer, sein Mund ein bißchen offen, und er so von Langweile geplagt, daß er es kaum hört, wenn ihn jemand anredet, aber wenn er aus seinem Trübsinn aufgescheucht wird, fährt er zusammen und antwortet auf das, was er gerade im Kopf hat und nicht auf das, was er gefragt ist. Das ist das Bild, das ich mir von der Gesellschaft mache. Die Königin-Mutter sehe ich sehr aufrecht in ihrem Armstuhl sitzen und feierlich blicken — eine ganz andere Person, als sie in Hirschholm ist.“

An einer anderen Stelle läßt sie ihrer Spottsucht, von der man sie freilich nicht freisprechen kann, die aber doch immer harmlos bleibt, so lange sie an der Moral des Verspotteten keine Ausstellungen zu machen hat, noch freieren Lauf:

„Frage mal Sévery, ob er den alten F... und seine Frau kennt; wenn ja, dann soll er Dir sagen, was für Leute es sind. Sie speisten gestern bei mir und brachten eine Frau G... mit, eine Nichte des alten Mannes, ein armseliges Wesen, noch schwerhöriger als ich und immer übers ganze Gesicht lächelnd, um, wie ich vermute, zu zeigen, daß sie heiter von Gemüt ist, und wenn sie keine Idiotin ist, gleicht sie einer solchen so genau, wie ich es noch nicht gesehen habe. Um diese Gesellschaft zu unterhalten, war Klinckenström eingeladen, und meine Absicht war, mit ihm die Unterhaltung zu machen, aber Frau F., die eines der größten Genies ist, zog es vor, den Ton anzugeben. Ich hatte eine Unterhaltung begonnen über ein Buch, das uns alle entzückt. Aber Madame versicherte,

sie hätte es leider nicht gelesen, könnte mithin ihr Urteil nicht abgeben, was uns kurzerhand das Wort abschnitt und ihr die Gelegenheit gab, eine Menge unmöglicher Geschichten zu erzählen. Sie verfiel darauf, Französisch zu sprechen, was sie aber so lächerlich spricht, daß man seine Fassung nicht bewahren konnte. Um Dir einen Begriff davon zu geben, so wollte sie uns belehren, was Prinz Ferdinand und Broglio thun werden, und teilte uns mit, die Franzosen hätten geschickt: les plus grands canons de la plus forte équilibre. Sie hat eine Vorliebe für die é, auf die sie einen großen Accent legt, so daß statt eines é alles ééééé ist. Kurz mit all ihrem närrischen Wesen machte sie uns alle lachen, und Klinkenström konnte ebenso wenig seine Fassung bewahren wie wir. Gewiß würdest auch Du, mein Engel, Dich belustigt haben, wenn Du bei uns gewesen wärest, und würdest Dich gewundert haben, wenn sie ‚Kind‘ rief, womit sie ihren armen Gatten meinte, ein Mann von 84 Jahren, ein achtbarer und verehrungswürdiger Mann, an dem nur das wunderbar ist, daß er gegenüber dieser verschrobenen Frau blind ist, die nicht böseartig ist, aber die, um ihre Kenntnisse in helles Licht zu rücken, beständig lügt.“

Ganz harmlos zeigt sich aber Marias Kunst der Beobachtung und humoristischen Schilderung in einem Briefe, der den Zweck hatte, ihren an den Masern erkrankten Bylly gleichzeitig aufzuheitern und zu Geduld und Fügsamkeit zu ermahnen.

„Erlaube mir eine wahrheitsgetreue Schilderung davon zu geben, wie ich mir Eure Hoheit im Bett vorstelle. Ich

will, Dein Konterfei zeichnen, ist es ähnlich, wirst Du lachen, ist es nicht ähnlich, wirst Du nicht ungnädig sein. Alles, was Du sagen wirst, wird sein: wie kann Mama sich solche Dinge in den Kopf setzen! Sie hält mich wahrhaftig noch für ebenso kindisch wie damals, als ich die Windpocken hatte. Nun beginnt Dein Konterfei!

Nachdem Du gut geschlafen hast, erwachst Du und rufst in einem schläfrigen Tone nach Schwedmann. Hat er das Unglück nicht sofort auf den ersten Ruf zu kommen, so wird der Ton höher und dringlicher mit einer so schnellen Wiederholung seines Namens, daß er gar keine Zeit hat zu antworten. Kommt er nun, so empfängt er als Erwiderung seines Gutenmorgen Schelte, dann wird er gefragt, wo die lieben Tropfen sind und die gute Medizin vom Arzt. Wenn dies ausgezeichnete Heilmittel verschluckt ist, beginnst Du jämmerlich zu klagen und Dich im Bett herumzuwerfen, bis irgendein Mitleidiger hereinkommt und nach Deiner Gesundheit fragt. Du benutzt die günstige Gelegenheit und zählst all Deine Leiden auf, die kleinen werden übertrieben und viele ganz erfunden. Darauf, da Dein Appetit gut ist und nachdem der arme Whip, der Dir einen Besuch macht, eine schnippische Antwort bekommen hat, nimmst Du Dein Frühstück ein. Was Tat betrifft ¹⁾, so fragst Du nicht einmal, wie es ihm geht, aber sobald jemand sagt: er leide, versicherst Du, das sei gar nichts gegen das, was Du ausstehen müßtest.

Endlich kommt der glückliche Augenblick, wo der

1) Er lag gleichzeitig an den Masern.

Doktor erscheint. Dann wird der ganze Jammer noch einmal wiederholt, noch ehe er fragt, und wenn er Dir den Puls fühlt, versicherst Du, heftige Hitze und starkes Fieber zu haben. Der Arzt sagt: Nein, aber das befriedigt Dich nicht. Er und die ganze Gesellschaft müssen sich Deine Brust und Deine Arme hundertmal beschauen, um zu sehen, ob da nicht rote Flecken sind. Er findet keine. Dann beginnst Du wieder in Dein Bett zu husten, sagst, Du leidest schrecklich, und nachdem Du jedermann gelangweilt hast, fragst Du mit der ernsthaftesten Miene, ob Du nicht sehr geduldig seist. Ist jemand so unverschämt, die Wahrheit zu sagen, wirst Du ärgerlich, wenn sie aber Jesuiten spielen, so fühlst Du Dich zwar auch gekränkt, hältst es aber nicht für nötig, das zu zeigen.“

Geradezu verwirrend, wenn auch durch seine Laune ansteckend, wirkt aber der folgende Brief aus dem Dezember 1761.

„Ha ha ha ha ha ha ha ha ha! Oh ich bin ganz außer Atem. So etwas Komisches giebt es gar nicht! Ich muß meine Feder niederlegen und lachen: ha ha ha ha ha ha! Nun bin ich sicher, mein lieber Bylly ist neugierig, was es denn eigentlich ist. Aber ich habe Lust, ihn zu necken und bin noch nicht ganz darüber im Klaren, ob ich es sagen will oder kann, so daß ich klug wäre und Dir eine Art Grund für diese große Ausgelassenheit angeben könnte. Ich muß mich unterbrechen: ha ha ha ha! Ich will versuchen an etwas anderes zu denken; wohlan denn! Ich werde meine Willenskraft erproben — was soll ich thun, da ist es wieder und schlimmer denn je! Ha ha ha

ha ha ha! Nein das ist nicht auszuhalten, meine Seite schmerzt mir, mein Kopf droht zu springen, und doch ich mufs, ob ich will oder nicht: ha ha ha ha ha! Nun kommen sie alle in mein Zimmer, solchen Lärm mache ich, dafs sie denken ich bin von Sinnen und der eine betrachtet mich aus vorsichtiger Entfernung, während der andere mich fragt, was denn los ist, aber meine ganze Antwort besteht in ha ha ha, was bewirkt, dafs sie alle ihre Augen aufreißen und mich anstarren, aber vergeblich! Da kommt Fein, öffnet leise die Thür und fragt mich, ob ich gerufen habe. Ich schüttele meinen Kopf und sage: ha ha ha! Sie hat die Unverschämtheit ihren leeren Kopf zu schütteln und sieht reizend überrascht aus. Oh — fort ist sie — und ich bin froh, denn je ernster sie war, um so mehr lachte ich. Oh je, wen haben wir da? Wahrhaftig, die närrische Fein hat die Guitzin geholt, die ein ebenso dummes Gesicht wie die andere macht und nicht weifs, ob sie weinen oder lachen soll. Denn sie giebt mir mit vieler Höflichkeit zu verstehen, dafs sie nicht weifs, ob ich nicht übergeschnappt bin. So, wen haben wir denn da? Steinchen ¹⁾. Was los ist, fragt sie und macht ein ganz erstauntes Gesicht, in der Eile hat sie ihre Laute mitgebracht, die Sévery geschickt hat. Da sie hier ist, will ich sie necken, und sie soll singen. Ich habe ihr so gut wie ich vor Lachen konnte, verständlich gemacht, dafs ich ihre schöne Stimme hören will: sie schüttelt mit dem Kopfe und lacht. Oh, sage ich, lachen

1) Die Hofdame Fräulein von Löwenstein.

Sie, wenn Sie wollen, aber nicht ehe Sie gesungen haben. Ihre Antwort ist ,ich kann nicht‘ ¹⁾. Ich sage ,Bitte‘ ¹⁾, und so ist dieses interessante Zwiegespräch eine Viertelstunde fortgegangen, jedoch nun beginnt sie. Hem Hem, so, so, und nun kommt's: Tire lire lire tire tire lire lire — so geht die Melodie und ich habe in unser beider Namen versprochen, dafs wenn wir uns wieder treffen, wir beide, Du und ich, ein Menuet nach ihrem Tire lire tanzen wollen. Sie hat die Unverschämtheit, mir verstehen zu geben, dafs ich meine Sache sehr schlecht machen werde, wofür ich ihr, wenn ich grofs genug wäre, eine Ohrfeige verabreichen würde. Ich dachte Heimchen ²⁾ würde kommen — so, da ist sie und sehr neugierig, warum ich lachte und warum ich eben zu Steinchen sagte, sie solle ihren Mund halten. Ich sage ihr, dafs Steinchen mich beleidigt hat und nicht glauben wollte, dafs ich tanzen könnte, und um es ihr zu beweisen, mufs Heimchen, ob sie nun will oder nicht, in ihren Morgenschuhen tanzen. Sie widerspricht, aber ich bin die Stärkere und zwingen sie dazu. Nun habe ich sie und will nun meine Feder hinlegen, um mein Talent zu zeigen. — Hier bin ich wieder und hab's wunderschön gemacht, ich bin nur zweimal hingefallen, und meine coupées waren ein bißchen niedrig, und gerade als ich mich auf die Erde gesetzt hatte, kommt Verschür herein ganz erstaunt, Steinchen so schreien zu hören, denn das mufs sie, da ich gerade taub

1) Deutsch im englischen Text.

2) Fräulein von Mühlenheim.

bin. Heimchen liegt auch auf der Erde, unfähig vor Lachen aufzustehen und ich daneben, die Arme ausgebreitet in der Hoffnung sanft und mit Grazie aufstehen zu können, bittend sie möchten nur fortfahren und nicht aufhören. Verschür, der nicht begreift, was diese neue Scene solle, möchte mir höflich aufhelfen, aber ich lehne es ab und mache ihm Zeichen, daß er Heimchen helfen soll, die dann wieder zu sich kommt und den Tanz fortsetzt, während Steinchen Tireliert und ich, nachdem ich auf allen Vieren aufgekrochen bin, komme hierher, um Dir diese feine Erzählung zu senden und Dir zu sagen, daß Deine Übersetzung sehr gut ist und daß ich Dir viel schöne Dinge zu sagen habe, aber nicht mehr kann vor Lachen hihihi — küsse Deine Brüder hihihi.“

Man kann diesem Briefe gegenüber nur dasselbe thun, was diejenigen thaten, die über die plötzliche Heiterkeit ihrer Herrin im höchsten Grade erstaunt waren, um sich dann von derselben anstecken zu lassen. Wir entnehmen aber aus demselben, was wir noch öfter von nun ab sehen werden, daß jener bittere Weltschmerz, der eine Zeit lang Maria beherrscht hatte, mehr und mehr einem heiteren Tone Platz machte. Waren die Ereignisse des Lebens, wenn man sie so anschaute wie Maria, es doch auch wirklich nicht wert, den Kopf über sie hängen zu lassen. Ein frisches Eingreifen war ihr ebenso gemäß wie eine stille Ergebenheit, je nachdem eins oder das andere am Platze war. Und über allem, was das Leben wirklich Kummervolles brachte, als Tröster aller der Schmerzen,

von denen sie einst geschrieben hatte, daß sie ihr bis ans Grab folgen würden, schwebte mild versöhnend ihr Glaube an ein besseres Jenseits, ein geläutertes Weiterleben und ein Wiedersehen mit allen Lieben.

Das Jahr, an dessen Schluß jener überlustige Brief geschrieben ist, hatte ihr neben manchen anderen, eine hellere Zukunft verheißenden Fügungen auch die eine große Freude gebracht, über die hinaus es nichts für sie gab: es schien in dem Wesen ihres Bylly wirklich eine Besserung einzutreten, und konnte seine Entwicklung auch durchaus noch nicht abgeschlossen sein, so nahm sie doch fortan eine Richtung, die mit Marias Wünschen übereinstimmte. Sie schrieb auf ihres Sohnes Neujahrsbrief:

„Mein lieber Bylly vermag seine Leidenschaftlichkeit zu bemeistern! . . . Wirklich, mein liebstes Leben, Du hast mir damit mehr Gutes gethan, als ich ausdrücken kann, und Dein Brief trieb mir die Thränen in die Augen, nicht die bitteren Thränen, wie ich sie in der letzten Zeit so oft vergießen mußte, — es waren Thränen der Freude, und ich habe auf meinen Knieen Gott dem Allmächtigen dafür gedankt.“

Solche Erlebnisse machten ihr alles andere leicht und gaben ihr neue Freude an all den reichen Hilfsquellen, die ihrem Geiste offen standen.

Unter diesen ist neben dem besprochenen Interesse für die Verhältnisse ihrer Umgebung ihr Interesse für die Litteratur, besonders die historische, zu nennen, mit jenem verwandt, da es auch dem Menschen gilt. Lektüre hatte sie ja stets geschätzt und in einem Briefe aus 1759 ihre

Vorteile ausführlich erörtert, als die sie bezeichnet: erstens sei es die beste Art sich zu bilden, dann sich zu bessern und endlich in der Jugend schlechte Gesellschaft zu vermeiden, im Alter aber niemand lästig zu fallen. Damals hatte sie mit einem Seitenblick auf den alten Landgrafen hinzugefügt: „Ich würde nicht so viel über diesen Gegenstand sagen, wenn ich nicht täglich sähe, wie entsetzlich es ist, wenn man sich und alle die, die mit Einem zu thun haben, langweilt — und das ist immer die Frucht einer leeren und schlecht angewandten Jugend.“

Sobald sie nach dem Tode des alten Landgrafen Herrin ihrer Zeit geworden war, begann sie eine noch weit ausgedehntere und planvollere Lektüre wie bisher. Während sie Handarbeiten machte, lasen ihr ihre Damen vor, Heimchen „Le journal de Henry III.“ Steinchen „Les hommes illustres“, vielleicht eine Übersetzung des Plutarch. Das waren ihre „öffentlichen“ Bücher. Für sich las sie besonders französische und englische Geschichte, machte sich sorgfältige Auszüge daraus und suchte zu einem Urteil zu kommen. Humes englische Geschichte, die ihm wegen seiner Unparteilichkeit so viele Feinde zuzog, war ihr aus eben dem Grunde besonders lieb, und darum auch liebte sie Vassors Geschichte Ludwig XIII., über die wir ihr Urteil schon anführten ¹⁾. Aber auch alte Geschichte, die sie so hoch schätzte, wurde wieder hervorgesucht, und hier ging sie mit Vorliebe bis an die Quellen. Livius und Plutarch, Ciceros Briefe wurden gelesen, Thukydides, der

1) S. 232.

Liebling ihrer Kindheit, wieder hervorgesucht und Perikles besonders als „lieber alter Bekannter“ begrüßt. Von der schönen Litteratur nennt sie einiges, voran natürlich den damals so viel gelesenen Richardson, dessen Lebensphilosophie sie oft in ihren Briefen an Bylly erörtert, da dieser und seine Brüder ihn auch lasen und selbstverständlich anschwärmten. Während aber Prinz Carl „Grandison-närrisch“ war, schreibt sie, daß ihr diese Romanfigur höchst zuwider sei. Lovelace und Clarissa veranlassen sie zu folgender Bemerkung:

„Nach meiner Meinung sollte ein Kind nie etwas Wichtiges unternehmen, ohne seine Eltern zu fragen und ihrem Rat zu folgen, soweit als Religion und Vernunft das zulassen, indem es seine eigenen Phantasieen ihren Meinungen unterordnet, wenn dieselben vernünftig sind — aber ich kann mir niemals denken, daß Eltern das Recht haben im Interesse ihrer Launen ihr Kind unglücklich zu machen, noch können sie gerechterweise ein Kind gegen seinen Willen zu einer Heirat zwingen.“

Wenn Lesen oder Lesenhören einen großen Teil des Tages ausfüllten, anderseits die Beratungen mit Hein mehrere Stunden in Anspruch nahmen und endlich ihre ausgedehnte Privatkorrespondenz noch erledigt werden mußte, so blieb nicht allzu viel Zeit für anderes übrig. Sie betrachtete aber auch alles Übrige als etwas nicht durchaus Notwendiges, und selbst die Bewegung in der freien Luft, so unerläßlich sie gerade zur Erhaltung ihrer Gesundheit war, behandelte sie mehr als eine unangenehme Pflicht, die sie vom Besseren abhielt. Sich dieselbe zu verannehm-

lichen, war sie, wie wir gesehen haben, auf den Gedanken gekommen, Reiten zu lernen, wenigstens kann man nach ihren Worten nicht anders schliessen, als dafs sie bis dahin noch keinen Unterricht in dieser ritterlichen Kunst genossen hatte. Über ihre Befähigung dazu hat sie selbst viel gespottet. „Ich sitze wie eine gute alte Frau mit einem krummen Rücken“, „man sagt mir, dafs ich jeden Tag schlechter reite.“ Aber sie setzte es fort, denn das Fahren im Wagen war ihr ein Greuel, und vom Reiten empfand sie immer eine gute Wirkung. Heimchen mußte auch reiten lernen und wurde ihre ständige Begleiterin. Viel Freude hatte sie, als sie im Herbst 1761 einen mehrwöchentlichen Aufenthalt auf dem ihrem Vater gehörigen Jagdschlosse Göhrde nahm und den etwas verwilderten Forst zu Pferde durchstreifte. Launig schildert sie:

„Der königliche Groom belustigt sich damit, wenn er voranreitet, hundertmal hintereinander „Tayo Tayo“ zu schreien. Er bildet sich ein, dafs die Hirsche auf diesen Ruf herankommen, und wenn er einen sieht, ist er ganz närrisch vor Freude und macht mich darauf aufmerksam. Ich, als höfliche Frau und da ich die Tiere ausserdem wirklich gern sehe, bewundere sie und danke ihm und er prustet und schnaubt, als wenn er ganz aufser Atem sei.“

Hier aus Göhrde stammt auch folgender Brief:

„Ich will Dir nun eine Beschreibung meines kleinen Hofstaates geben — sie wünschen alle, dafs Du sie nicht vergessen mögest:

Hofmeisterin Löwenstein hat nicht getanzt seit sie Kolding verlassen hat und ist sehr faul geworden. Sie

geht kaum aus dem Hause, aber das hindert sie nicht, einen sehr guten Appetit zu haben und bei jedem Nachtsisch sich mit der Mühlenheim zu zanken, wenn sie die Mandeln und Rosinen nicht richtig abzählt und ihr kein Vielliebchen giebt. Sie hält sich für sehr reich besonders in China-Porzellan, und wenn sie einem die Liste davon aufzählt, rechnet sie immer alle Stücke, die sie fortgeschenkt hat, noch zu ihrem Eigentum. Die Mühlenheim macht Handarbeiten und Thee, und hat manchmal Unglück mit dem Deckel von der Theekanne, vor dem sie Angst hat und der sie und ihre Nachbarn bespritzt. Verschür beaufsichtigt das Feuer, aber es fehlt ihm jemand, den er dafür schelten kann, daß er sich vor den Kamin stellt.“

Ein andermal heist es:

„Steinchen schneidet sich manchmal zu ihrem eigenen Vergnügen beim Essen in die Finger, dann schilt Heimchen sie aus, hat aber damit so wenig Erfolg, wie mit ihren Bemühungen, sie vom Essen von Rosinen und Mandel-Vielliebchen zu kurieren.“

Man hört aus dem Ton dieser letzten Stellen bereits die glücklichere und zufriedенere Stimmung heraus, die Maria in ihren letzten Lebensjahren beschieden sein sollte, deren Schilderung wir nunmehr in unserem Schlußkapitel geben wollen.

Neuntes Kapitel.

Die Jahre des Friedens in Hanau. Marias Tod.

Am 3. November 1762 waren die Friedenspräliminarien zu Fontainebleau zwischen England und Frankreich unterzeichnet worden, infolge deren Bestimmungen die französischen Truppen aus den deutschen Landen zurückgezogen werden sollten.

Am 28. Dezember desselben Jahres las man in den Zeitungen folgende aus Hanau datierte Notiz:

„Heute war der für uns so merkwürdige Tag, wo wir die ersten Früchte des zwischen Grossbritannien und Frankreich abgeschlossenen Friedens sammelten. Die französischen Truppen, welche unsere Stadt seit dem 31. Juli 1757 besetzt hatten, zogen diesen Morgen sämtlich von hier aus. Auch traten anheute Herr Brigadier de Bousquet, unser gewesener Kommandant dero Reise nach Frankreich an. Dieser verdienstvolle Greis wird wegen der jederzeit beobachteten rühmlichen Manneszucht bei denen hiesigen Einwohnern in einem unvergessenen Andenken bleiben.

Nach dem Abmarsche des Regimentes Bourbonnais hatten wir das Vergnügen, zwei Bataillone der löblich Churfürstlich-Hannöverschen Regimenten Schulenburg und Ott mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel einrücken zu sehen und die Schönheit ihrer Mannschaften zu bewundern. Sie stehen unter dem Befehl des Generalmajors von Ahlefeld.“

Das waren die Truppen, die auf Marias und des Königs von Dänemark Bitte der König von England nach Hanau legte, um jedem Versuch des Landgrafen Friedrich II., die Grafschaft mit Gewalt in seinen Besitz zu bringen, vorzubeugen.

Sehnsüchtig hatte Maria der Nachricht von diesen Vorgängen geharrt und alles bereits zur Abreise aus Celle gerüstet. Am ersten Tage des neuen Jahres brach sie denn auch wirklich auf und gelangte nach einer neuntägigen Reise in Schloß Philippsruhe bei Hanau an. War die Fahrt im tiefsten Winter auch höchst beschwerlich und anstrengend gewesen, alles war ausgeglichen worden durch den Empfang, den ihr die Hanauer überall im Lande bereiteten. Schon im vergangenen Dezember hatten die Gemeinden, durch welche ihr Weg sie führen mußte, angefragt, ob sie ihr einen offiziellen Empfang bereiten dürften, und wenn Maria auch in Rücksicht auf den Ernst der Zeiten sich allen Festjubiläum verboten hatte, so konnte sie doch nicht verhindern, daß von allen Seiten die Bevölkerung herandrängte, sie willkommen zu heißen, und tiefgerührt von den Empfindungen, die ihr entgegengebracht wurden, legte sie in ihrem und ihres Sohnes Namen das

stille Gelübde ab, das ihnen anvertraute Land glücklich zu machen und von den Leiden des Krieges zu heilen.

Eine glückselige Stimmung bemächtigte sich der vielgeprüften Frau, die nun endlich das Gefühl hatte, in dem langersehnten Hafen angelangt zu sein. Das Glück ihrer Kinder erschien nun als gesichert, ein Arbeitsfeld lag vor ihr, wie sie es sich und ihrem Sohne immer gewünscht hatte. Alles erschien ihr im rosigsten Licht, das Land weniger mitgenommen vom Kriege, als sie erwartet hatte, das Schloß größer und wohnlicher, als sie es sich in der Erinnerung vorgestellt. Und was hier noch alles zu thun, zu ändern und herzurichten war, geschah ja, um ihrem geliebten Bylly das Heim zu bereiten, in das er nach nicht allzu langer Zeit mit seiner jungen Frau einziehen sollte.

Sobald die Pferde sich von den Anstrengungen der Reise ausgeruht hatten, fuhr sie nach Hanau hinein, um der hier noch lebenden letzten Gräfin von Hanau, einer hochbetägten Dame, einen Besuch abzustatten. Launig berichtet sie darüber an ihren Sohn:

„Heute Abend habe ich die Prinzessin besucht. Sie ist eine gute alte Frau und sie würde mir noch besser gefallen haben, wenn sie fähig gewesen wäre, etwas zu reden. Aber die arme Frau hat so viele Hofmeister und Hofmeisterinnen, die an ihrer Stelle die Honneurs machen, daß sie selbst kaum ein Wort anzubringen vermochte. Was diesen Besuch sehr komisch machte, war der Umstand, daß die Damen alle in Maskenanzügen waren. Heute Abend ist nämlich der erste Maskenball, den man

in den letzten hundert Jahren hier gesehen hat; die Gar-
nison giebt ihn. Die arme alte Frau hatte nun ihre Damen
im Kostüm sehen wollen, und ich und meine Staatsvisite
kamen mal à propos, wurden aber von all den Damen
entsprechend meiner Würde empfangen — sie alle auf
dem Hof im hellen Tageslicht in Dominos, was sehr
lächerlich war, aber dem Kickel-Kackel ¹⁾ aufhalf, denn
von wirklicher Unterhaltung war natürlich keine Rede.“

Der gleiche harmlose Ton klingt auch durch den fol-
genden ergötzlichen Bericht:

„Die Landgräfin von Homburg schickte mir einen
Herrn, um mich zu meiner glücklichen Ankunft beglück-
wünschen zu lassen. Er ist der Gouverneur ihres Sohnes,
aus einer schottischen Familie stammend, St. Clair mit
Namen, und bemüht, les manières françaises hervorzu-
kehren. Er ist ein kleiner Mann, aber ebenso breit wie
lang. Er hatte eine feierliche Audienz bei mir, und nach
Anhörung einer Menge Worte, die keinen Sinn bargen,
antwortete ich einige wenige, die ebenso wenig bedeuteten.
Dann sagte er: ich schiene ihn wohl vergessen zu haben?
Ich starrte dem Mann ins Gesicht und da ich nicht sagen
konnte, daß ich mich seiner entsänne, fragte ich ihn, wo
ich ihn gesehen hätte. Da sagte er mit seinem lebens-
würdigsten Gesichte, es sei vor zweiundzwanzig Jahren ge-
wesen, wo er mich in Oranienstein gesehen habe, was,
wie es mir schien, er für Grund genug hielt, daß wir auf
einem intimen Fuß stehen müßten, weshalb er den Lie-

1) Deutsch im englischen Text.

benswürdigen bei Tische spielte, daß ich ihm beinahe ins Gesicht gelacht hätte. Jedoch war ich glücklicherweise ein artiges Kind und bewahrte meine Haltung.“

Während Stadt und Garnison sich gleichsam für die Leiden des Krieges dadurch zu entschädigen suchten, daß sich alles in einen rauschenden Strom von Bällen und Geselligkeiten stürzte, ging Maria in stillem Ernste daran, die Regierung in die Hand zu nehmen und verbrachte manche Stunde in gemeinsamer Arbeit mit ihren Räten in ihrem Zimmer zu Philippsruhe.

Da traf sie Anfang Februar ein neuer harter Schlag, als wenn das Schicksal ihr noch nicht völlig Ruhe und Frieden gönnen wolle. Der treue Freund und unersetzliche Ratgeber Hein, der sich schon lange angegriffen gefühlt hatte, starb nach kurzem Krankenlager. Zu dem aufrichtigen Kummer, in den Maria durch diesen Verlust versetzt wurde, kam nun noch die Notwendigkeit für sie, sich in noch größerer Ausdehnung um die Regierungsgeschäfte zu kümmern, denn keiner der trefflichen Männer, die sich fortan in Heins Arbeiten teilten, war derartig in ihre Absichten eingeweiht, daß sie ihm ihre Angelegenheiten so völlig anvertrauen konnte, wie dies bei Hein möglich gewesen war.

Anfang März (am 6. oder 11.) erfolgte ihr feierlicher Einzug in Hanau, über dessen Programm sie am 5. an ihren Sohn Folgendes berichtet: „Die reichen Kaufleute hier haben Pferde und Wagen gekauft, ohne mir etwas zu sagen, um mich hier damit abzuholen zu einer Fahrt durch die Stadt, und dann werden alle Bürger unter

Waffen sein, um so ein liebliches Wesen, wie ich bin ¹⁾, zu empfangen. Ich fahre zum Schloß, und dann wird die ganze Garnison vor mir Revue passieren. Dann kehre ich nachhause zurück, indem es dann für die Leute Zeit zum Essen sein wird und sie natürlich ihr Essen einem so wenig schönen Anblick (wie ich ihn biete) vorziehen werden ²⁾. Am Abend kehre ich zur Stadt zurück, wenn es dunkel ist, denn ich soll die Illumination ansehen, und dann gebe ich traurige Gestalt ³⁾ ein Souper, das hoffentlich nicht lange dauert, denn ich bin desselben schon jetzt recht müde und wünsche, ich könnte gleich gute Nacht sagen und nachhause in mein liebes Zimmer gehen.“

Am 20. März aber waren alle großen und kleinen Leiden vergessen, denn es hatte sich entschieden, daß Prinz Wilhelm von Holland aus nicht nach England gehen, sondern geradenwegs mit seinem Bruder Karl und Herrn von Keyserlingk nach Hanau reisen sollte, während Prinz Friedrich unter Séverys Obhut in Kopenhagen Haus hielt.

Wenige Wochen später trafen denn die beiden Prinzen in Hanau ein und verblieben bis zum November im Lande. Maria benutzte diese Monate dazu, um den Prinzen Wilhelm eingehend mit den Verhältnissen der Grafschaft bekannt zu machen, deren selbständige Regierung er im nächsten Jahre übernehmen sollte. Sie sorgte auch dafür, daß er mit den vornehmen Familien des Landes auf klei-

1) So a sweet creature as me.

2) They will prefer their stomachs to such an ugly rasy show.

3) Then I, rasy show, give a great supper.

neren Rundreisen bekannt wurde und persönliche Beziehungen zu ihnen knüpfte.

Aber auch diese Zeit, so glücklich sie war, sollte nicht ganz frei von schweren Erfahrungen und trüben Zwischenfällen bleiben. Der erste war ganz unerwartet: Keyserlingk wurde am 25. April plötzlich vom Schlage gerührt, nachdem er eben noch wohl und heiter mit Maria und ihren Söhnen zu Tafel gesessen. Im Einverständnis mit den Vormündern ist ein neuer Gouverneur nicht wieder ernannt worden. Im folgenden Monat kehrte Marias Abgesandter, Herr von der Malsburg, der in England einen Kriegsschadenersatz für Hanau nachsuchen sollte, unverrichteter Sache zurück. Sehr aussichtsvoll war seine Sendung freilich von Anfang an nicht gewesen; man hatte aber das Mögliche nicht unversucht lassen wollen, sich doch noch mit Hoffnungen getragen und sah nun mit Schmerzen die Abtrennung Hanaus von Hessen den ersten Nachteil bringen. Denn Landgraf Friedrich II. erhielt, unter Berufung auf sein Bündnis mit England wenn auch nicht die verlangten 200 000 £ so doch 150 000 £, und Maria konnte den freundschaftlichen Rat, sich doch den auf Hanau entfallenden Anteil vom Landgrafen auszahlen zu lassen, kaum für etwas anderes als Spott ansehen.

Gewifs nicht ohne Zusammenhang mit diesen Ereignissen und den an anderer Stelle bereits geschilderten schweren Befürchtungen, die man hinsichtlich der Absichten des Landgrafen hegte, stand es, daß Maria ernstlicher als je bisher erkrankte. Zunächst ward sie von einem

Fieber befallen, unter dem, wie uns berichtet wird, die Hanauer Einwohner bis zu der 1767 begonnenen Schleifung der Wälle und damit verbundenen Zuschüttung der Gräben vielfach zu leiden hatten und dem nach Marias Angabe einmal ihr ganzer Hofstaat, sogar die Pferde verfielen. Dann aber kündeten schwere innere Schmerzen die bedenkliche Steigerung eines alten organischen Leidens an, über dessen Natur wir nicht näher unterrichtet sind. Eigensinnig bestand Maria, die wie sämtliche Frauen ihrer Familie eine ungemeine Abneigung gegen Ärzte und Medikamente hatte, darauf, sich mit ihren eigenen Mitteln: Ruhe und Fasten zu heilen. Erst als diese sich als durchaus unzulänglich erwiesen und ihr Zustand immer bedenklicher wurde, gab sie den inständigen Bitten ihres Sohnes nach, den Leibmedikus Socin, einen in Hanau damals sehr hoch geschätzten Arzt, zu Rate zu ziehen. Ihm und ihrer zähen Natur verdankte sie denn auch nach langen Wochen ihre Herstellung.

Die Lichtseite des Lebens während dieser Monate waren aber die eingehenden Besprechungen, welche die bevorstehende Vermählung des Prinzen Wilhelm fand. Die Verabredung der Ehe des Prinzen mit der zweiten Tochter des Königs von Dänemark und die öffentliche Verkündigung des Verlöbnisses hat bisher nur vorbeigehend Erwähnung gefunden und ist es nunmehr am Platze, im Zusammenhange zu zeigen, wie sich Maria in dieser ganzen Angelegenheit gestellt hat. Es geschieht dies am lebendigsten durch eine Aneinanderreihung aller derjenigen Stellen der Briefe Marias, in welchen sie der zukünftigen

Schwiegertochter Erwähnung thut. Die Sorge für die politische Seite der Verbindung hat sie anderen überlassen und sich nur bemüht, etwas für das Herzensglück ihres Sohnes und dessen zukünftiger Gattin, die ja ihrer Schwester Kind war, zu thun. Und das war wohl auch im höchsten Grade notwendig; die beiden jungen Leute waren bei der Verlobung eben fünfzehn und neunzehn Jahre geworden, die Vermählung aber war anfänglich schon für das folgende Jahr in Aussicht genommen und wurde nur wegen der langsamen körperlichen Entwicklung der Braut noch um ein Jahr verschoben. Welche schweren und, wie die spätere Zeit gezeigt hat, wie berechtigte Sorgen mußte sich da Maria machen, die in ihrer eigenen Ehe, ja in dem Familienleben ihrer ganzen Umgebung so bittere Erfahrungen gesammelt hatte. Der Wunsch, einem ähnlichen Unglück vorzubauen, ihren Kindern ein Glück zu sichern, dessen sie selbst ebenso fähig wie unteilhaftig war, hat ihr manches von Herzen kommende Wort in die Feder fließen lassen, ihr eigenes Schicksal sie aber von Anfang an, man möchte geradezu sagen auf Seite der Schwiegertochter gegen den Sohn gestellt: sie hatte eben das Gefühl, als gelte es in der Ehe jedesmal die zartere Frau gegen den rauheren und rücksichtslosen Gatten zu schützen und zu verteidigen. Gewissenhaft hat sie auch gesucht, sich darüber klar zu werden, welche Stellung ihr in dem Herzen ihres Sohnes neben der jungen Schwiegertochter gebühre, und wie die alten Pflichten und Beziehungen gegen die neuen abzugrenzen und abzuwägen seien.

Einleitend mag ferner noch erwähnt sein, daß der

Prinz mit seinem achtzehnten Jahre in ein Alter gekommen zu sein glaubte, in dem er die Frauen im allgemeinen geringschätzig ansehen dürfe, wahrscheinlich weil sie nicht Soldaten werden können — die einzige Beschäftigung, die ihm in dieser Zeit, wie wir schon gesehen haben, eines Menschen würdig erschien. Wie er es angestellt hat, seiner Mutter von dieser seiner tiefsinnigen Anschauung Kunde zu geben, wissen wir leider nicht, da seine Briefe nicht erhalten sind. Doch machen Marias Antworten dieselben entbehrlich. In der ersten geht sie ernsthaft auf seine Meinung ein und bekennt, daß sie sich vor der Überlegenheit der Männer beuge, die in umfassenden und gediegenen Kenntnissen bestehe. Bylly scheine aber nicht sehr darauf aus zu sein, sich diese Überlegenheit anzueignen, und so lange das nicht geschehen sei, dürfe er nicht mitreden. Da der Prinz dennoch das Thema nicht verließ und nur von der Schar der gering geachteten Frauen seine Mutter auszunehmen die Güte hatte, hielt sie ihn nur noch eines Scherzes für würdig, indem sie ihm eingestand, „daß allerdings auch nach ihrer Meinung der Männerhut von ausgezeichneter Einwirkung auf die kräftige Entwicklung des Gehirnes sei.“

Man geht nicht fehl, wenn man aus den weiberfeindlichen Äußerungen des Prinzen den leisen Ärger heraus hört, mit dem er seine Würde gegen die Einwirkung, die der tägliche Anblick seiner Zukünftigen auf ihn übte, zu verteidigen suchte. Nicht lange nach jenen allgemeinen Erörterungen fing er an, sich den besonderen Verhältnissen vorsichtig zu nähern, indem er seiner Mutter seine

Meinung über die Ehe auseinandersetzte. Sie antwortete ihm darauf Folgendes:

„Was Deine Behauptung betrifft, daß der Mann der Herr und Meister sein muß, so hoffe ich, mein Engel, daß diese Anschauungen nicht in Deinem Kopf sein werden, wenn Du verheiratet bist. Denn ich bin überzeugt, wenn man liebt, hat man keinen anderen Wunsch als zu gefallen, und Du bist zu klug, um nicht zu wissen, daß Du das niemals kannst, wenn Du den Tyrannen spielst. Wenn Deine Frau eine vernünftige Frau ist, wird sie sich so benehmen, daß Du Dich freuen wirst, ihrem Rat zu folgen, was Dir oft von großem Nutzen sein wird, da sie vermutlich Deine beste Freundin sein wird — nach mir, denn obgleich ich ihr sonst alles abtreten will, will ich nicht die Freude aufgeben, Deine beste Freundin zu sein. Ja mein Engel, ich bin überzeugt, daß die Zärtlichkeit und Liebe, die ich für meinen geliebten Bylly habe, in keines anderen Herz sich noch einmal ebenso stark vorfinden kann.“

Diese Worte sind interessant genug. Sie schildern eine Ehe, wie sie für eine so willensstarke, kluge und kundige Frau, wie Maria war, einzig würdig erscheinen mußte. Auch ist es begreiflich, daß sie nach all ihrem unsäglichen Leiden glauben mochte, sich das Anrecht auf den ersten Platz im Herzen ihres Sohnes für alle Zeiten erkaufte zu haben. Im letzten Punkt hat sie, als die Hochzeit sich nahte, mehr und mehr nachgegeben, bereit, auch nicht das Geringste für sich zu beanspruchen, was ihr nicht die Schwiegertochter willig und freudig einräumte.

Als nach der Hochzeit, wie wir noch sehen werden, Prinz Wilhelm sich wenig mündig erwies, hat sie dann wieder in diesem Sinne die Vormundschaft über ihn übernommen, und da ist es die Schwiegertochter gewesen, die eine kräftige Stütze und einen wahren Trost an ihr gegenüber dem Sohne gefunden hat.

Aber diese Zeiten lagen damals noch weit voraus. Maria langte vielmehr erst vor der Frage an, ob denn ihr Sohn die ihm durch die Rücksichten der Politik bestimmte Braut wirklich liebe. Da auf die einfache Anfrage nichts weiter zu erreichen war, als daß Prinz Wilhelm sie auf Sévery verwies, der über seine Herzensangelegenheiten unterrichtet sei, so stellte sie ihm eine Reihe besonderer Fragen, die sehr belustigend zu lesen sind:

„Erstens: ziehst Du eine Unterhaltung, einen Tanz, ein Zusammensein mit ihr dem mit jeder anderen vor? Zweitens: denkst Du oft an sie und verlangst dann danach, bei ihr zu sein? Drittens: fürchtest Du, ihr nicht angenehm zu sein, und daß sie irgendjemand Dir vorziehen könnte? Viertens: versuchst Du, Dich so zu benehmen, daß Du ihr gefällst, z. B. hältst Du Deinen Kopf besser, trittst Du fester auf und machst Du nicht solche Spielereien vor ihr, wie damals, wo ich Dich zuletzt sah? Denn obgleich das Äußere das Nebensächlichste sein sollte, so ist es doch das, was zuerst in die Augen fällt und den ersten Eindruck bestimmt, weshalb, mein lieber Bylly, ich als eine treue Freundin Dich darauf aufmerksam mache und Dir rate, es nicht als etwas Gleichgültiges anzusehen. Bevor man bekannt ist, ist es oft die Veranlassung, daß

man sehr ungerecht beurteilt wird. — Wenn Du mir diese Fragen beantwortet hast, will ich mehr stellen, denn ich bin sehr neugierig in jeder Sache, die zu meinem lieben Jungen Beziehung hat, besonders in dem, was sein wirkliches Glück anbelangt, ebenso wie das meiner Nichte — denn das ihre interessiert mich genau so wie das Deine.

Antworte mir ehrlich auf diese Fragen. Ich habe sie mir in meinem Taschenbuch aufgeschrieben, um sie nicht zu vergessen.“

Prinz Wilhelm verliebte sich dann augenscheinlich sehr heftig in seine zarte Braut und war unglücklich, als die Reise nach Holland ihn von ihr trennen sollte. Maria schalt: sein Schicksal sei durchaus beneidenswert: „Ein Mann, der liebt und der seine Schöne in einem Jahr und einigen Monaten haben soll, ist durchaus nicht zu beklagen. Du hast es sehr eilig mit der öffentlichen Erklärung, aber Du vergifst ganz, daß wenn es so weit ist, Du den König um Erlaubnis bitten mußt, Deiner Schönen einen Ring zu geben. Darum, da ich Deine große Ungeduld sehe, habe ich Dir einen geschickt, der nur neu gefast werden muß. Es ist der schönste, den ich habe, und sehr geeignet für Deine Verwendung. Möget ihr beide glücklich und zufrieden mit einander sein viele Jahre, das ist alles, was ich wünsche.“

Später solle er alle ihre schönsten Brillanten für seine Braut haben. „Alles, was ich als Erwiderung verlange“, fährt sie fort, „ist Euer Glück und: daß Du Deine alte Mama nicht vergessen mögest! Ich gebe Deiner Schönen meinen Platz nicht, noch will ich es, bis ihr verheiratet

seid, dann will ich ihr bescheidenlich (humbly) ihren Rang in Deinem Herzen einräumen und das mit großem Vergnügen. Bin ich nicht eine vernünftige Kreatur und verlange ich zu viel? Antworte, Du Gelbschnabel, oder ich werde Dir eine Ohrfeige verabreichen, so schwer es mir werden mag, da ich dazu erst auf einen Stuhl klettern muß: auch so einer von Deinen ungezogenen Streichen, Du bist mir über den Kopf gewachsen“¹⁾).

Überhaupt mußte Bylly sich manche Neckerei gefallen lassen, sobald das Gespräch mündlich oder brieflich auf seine Verlobung kam. Maria ergötzte sich gern an dem Gedanken, wie er, der von Natur steif und von Neigung förmlich, sich in seiner Rolle als zärtlicher Bräutigam benehmen möchte. Was sie denn mit einander trieben? — Nun sie führten eben Gespräche! — Die mußten allerdings furchtbar interessant sein, man kenne das, erwiderte sie neckend.

Dergleichen Scherze erschienen dem Prinzen höchst respektwidrig, und da er überhaupt vor nichts mehr Angst hatte, als dafs seine Mutter unter Vernachlässigung aller Etikette sich eines Tages mit ihm und seiner Frau auch öffentlich auf einen ganz vertraulichen Fuß stellen könnte, selbst wenn er bereits regierender Graf von Hanau wäre, so benutzte er passende Gelegenheiten, um solchen Unliebsamkeiten vorzubeugen. Darauf bezieht sich die folgende Äußerung seiner Mutter:

1) Maria liefs sich regelmäfsig die Größenmasse ihrer Söhne schicken. Dieselben mögen kurz vorher eingetroffen sein.

„Ich danke Dir, daß Du mir mitgeteilt hast, wie ich mich gegen meine zukünftige Schwiegertochter zu benehmen habe. Denn ich bin überzeugt, daß Du mir sonst all die Komplimente nicht geschrieben haben würdest, die eine Königin der anderen im Wagen machte ¹⁾, und ich gestehe Dir, ich bin so dumm, daß ich nicht begreife, warum die Königin-Mutter sich in einem geräumigen Wagen rückwärts setzte, da sicherlich vorwärts für beide Raum war. Ich sage Dir im voraus, ich werde mich nicht so wohlerzogen zeigen und keine Umstände mit Deiner Frau machen, aber ich hoffe, daß ich sie lieben und zu ihrer wirklichen Zufriedenheit beitragen werde.“

Abgesehen von solchen Äußerlichkeiten sah Maria der Zukunft mit ungetrübter Freude entgegen:

„In einem Jahr bist Du verheiratet, und in einem weiteren Jahre erwarte ich ein Kind, und Du und ich, wir werden uns dann über seine Erziehung streiten. Das ist trop drôle! Ich werde alt und verlange nach meiner lieben Stütze mehr als früher. — Wann wird die glückliche Zeit kommen, wo wir in Frieden und Ruhe miteinander leben können? Ich weiß im voraus, daß Du ein undankbares Ungeheuer sein wirst und Deiner Frau Gesellschaft der meinigen vorziehen. Aber ich will Dich kriegen und thun was ich kann, daß sie mich noch lieber hat wie Dich. Wirst Du eifersüchtig auf mich sein? Wirklich das wäre trop drôle!“

1) Nämlich die Königin-Mutter ihrer Schwiegertochter, der regierenden Königin von Dänemark.

„Du wirst unterdessen erfahren haben“, lautet eine andere Stelle, „daß Du und Deine Prinzessin Eure Gelübde gegeneinander im engeren Familienkreise zu wiederholen habt. Bitte, laß mich wissen, wie die ganze Geschichte abläuft und ob Du Dich linkisch dabei benimmst. Was das arme Mädchen anbelangt, so leide ich für sie mit und bin überzeugt, daß sie noch viel mehr außer Fassung sein wird. Armes Ding! Möge sie glücklich sein und möget ihr beide so sein, viele, viele Jahre!“

Derselbe Ton des Mitleides für die jugendliche Braut, über deren Lebensschicksal in einer Weise entschieden wurde, die Maria an ihre eigene Jugend lebhaft erinnern mußte, klingt auch aus folgender Stelle:

„Je näher die Zeit (der Vermählung) rückt, um so mehr fühle ich für Deine kleine Frau, und obgleich ich hoffe, daß sie Dich glücklich machen wird, bin ich desselben von Dir nicht ebenso gewiß. Du scheinst mir wenigstens daran mit keinem Gedanken zu denken und nur vergnügt zu sein, daß Du eine Frau haben sollst, ohne Dir eine Freude daraus zu machen, sie glücklich zu machen.“

Es sollte aber noch über Jahresfrist dauern, bis Prinz Wilhelm seine Karoline heim und der Mutter zuführen konnte. Die wichtigen Ereignisse dieser Zeit, die Versuche des Landgrafen, Hanau wiederzuerlangen, haben wir schon berichtet, und es bleibt uns nur, an der Hand von Marias Briefen die unwichtigen nachzutragen, die sich aber in ihren Worten so anmutig lesen.

Während ihr Sohn auf einer seiner Reisen im Hanau-

ischen war und gerade zum Besuch bei dem verwandten Prinzen von Weilburg weilte, schreibt sie aus Philippsruhe:

„Ich empfang gestern die offiziellen Komplimente des Kurfürsten von Mainz in Beantwortung meiner durch Schenck überbrachten. Ob ich das Glück haben werde, heute Abend mit ihm ¹⁾ Karten zu spielen, weiß ich nicht, wenn aber, dann bin ich überzeugt, daß er Deinen Platz sehr schlecht ausfüllen wird, und daß ich oft wünschen werde, Du wärest hier, obgleich Du nicht immer mit meinem Spiel zufrieden bist, so wenig wie mit meiner Etikette. Bitte empfehl mich dem Prinzen und der Prinzessin Weilburg und der ganzen lebenswürdigen Gesellschaft. Du sagst nicht, wie Carolus Maximus (Prinz Karl) sich im Wagen benommen hat und ob er beim Abendbrot einschlief. Ich glaube, er macht in Weilburg ebenso viel Lärm als hier Gott segne Dich, mein lieber Junge, mein Herz und meine Seele sind bei Dir, wo immer Du bist . . . Wenn ich Dir nachkomme, hoffe ich, Dein Kinn wird wieder gut und das Pflaster abgenommen sein. Bitte, wieviel Pasmatische Pulver hast Du eingenommen und wieviele Flaschen Hoffmannstropfen, seit ich Dich zuletzt gesehen habe? Ich hoffe, Schultz (der Kammerdiener) hat eine genügende Quantität mit. Der Hofstaat hier empfiehlt sich ²⁾. Ich versichere Dir, wir sind ganz ernst geworden, seit Ihr fort seid. Nur Steinchen ³⁾ macht uns noch lächeln. Heute hat sie die Absicht, den Herrn, den

1) D. h. dem Abgesandten des Kurfürsten von Mainz.

2) Deutsch im englischen Text.

3) Fräulein von Löwenstein.

der Kurfürst von Mainz geschickt hat, zu fragen, wann der Kurfürst heiraten wird und wen er wählen wird, und auf welchem Fufs er die Hofdamen behandeln wird. Gute Nacht Du meines Herzens Freude!“

„Ich beglückwünsche Dich, dafs so viele Herrschafts ¹⁾ in Kirchheim waren, da ich weifs, wie sehr Du sie liebst. Denn in der Beziehung sind wir beide nicht einer Meinung, was natürlich ist, da ich die Etikette hasse und mein Engel einen *chien de tendre* dafür hat. . . . Ich bitte um Verzeihung, dafs ich Dich (in diesem Briefe) nicht mit der gehörigen Etikette behandelt habe, denn ich hätte meinen Brief mit *Monsieur mon cousin* beginnen sollen, aber ich hoffe auf Verzeihung für dieses grofse Vergehen, wenn ich schliesse *avec une parfaite estime*

Votre très affectionnée cousine.“

Auf einen ihrer Briefe schreibt Prinz Karl, der wegen Unwohlseins erst etwas später als sein Bruder nach Kopenhagen zurückkehrte, in französischer Sprache mit untermischten deutschen Brocken:

„Mein zärtlicher Bruder. Ich denke, dafs Du diesen Brief vor Deiner glücklichen Ankunft in Hannover erhalten wirst. Ich würde darüber entzückt sein, denn Du würdest daraus entnehmen können, wieviel wir an Dich denken.

„Ich hoffe, dafs Du diesen Anfang sehr amüſant finden wirst, da dies meinem Geiste Ehre machen würde, denn ich hab' es im Schlaf geschrieben. Mama ist mit ihrem

1) Deutsch im englischen Text.

Brief hergekommen und hat mich geweckt. Du wirst nun begreifen, daß jeder Mensch, den man weckt, noch schläft, und ich schlafe also noch. Gefällt's Ihnen nicht? ¹⁾

„Schlafend versichere ich Dir, daß ich Dich zärtlich liebe. Tausend Empfehlungen an werten Gall ²⁾. Mama hat ihm schon Empfehlungen gemacht, aber da sie noch keine an Malsburg bestellt hat, bittet sie mich, ihm welche zu bestellen von ihr und von mir auch — an Goudar auch. Adieu, adieu mein Lämmien zieh mit mir zu Dorff, Schlaaf Kindien schlaaf da oben sind die Schaaf ³⁾. Farewell, ich hoffe Dich bald wiederzusehen.“

Damit mag der Prinz, den seine immer noch um 5 aufstehende Mutter geweckt hatte, sich wieder auf die andere Seite gedreht haben. Das Vorkommnis und der Ton zeigt, daß man in Philippsruhe vergnügt und guter Dinge war. Fast täglich war in den Wintermonaten Tanz oder Maskerade, und die Hofdamen Steinchen und Heimchen verfehlten nicht daran teilzunehmen. Großen Jubel gab es, als Steinchen sich mit Herrn von Schenck verlobte. Alles bliebe beim Alten, schrieb Maria, und so lange es ihr gefiele, könne Steinchen Hofdame sein, nur daß aus Steinchen ein Schenckchen oder Schneckchen würde. Mit noch größerem Vergnügen teilte Maria ihrem Sohne die Verlobung Ledderhoses mit dem hübschesten Mädchen des Landes mit und konnte die Bemerkung nicht unterdrücken, daß sie so etwas dem hageren Magister garnicht

1) Deutsch im französischen Text.

2) Desgl.

3) Desgl.

zugetraut hätte. Ledderhose war kürzlich von einer Reise aus England zurückgekehrt, die er in Marias Auftrag unternommen hatte, um die Einrichtung der dortigen Krankenhäuser und die Armenschulen zu studieren. Während Maria seine Erfahrungen für Hanau zu verwenden suchte, beschäftigte sich der Hofstaat mit der Einübung eines Theaterstückes. Man hatte *Alzire* gewählt, Prinz Karl gab Zamora, Steinchen *Alzire*.

Vereinzelt taucht in Marias Briefen dieser Zeit eine Nachricht vom Landgrafen auf, da die wichtigen Dinge in der geschäftlichen Korrespondenz durch den Regierungsrat von Hugo abgemacht wurden. Sie schreibt:

„Die Bilder des Königs und der Königin von Schweden, die du haben wolltest, hat der Landgraf gekauft und viel mehr dafür gezahlt, als sie wert sind, und der Kommissionär, der für Dich beauftragt war, sagt, es habe geschehen, als thue er das, damit Du sie nicht haben solltest. Ich gestehe, ich bin sehr froh darüber, daß er sie gekauft hat, denn nun hat er das Geld ausgegeben, und Du wirst sie eines Tages haben, ohne daß sie Dir etwas kosten.“

Eine sehr lustige Figur machte die schon erwähnte alte Gräfin von Hanau, mit der sich Maria sehr angefreundet hatte und bei der sie allsonntäglich in Gesellschaft war. „Sie ist so angenehm, wie Du sie verlassen hast, in dem einen Augenblick treibt sie Kindereien, im anderen seufzt sie über ihre Gesundheit. Mit alledem scheint sie ein gutes, harmloses Geschöpf zu sein, und da sie dies Leben liebt, wünsche ich ihr noch einige Jahre mehr. Forstner

versichert ihr freilich noch immer, dafs sie nicht viel länger leben wird, dafs sie zu alt ist, aber ich hoffe, dafs sie noch die Genugthuung haben wird, einen Sohn von Dir zu sehen, was, wie sie sagt, alles ist, was sie wünscht. Ich habe aber den Argwohn, wenn er glücklich geboren ist, wird sie wünschen, ihn noch verheiratet zu sehen, und wenn das der Fall ist, werden wir den Vorzug haben, sie noch manches Jahr zu sehen.“

„Forstner speiste gestern mit mir und brachte mir ein wunderliches Kompliment von der ‚alten Frau‘: *qu'elle était enceinte du désir de me voir* ¹⁾. Ich hoffe, es wird nur eine Fehlgeburt werden, oder alle unsere Verbindlichkeiten ihr gegenüber werden ein jähes Ende nehmen, und ihr kleiner Bube wird Graf von Hanau werden.“

Der Dezember brachte grofse Überschwemmungen des Kinzig, jede Möglichkeit, nach Hanau hineinzukommen, war benommen, und die Verheerungen auch in der Nähe von Philippsruhe waren grofs. Dennoch schritten die Arbeiten im Innern des Schlosses fort, und die Wohnung für das junge Ehepaar war in den Stand gesetzt. Am 9. Dezember bezog Maria das Quartier, das sie sich als Altenteil ausgesucht hatte, das so gelegen war, „dafs sie unbemerkt zu ihrem Sohne gelangen könnte“, zu welcher Mitteilung sie noch das ausdrückliche Versprechen fügte, ihm nie lästig fallen zu wollen. Hierher gehört auch der Ausruf: „Liebe mich nur halb so, wie Du Deine Herrin

1) Wörtlich: „Dafs sie schwanger sei von dem Wunsch, mich zu sehen.“

liebst, und dann bin ich gutartig genug, um zufrieden zu sein. Oh, was für eine Thörin ist doch Deine Mama!“

Als sich zu Beginn 1764 die Wahl Josephs II. zum römischen Könige vorbereitete, versäumte Maria nicht, sich das seltene und fesselnde Schauspiel anzusehen ¹⁾. Dasselbe ist ja aus der Goetheschen Schilderung in „Dichtung und Wahrheit“ allgemein bekannt. Marias Berichte an ihren Sohn sind natürlich aus einem ganz anderen Gesichtspunkte geschrieben, und es ist nicht uninteressant, die beiden Beschreibungen zu vergleichen. Maria wohnte der „ersten solennen Gesamtaufahrt“ der Gesandten am 6. Februar bei, und auch ihr, wie Goethe, fielen die prächtigen Livréen der Diener des Fürsten von Lichtenstein auf. Während kritische Kenner, wie Goethe schreibt, behaupteten, die Livréen seien schon einmal bei anderer Gelegenheit gebraucht worden, er selbst aber noch die Erinnerung an das, was er damals vor Augen hatte, sich wohlgefallen liefs, schrieb Maria:

„Gold und Silber fehlt nicht. Aber einige waren da, die lächerlich waren, z. B. die Läufer des Fürsten Lichtenstein, die Gold vom Kopf bis zum Fuß waren, da selbst ihre Schuhe mit Gold gestickt waren. Andere hatten Wagen, die so altmodig waren, dafs man sich nicht halten konnte darüber zu lachen.“

Nach Schluß der Wahl schreibt sie sehr enttäuscht: „Man hatte mir versichert, dafs manche Änderung zu-

1) Sie schreibt: „Deine Zeremonieen belustigen mich, wenn ich nicht Hauptschauspieler bin, sondern mit Volk spiele.“

gunsten der Fürsten und Protestanten in dieser Wahlkapitulation vorgesehen werden würden — aber nach all den Versprechungen und Versicherungen hat der kreisende Berg eine Maus geboren, und all das Gedränge und der Lärm, den man gemacht hat, hat zu nichts geführt. Das bedeutet eine große Niederlage für diejenigen, die sich schmeichelten, daß ihre Beschwerden abgestellt werden würden. Ich meinsten stets erwartete niemals, daß irgend etwas Nützliches und Gutes dabei herauskommen würde, da ich im allgemeinen die Beobachtung gemacht habe, daß, wo das meiste Geprahle war, Vernunft und Mut fehlten, wenigstens eins davon, und ich glaube, das ist hier auch der Fall. So bleibt alles beim alten, und alle politischen Beschwerden nebst der guten (protestantischen) Sache sind beiseite geschoben, um von Illuminationen und Zeremonieen und all dem dummen Zeug zu reden, womit man kaum Kindern erlauben könnte sich eine Stunde zu amüsieren, ohne daß man ärgerlich würde. Aber da diese alten Kinder keine Freunde haben, die ihnen sagen, daß man sie auslacht, sind sie der Spott aller derer, die ihr Benehmen erfahren.“

Freilich, wenn man an all die Beschwerden denkt, die in diesen Augenblicken Maria von der katholischen Partei und besonders der Hofburg zu Wien zu erleiden und noch zu befürchten hatte, dann begreift man, daß ihr dies „Schauspiel doch ein Schauspiel nur“ als ein recht überflüssiger und lächerlicher Flitterkram vorkam. Man mag sich erinnern, welche trockene aber durchschlagende Kritik in Goethes eigener farbenfreudiger Schilderung die Figur

des Herrn von Plotho abgiebt, und wie auch Goethe ihn als einen würdigen Abgesandten Friedrichs des Zweiten, des allem Flitter abholden, an der thatsächlichen Macht sich erfreuenden Königs, bewunderte.

Sehr eigentümlich und charakteristisch ist die abweichende Erzählung eines kleinen Vorganges am Krönungstage bei Goethe und in Marias Briefen. Eigentlich mit innerem Proteste, aber doch mit dem Interesse an dem historischen Vorgange war sie schon am Tage vorher nach Frankfurt gefahren und sah dann von einem Fenster aus den Vorgängen vor dem Römer zu. Die Schilderung von der Plünderung der bretternen Küche, in welcher der ganze Ochse gebraten worden war, schließt Goethe mit den Worten: „Zarte Personen wandten die Augen hinweg, und jedermann erwartete sich ein großes Unglück, allein man hörte nicht einmal von irgendeiner Beschädigung, und alles war, obgleich heftig und gewaltsam, doch glücklich vorübergegangen.“ Maria wandte auch ihre Augen ab, aber nicht gerade aus Zartheit, sondern weil die Prügelei und das Geschrei ihr widerwärtig waren, und während Goethe in seiner optimistischen Anschauung sich eines Unglücks nicht entsinnen kann, berichtet Maria empört, daß allerdings zwei Menschen totgedrückt und eine Menge verwundet seien. So spiegelt sich dasselbe Ereignis in zwei verschieden gestimmten Gemütern verschieden ab, eine lehrreiche Erfahrung für den nach historischer Wahrheit Suchenden.

Langsam rückte unterdessen der Hochzeitstag heran, viel zu langsam für die Ungeduld Marias, die sich sehnte,

ihre Kinder bei sich zu haben. Als Vorbote von deren nicht allzu ferner Ankunft fuhr eines schönen Maitages Prinz Karl in den Schlofshof von Philippsruhe ein und klatschte so lange mit der Peitsche, bis er alle Bewohner, auch seine Mutter, die ihn noch garnicht erwartete, ans Fenster gerufen hatte. „Tat“, wie er noch immer heist, fand sehr viel zu thun. Erstens hatte er den Kopf voller Vorbereitungen für den Empfang von Bruder und Schwägerin. Dann gab er sich ganz dem lebhaften Gesellschaftsleben Hanaus hin. „Tat sendet Dir viele Grüsse“, schreibt Maria nach Kopenhagen, „er hat so viel zu thun mit Dejeuners und Bällen, dafs er thatsächlich keine Zeit zum Schreiben findet. Denn wenn er in seinem Zimmer ist, mufs er sich auf sein Bett legen, um seine alten Knochen auszuruhen. Gestern hat er getanzt, heute tanzt er — wie kann der arme Mann das aushalten, ohne sich auszuruhen?“

Sehr in Anspruch nehmen den damals Zwanzigjährigen die vielen hübschen Mädchen, die es in Hanau gab. „Tats Augen schwärmen immer hinter den hübschen Mädchen her“, schreibt Maria. Doch war dies Interesse für das schöne Geschlecht anscheinend so lustig und harmlos wie der ganze Charakter des Prinzen und brauchte sich nicht vor der so innig geliebten Mutter zu verbergen. Sein älterer Bruder ärgerte sich über diese Art und hatte bei einer früheren Gelegenheit, als Tat auch einmal so hartnäckig einem hübschen Mädchen nachguckte, ihm seinen Hut bis über die Ohren gestülpt, um dem Spiel gewaltsam ein Ende zu machen. Es sollte aber nicht

mehr lange dauern, bis er selbst in einem gläsernen Hause saß und nicht mehr mit Steinen werfen durfte.

Endlich, gegen Ende August schrieb Prinz Wilhelm, daß die Hochzeit sicher am Anfang des nächsten Monats stattfinden würde. Das Datum, den 12. September, erfuhr Maria zu spät, um gerade an diesem Tage des Sohnes besonders gedenken zu können. Doch weilten ihre Gedanken fortwährend in Kopenhagen und bedurften also einer besonderen Veranlassung nicht. Am 25. August schreibt sie: „Ich bedauere nicht, daß ich nicht bei der Hochzeit bin. Ich ziehe es sehr vor, Euch beide zu empfangen, nachdem sie vorüber ist, als Zeugin einer Scene zu sein, wo ich überzeugt bin, daß Ihr beide leiden müßt, wenn Ihr es auch nicht eingestehen werdet. Mein Kopf ist so voll von Euch, mein Engel, daß ich unfähig bin, zu schreiben, denn ich sehe Dich in Gedanken immer vor dem Priester.“

Am 8. Oktober 1764 fand die Begrüßung zwischen Maria und ihren Kindern zu Steinau statt, bis wohin sie denselben entgegengereist war. Noch hier legte sie die Regierung von Hanau in die Hände ihres Sohnes nieder, doch wurde die eigentliche Antritts-Akte erst einen Tag nach der Ankunft in Schloß Philippsruhe, am 13. Oktober unterzeichnet. Am 22. zog der neue Herrscher in Hanau ein.

Bei der Gestaltung des jungen Hofes wurden vor allen Dingen die Wünsche des Prinzen Wilhelm berücksichtigt. Sévery erhielt die Stelle eines Gouverneurs oder Grand-Maître de la maison de Son Altesse Royale la princesse

Héréditaire. Zu Marias Verwunderung hatte ihm aber Prinz Wilhelm diese Stelle angetragen, ohne sich vorher darüber mit ihr zu vernehmen. Doch hatte sie natürlich nichts dagegen einzuwenden ¹⁾. Sie überliefs ihrer Schwiegertochter Fräulein von Mühlenheim als Hofmeisterin.

Einige interessante Züge für die Sittengeschichte der damaligen Zeit liefert die Hofordnung und der Burgfrieden, die mit großer Sorgfalt und nach eingehendem Studium ähnlicher früherer Erlasse für den jungen Hof entworfen wurden. Die Hofordnung beschäftigt sich ausführlich mit der Sittlichkeit aller zum Hof Gehörigen, ermahnt zu Kirchgang und Frömmigkeit, verbietet Fluchen und Zanken und ähnliche Selbstverständlichkeiten mehr. Im sechzehnten Abschnitt heisst es sehr ergötzlich:

„Sobald bei Hof geblasen oder sonst ein Zeichen zur Tafel gegeben wird, sollen diejenigen, so zur Aufwartung verordnet sind, sich an gehörigen Ort verfügen; die Lakaien aber allsobald vor der Küchen eintreffen, daselbst gehörig verhalten, und die Speisen, damit nichts davon verschüttet werde oder Unreinlichkeiten daran kommen, mit Behutsamkeit auftragen. Wenn die Speisen von Unsrer oder übriger Tafel abgenommen sind, soll weder dem Küchenmeister, oder dem, der dessen Stelle versieht, erlaubt sein, davon etwas abzugeben, noch weniger aber bei Auf- und Abtragung der Speisen und Confectes sich Jemand erlauben, die Schüsseln und Teller zu berauben.“

1) Sévery hat übrigens die Stellung bereits nach einigen Monaten aus unbekannten Gründen aufgegeben und den Dienst mit einer ansehnlichen Pension von 2000 Thlrn. verlassen.

Aus dem Burgfrieden interessiert besonders das Duellverbot. Dasselbe nahm auf ein Edikt des Grafen Philipp Reinhard von Hanau vom 11. Juni 1685 Bezug, das wiederum abgedruckt wurde und lautete:

„Fügen wir hiermit zu wissen: Wie wir mit höchstem Mißfallen erfahren müssen, daß in unserer Grafschaft und Land Verschiedene sich des Ausforderns ¹⁾ und Duellierens unterstehen, sodaß, wenn einige Injurien oder Streithändel unter ihnen vorfallen, sie dieselben nicht an ihre Vorgesetzten oder uns selbst zur Administration der heilsamen Justiz gelangen lassen, sondern durch Raufen und Schlagen auszutragen vermeinen, welcher Mißbrauch auch so weit überhand genommen, daß, da Jemand sich solcher Ungebühr entziehen wollte, der von andern, die dergleichen Balgerei für Tapferkeit halten, bei männiglich in Verachtung gebracht und in seinem Amt und Dienst zweifelhaft gemacht werde etc. etc.“

In Anknüpfung an dieses Edikt verfügte der neue Burgfrieden: „Wenn einer gegen den andern seine Wehr mit ernstem Mute zücket, auf ihn zu schlagen, zu hauen oder zu stechen, gleichwohl aber denselben nicht blutrünstig machen würde, der soll die rechte Hand verwürket haben.“

1) Der Burgfrieden bezeichnet zunächst den Schloßbezirk, innerhalb dessen der Degen überhaupt nicht gezogen werden durfte. Wer mit einem andern Händel hatte, der mußte ihn „aus dem Burgfrieden vor die Klinge“ fordern. Daher unser „Herausfordern“. Exemplare des ebenfalls „Burgfrieden“ genannten Erlasses wurde an sämtlichen zum Schloß gehörigen Gebäuden zu jedermanns Warnung angeheftet.

Wer aber Jemand in gleicher Absicht und Vorsatz blutrünstig machet, der soll mit dem Schwerte von dem Leben zum Tode gebracht werden.“

Auch nach diesem Regierungsantritt des Prinzen hat Marias Einfluß auf die Regierungsgeschäfte nicht aufgehört, indem einerseits ihr Sohn gern den Rat der Mutter einholte, anderseits sie das Wohlthätigkeitswesen unter ihre ganz besondere landesmütterliche Obhut nahm. Doch liegt es nicht in unserer Absicht, ihre Thätigkeit nach dieser Richtung im einzelnen zu schildern. Ihr segensreicher Einfluß hat manche Härte der Gesetze gemildert, manche vom Krieg geschlagene Wunde geheilt, ehrlicher Arbeit aufgeholfen. „Sie war“, sagt ein Nachruf, „die Mutter, die Herrin, die Freundin, der Schutzengel des Landes, die Beschützerin der Unterdrückten, der Armen, der Kranken, kurz diejenige, deren sittliche Kraft, deren für das Unglück empfindliche Herz, deren bezaubernder Frohsinn die Liebe aller war.“

Es waren Jahre des Friedens und der stillen Freude, diese letzten zehn Jahre, die sie, immer von ihren zahlreichen Freunden und Freundinnen umgeben, in Hanau, Philippsruhe und Rumpenheim verbrachte. Vier Enkelkinder sah sie: die beiden 1768 und 1771 geborenen Töchter ihres ältesten Sohnes und eine Tochter und einen Sohn vom Prinzen Karl, der 1766 die jüngere Schwester seiner Schwägerin, die Prinzessin Luise von Dänemark, also gleichfalls einer Nichte Marias heimgeführt hatte und wie der Bruder oft in Hanau weilte, wo auch jene beiden ersten Kinder geboren wurden.

Freilich verlor sie auch 1765 ihren so sehr geliebten Bruder Wilhelm August, Herzog von Cumberland, sodaß von ihren sechs Geschwistern nur noch die ihr innerlich am fernsten stehende Prinzefs Amalie am Leben war.

Auf einen anderen ernsten Kummer können wir aus folgendem Briefe vom 28. November 1770 schließen:

„Oh, mein liebster Bylly, ich habe in diesem Augenblick Deinen Brief bekommen: Ich wünsche Dir Glück von ganzem Herzen zu dem Sieg, den Du über Dich gewonnen hast, und daß Du Dich Deiner Frau eröffnet hast, die Dich liebt, die an Dir hängt und die Du damit beglückt hast. Sie ist, des bin ich sicher, zufriedengestellt und wird ihr Bestes thun, um die Freundschaft zu verdienen, die Du ihr damit bewiesen hast, daß Du auf alles verzichtest, was sie kränken könnte. Was mich betrifft, mein liebster Bylly, wenn es möglich wäre, gleichzeitig mit dem Boten bei Dir zu sein, so kannst Du überzeugt sein, daß ich zu Dir fliegen würde, um Dir zu beweisen, wie ich Dich liebe, und wie erfreut ich bin über diese glückliche Veränderung. Ich kann nicht böse sein mit Dir, mein liebster Bylly, sondern bin bekümmert und unglücklich, wenn ich etwas sehe, was Dich in eine schiefe Lage bringen kann, wie diese einfältige Geschichte gethan hat.“ Sie erklärt sich darauf bereit, zu ihm zu kommen, wenn er sie bei sich zu sehen wünsche, und fährt fort: „Daß Du Dein Herz geöffnet hast, war alles, was ich von Dir verlangen konnte, denn es ist ein Beweis für Deine gute Absicht, uns alle glücklich zu machen. Aber mein lieber, lieber Bylly, wenn Du dies gethan hast, nun mache

auch um Gottes willen, daß Du wieder heiter wirst, denn wenn Du mich verpflichten willst, wird das der größte Beweis davon sein und wird zu Deiner baldigen Heilung beitragen . . . Ich bin wirklich so erregt, daß ich kaum weiß, was ich schreiben soll.“

Dazu gehört der Inhalt folgenden undatierten, in der Sammlung gleich dahinter eingebundenen Billets:

„Ich versichere Dir, mein Engel, obgleich ich wirklich niemals böse war, nur bekümmert, als Du im Unrecht warst, — darum bedarfst Du meiner Verzeihung nicht, da ich im Gegenteil mehr Grund habe, Dir zu danken, als zu verzeihen, da Du die Absicht hast, uns durch eine vollständige Änderung Deines Wesens alle glücklich zu machen.“

Auf das dann erfolgte Wiedersehen bezieht sich der nachstehende Brief zurück, den sie am 28. Februar 1771 an ihren in Philippsruhe sich aufhaltenden Sohn schrieb:

„Ich danke Dir für Deine Versicherung, daß Du nicht vergessen hast, an mich zu denken, als Du in Dein Zimmer tratest. Ich bin sicher, ich werde dasselbe niemals vergessen, auch nicht den großen Stuhl, in dem mein Bylly saß, als ich ihn das erste Mal sah. Dank Gott dem Allmächtigen, dieser Schreck und dieses Entsetzen ist nun vorüber, und ich hoffe nie wieder einen gleichen zu haben, denn viel lieber möchte ich tot sein!“

Und endlich gehört hierher, aus demselben Jahre (1771):

„Ich hoffe, Du bist jetzt ganz wiederhergestellt sowohl von Deiner Krankheit als von Deiner Thorheit, und ich

werde die Freude haben, meinen lieben Jungen in Gesundheit und Frohsinn und als einen vernünftigen Menschen wiederzusehen. A propos Thorheiten: Der Bruder jener Kreatur ist hier, Gott weiß was seine Absichten sind! Aber ich hoffe, nicht für Dich eintreten zu brauchen, denn ich glaube nicht, daß Du für solch einen Lumpen dieselben Vorwürfe vom Landgrafen haben möchtest wie für Wulfen (?). Die Mutter hat, indem sie sich weigerte, ihn zu sehen, mehr Klugkeit als jemals in ihrem Leben gezeigt, und ich hoffe in ihrem Interesse, daß sie auch ferner fest bleiben wird, oder sie wird um das wenige Geld kommen, das sie noch hat.“

Der Leser wird nicht danach Verlangen tragen, Genaueres über die hier zugrunde liegenden Vorgänge zu erfahren. Deutlich genug liegt zutage, worin der Fehltritt des Prinzen bestanden hatte, über den seine Mutter so tief bekümmert gewesen war.

Auch ein vorverkündendes Beispiel von der übertriebenen Baulust ihres Sohnes erhielt Maria, als sie eines Morgens mit ihrer Hofdame die Fasanerie in Rumpenheim aufsuchte und einen Bau vorfand, der ihr wie ein wahrer Palast erschien. Sie schreibt:

„Ernsthaft gesprochen, das Haus, in welchem die Familie derer von Goldfasan leben soll, ist viel größer als Dein eigenes Haus! Sechs Zimmer für die Papas und Mamas und ihre kleine Familie! Ich bitte Dich um Entschuldigung, aber das ist allerdings schlimmer, als siebzehn Zimmer für die Regierung (in Hanau)! Denn da sind auch noch sechs Gärten oder Höfe, die eine Menge

gekostet haben müssen, da alles mit Holz gedeckt ist. Ich verspreche Dir, mein guter junger Mann, Du wirst noch oft (von mir) mit diesem Gebäude geplagt werden, das wirklich lächerlich ist — aber die Ausgabe muß enorm gewesen sein.“

So kündete gegen das Ende ihres Daseins manches sich an, was einen ihrer Vertrauten mit Recht nach ihrem Tode schreiben liefs.

„Wer weiß, ob sie in einiger Zeit mit einer gewissen Ruhe über verschiedene Dinge hätte sterben können? Und zur rechten Zeit aus dem Leben scheiden zu dürfen, ist eine der größten Wohlthaten der Gottheit¹⁾.“

Sonst aber waren diese Jahre stille, glückselige Jahre, in denen es der hohen Frau nach all den unsäglichen Leiden endlich vergönnt war, das Leben so zu genießen, wie sie es sich gewünscht hatte, das heißt es dem Wohlthun, der Liebe und der Freundschaft zu widmen — „dem einzig Himmlischen hier auf Erden“. Die wenigen Briefe, die sie an ihren Bylly in dieser Zeit schrieb, sind die einzigen uns erhaltenen Nachrichten, und so mögen denn aus ihnen noch einige Stellen hier stehen.

März 1766 reiste Prinz Wilhelm unter dem Namen Graf von Haxthausen²⁾ über Darmstadt, wo er die Verwandten besuchte, nach Heidelberg und sandte seiner Mutter eine eingehende Schilderung der schönen Musenstadt. Maria antwortete, sie habe auch schon viel davon gehört. „Aber ich bin entschlossen, es niemals zu sehen,

1) Mitgeteilt in v. d. Asseburgs Denkwürdigkeiten, S. 386.

Meyer, Maria, Landgräfin von Hessen.

damit mein Haß gegen die Franzosen nicht noch wächst; er würde allzu heftig werden, wenn ich all die Zerstörungen sehen müßte, die sie angerichtet oder veranlaßt haben.“

Unter dem Datum des Briefes vom 30. August 1766 steht: „Zwei Jahre dem Wochentag nach, seitdem Du geheiratet hast“, und in dem Briefe selbst erwähnt sie, daß dies auch der Hochzeitstag des Prinzen Karl sei.

Im März 1767 stand der erste Besuch dieses Sohnes mit seiner jungen Gemahlin bevor. Den Brief, in dem sie dies ihrem Bylly mitteilt, schließt sie in ihrer herzlich-neckischen Weise:

„Gott segne Dich, lieber Bylly, und ohne irgendwelche tiefe Verehrung, wie Du sie mir (in Deinem Briefe) für Dein ganzes Leben versprichst, versichere ich Dir ohne alle Redensarten, daß ich Dir alles wünsche, was Dich glücklich machen kann, und — damit doch ein bißchen Etikette dabei ist — daß ich bin

Deine Dir sehr zugethane Mutter

Maria, Landgräfin von Hessen,
geborene Prinzessin von England.“

Ein Brief aus Rumpenheim — oder wie Maria immer schreibt: Rumpelheim — beginnt:

„Morgens beim Frühstück, wo wir an gar nichts anderes denken können als an Dich in Deiner Gröfse und an all die Gefahren, die Du hast überstehen müssen, um in Deiner großen Hauptstadt Steinau anzulangen. Wir armen niedrigen Landleute nehmen uns die Freiheit, Eurer

Hoheit und Macht Gesundheit in Thee zu trinken, indem wir mit der grössten Ungeduld ersehnen und erwarten gute Nachrichten von Eurer glücklichen Ankunft und Eurem grossen Empfange in Deinem Königreich Steinau. Wenn wir heute keinen Brief bekommen, erwarten wir wenigstens einen grossen Artikel in der Zeitung, um die Sorge zu beschwichtigen, die Deine Unterthanen für Dein Wohlergehen tragen. Denn sie sind nun überzeugt, dafs es keine ‚frommere Herrschaft‘¹⁾ als Dich geben kann, seit sie es von dem lutherischen Superintendent haben versichern hören, den sie für unfehlbar halten.“

Prinz Friedrich setzt den Brief französisch fort:

„Ich mufs Dir etwas über den Text ‚unfehlbar‘ sagen, aber es wird sich etwas schwer ausdrücken lassen; denn da Du es, soviel ich weifs, selbst nicht bist, und ich auch nicht, so wollen wir lieber diesen Text, von dem wir leider nichts verstehen, Deinem ‚Beichtvatter‘ von Stockhausen zur Erklärung überlassen und ich beeile mich, mich nach Deiner Gesundheit zu erkundigen und nach Deiner Reise und wie Du mit Deiner prächtigen Hauptstadt Steinau zufrieden bist.“

Aus einem anderen Briefe erfahren wir endlich noch die litterarisch ganz interessante Notiz, dafs die Prinzen auf einer Liebhaberbühne den „Freigeist“, vermutlich doch wohl das Lessingsche Stück, aufführten, dafs Prinz Friedrich darin die Hauptrolle übernommen hatte und dieselbe nach der Meinung seines Bruders sehr gut durchführte.

1) Deutsch im englischen Text.

Von Rumpenheim aus schrieb Maria am 22. November 1771 an ihren Sohn, mit dem sie in kurzem in Frankfurt zusammenzutreffen gedachte.

„Ich schmeichle mir mit dem Gedanken, dafs dies mein letzter Brief sein wird. — Es war heute nicht der Tag, wo Du einen Brief von mir zu erwarten hattest, aber ich konnte mir nicht die Freude versagen, Dir, mein liebster Bylly, zu versichern, dafs Du mich immer gleichgesonnen gegen Dich finden wirst — keinen gröfseren Wunsch noch Verlangen als meines lieben, lieben Jungen Glück im Herzen. Gott segne und behüte meinen teuersten Bylly! Kehre mit gesundem Leib und Gemüt zu uns zurück und dann wirst Du uns glücklich machen.“

Die Anfangsworte dieses Briefschlusses hat Prinz Wilhelm unterstrichen: sie sollten in anderer Weise in Erfüllung gehen, als es die Schreiberin geahnt hat: es war allerdings der letzte Brief, den sie an ihren heifsgeliebten Sohn gerichtet hat.

Am 14. Januar des folgenden Jahres starb Maria.

So ist denn auch für uns der Augenblick gekommen, uns von dem Bilde der hohen Frau wehmütigen Herzens zu trennen, und wie unsere Darstellung sich mehr und mehr mit ihr allein beschäftigt hat, so sollen diese letzten Seiten nur noch das bringen, was wir über ihre letzten Tage wissen.

Die Krankheit, von der sie nicht wieder erstehen sollte, dauerte nur neun Tage, wenigstens hat sie bis neun Tage vor ihrem Ende es vermocht, ihren Zustand vor ihrer Um-

gebung zu verbergen. Wie sie früher bei Trennungen den Schmerz des Abschiedes dadurch zu verkürzen gesucht hatte, daß sie heimlich abreiste, so mochte sie wohl auch jetzt hoffen, daß ihr ein rascher und unerwarteter Tod, den sie sich früher ausdrücklich gewünscht hatte, beschieden sein möge. Sie litt in den letzten Tagen schwer, doch ohne es einzugestehen. Vor allem suchte sie die Gefahr gegenüber ihren beiden Söhnen Wilhelm und Friedrich zu verbergen, die in Hanau waren, während Prinz Karl bereits in Holstein weilte. Noch am Tage vor ihrem Tode, so berichteten die Prinzen übereinstimmend, kleidete sie sich vollständig an und liefs den Theetisch auf ihrem Zimmer decken. Selbst bereits unfähig zu sprechen, munterte sie ihre Söhne durch Zeichen auf, sich zu unterhalten, um sich an dem Klang ihrer Stimmen zu erfreuen. Nach einer halben Stunde, die für die Prinzen eine tief-schmerzliche und qualvolle gewesen war, winkte sie ihnen zu, das Zimmer zu verlassen, und beide nahmen den Ausdruck unendlicher Güte und sogar ein Lächeln, das auf ihren Lippen trotz aller Schmerzen geschwebt hatte, als letztes Andenken an ihre Mutter mit.

In ihren letzten Augenblicken war nur die Frau von Schenck, geb. v. Löwenstein — das Steinchen der fröhlichen Tage von Hanau — bei ihr. Nach ihren Erzählungen ist folgender Bericht geschrieben:

„Es ist nicht ganz sicher, daß Ihre Königliche Hoheit geglaubt hat, an dieser Krankheit sterben zu müssen; gedacht hat sie daran gewiß viel; aber ohne Zweifel hat ihre Meinung darüber nicht minder geschwankt als die der

Schenck und des Arztes. Erstere war diejenige, vor der sie ihre Gedanken darüber am meisten verbarg; denn ihre Denkweise, ihre Rücksichtnahme, ihre Vorsorglichkeit, ihre Aufmerksamkeit für ihre Freunde haben sie bis zum letzten Augenblick nicht verlassen. Aber in Gegenwart ihrer Kammerfrau hat sie auf deutsch gesagt: „Ich gehe in die Ewigkeit.“ Sie liefs sich von Frau von Schenck eine Tabaksdose geben, welche sie von der hochseligen Prinzessin Karoline, ihrer Schwester, mit deren Porträt darauf besafs, hat sie einsiegeln lassen und in Englisch darauf geschrieben. Zu derselben Dame hat sie gesagt: „Habe ich nicht immer Recht gehabt mit dem, was ich von diesen Vorbereitungen auf dem Sterbebett gesagt habe? Was könnte ich jetzt thun, wo ich nicht zwei zusammenhängende Gedanken fassen kann?“ Vom Landgrafen sprechend hat sie gesagt, dafs sie sich ihm gegenüber nichts vorzuwerfen hätte. Die Nacht, ehe sie starb, hat sie, indem sie auf ihre Brust deutete, gefragt: Kann das noch lange dauern? hat nach der Uhr gefragt und an den Fingern bis sieben gezählt. Um 7 Uhr war sie tot.“

Frau von Schenck selbst schreibt:

„Sie werden durch Schrautenbach erfahren, welches die Krankheit Ihrer Königlichen Hoheit gewesen ist, und dafs alle Hilfsmittel menschlicher Kunst sie uns nicht wiederschenken konnten. Ich beschränke mich also darauf, ihre Geduld, ihre Ergebenheit und ihre Standhaftigkeit in den gröfsten Leiden zu bewundern: ich werde das mein Leben lang nicht vergessen, wenngleich es mich nicht in Erstaunen gesetzt hat, denn welche Tugend könnte

man nennen, die sie nicht besessen hätte? Wahrscheinlich hat die Frau Landgräfin ihr Ende nahen fühlen, ich schliesse das aus mehreren Umständen und aus den Antworten, die sie mir gab, da sie mich so tief bekümmert über ihren Zustand sah. Aber es scheint, dafs sie sich darüber nicht deutlich hat aussprechen wollen, um nicht unsere Verzweiflung zu vermehren, und ich gestehe Ihnen, dafs ich bis zum letzten Augenblick gehofft habe — Thörin, die ich war! Ach, wie geneigt ist man zu glauben, was man so innig wünscht! In der letzten Nacht ihres Lebens fragte mich Ihre Königliche Hoheit, wie lange ihr Zustand noch dauern könnte und wieviel Uhr es wäre? Ich antwortete, dafs es fünf Uhr sei, und daraufhin zählte sie vor mir an ihren Fingern bis sieben. Und genau um 7 Uhr habe ich diese Augen sich für ewig schliessen sehen, aus denen ein Blick mir Trost und Freude war. Es ist mir ein grofser Trost in meinem Schmerz und der Stolz meines Lebens, dafs ich gewagt habe, ihr in ihrer Krankheit zu dienen. Ihre Königliche Hoheit hat meine schwache Hilfe mit derselben unendlichen Güte angenommen, mit der sie mich sechzehn ganze Jahre geehrt hat, wo ich die Ehre und das Glück hatte, in ihrem Dienst zu stehen. Jetzt denken ich und mein Mann uns zurückzuziehen, sobald die kostbaren Überreste, die wir noch besitzen, uns genommen sind. Es soll unsere liebste Beschäftigung sein, von ihr zu sprechen, von den Wohlthaten, mit denen sie uns überschüttet hat, und ihre hohen Tugenden zu bewundern.“

Die Gruft der Grafen von Hanau in der alten Marien-

kirche der Stadt nahm Marias sterbliche Überreste zur letzten Ruhe auf. Zur letzten Ruhe? Wie wundersam berührt dieser Ausdruck angewendet auf diese unermüdliche Kämpferin! Wohl hatte ihr Sohn in gewisser Weise recht, wenn er schrieb: „Ihr Tod, der ganz sanft war, erlöste sie von einem Leben, das nichts gewesen war als ein Gewebe von Leid und Kummer.“ Äußerlich wohl, denn was ein Herz erleiden kann, das ist ihr alles reichlich beschieden gewesen. Aber dennoch hinterläßt die Betrachtung ihres Daseins nicht den Eindruck, daß wir einen Menschen haben leiden, sondern daß wir ein tief sittliches und glaubensstarkes Herz haben kämpfen und siegen sehen.

Schlusswort.

Quellennachweis.

Der Verfasser der voranstehenden Lebensschilderung ist in der glücklichen Lage gewesen, durch das bereitwillige Entgegenkommen einiger Privatpersonen sowie der gleich zu nennenden öffentlichen Anstalten, eine Reihe von wertvollen Dokumenten zu benutzen, die zum Teil noch garnicht veröffentlicht, zum andern Teil wenigstens nicht für den vorliegenden Zweck ausgebeutet worden sind. Eine Rechenschaft über diese Dokumente, besonders die ersteren, dürfte nicht nur dem strengen Forscher willkommen sein, sondern, wie zu vermuten steht, einem jeden Leser, indem der historische Sinn unserer Tage diese Richtung genommen hat, daß das Interesse für die Quellen geschichtlicher Schilderung ein ebenso verbreitetes ist wie das Interesse für diese Schilderung selbst.

Soweit die mit der allgemeinen europäischen und der hessischen Landesgeschichte zusammenhängenden Lebensschicksale Marias zu untersuchen und klarzustellen waren (besonders Kap. 4, 6, 7), lieferte eine erneute Durchfor-

schung der schon mehrfach benutzten, unter dem Namen der Assekurationsakte zusammengefaßten, ursprünglich achtunddreißig Foliobände zählenden Urkundensammlung den hauptsächlichsten Stoff, die sich in dem Königlichen Staatsarchiv zu Marburg befindet. Über den Inhalt derselben giebt Theodor Hartwigs Buch „Der Übertritt des Erbprinzen Friedrich von Hessen-Kassel zum Katholicismus“ (Kassel, Theodor Kay, 1870) eine deutliche Vorstellung, da es seine Schilderung der betreffenden Vorgänge hauptsächlich aus diesen Akten gewoben hat. Die Ereignisse bei der Cession Hanaus an den damaligen Prinzen Wilhelm, die Schwierigkeiten, diese Cession aufrecht zu erhalten und gegen die Vernichtungsversuche des Landgrafen Friedrich zu verteidigen haben in diesen Dokumenten ihren Niederschlag gefunden. Eine bisher nicht benutzte Ergänzung wesentlicher Natur finden diese Akten in einer anderen Reihe von gleichfalls zu Marburg verwahrten Dokumenten, aus denen die vorliegende Biographie die Schilderung der Vorgänge bei dem vormundschaftlichen Regierungsantritt Marias über Hanau entnommen hat (Kap. 7). Vollständig sind diese Dokumente ebenso wenig wie die Assekurationsakte. Während von den letzteren einige Bände — vor allen die über die Ehescheidung Marias — fehlen, verweisen Randbemerkungen auf den Umschlägen der ersteren auf verschiedene, Hanaus Kriegsschicksale genauer betreffende Aktenbündel, die auch nicht mehr aufzufinden waren.

Eine zweite Ergänzung der Assekurationsakte (für Kap. 5) wird durch zahlreiche Dokumente geliefert, die auf der Ständischen Landesbibliothek zu Kassel aufbewahrt werden, und in größerem Maßstabe gleichfalls eine Benutzung bisher nicht gefunden haben. Es sind dieselben zusammengefaßt in einer Reihe von 8 Foliobänden, die den Titel tragen: „Erziehungsakte der drey D. Prinzen von Hessen“. Ursprünglich zehn Bände zählend, enthält diese Sammlung hauptsächlich sämtliche auf die Erziehung der drei Söhne Marias bezüglichen Aktenstücke, hunderte von Berichten ihrer verschiedenen Erzieher über den äußeren und inneren Gang ihres Lebens nebst Antworten des alten Landgrafen Wilhelm, des Landgrafen Friedrich und Marias; die diesen Erziehern und Lehrern erteilten Instruktionen, die Anstellungsurkunden derselben und den über ihre Anstellung geführten Briefwechsel; zahlreiche Schreiben befreundeter Höfe, besonders des dänischen und ihrer Geschäftsträger; Stundenpläne und ausführliche Lehrpläne der Prinzen; Verwaltungsberichte und Rechnungen ihres Haushaltes und eine Menge ähnlicher Schriftstücke. Der letzte Band der Reihe bringt die äußerst zahlreichen Briefe Keyserlingks an Maria und desselben an den Regierungsrat Hein, denen man die wichtigsten Aufschlüsse über den Charakter der drei Prinzen verdankt. Die ersten beiden Bände, die sich auf den Aufenthalt der drei Prinzen in Göttingen bezogen, sind nicht mehr vorhanden und ist auch leider über den Verbleib derselben nichts ausfindig zu machen gewesen.

Endlich sind durch die sämtlichen Bände zerstreut eine große Anzahl eigenhändiger Schreiben der Prinzen an ihren Großvater und ihren Vater, meistens mit den darauf erteilten Antworten, welche, soweit sie vom Landgrafen Friedrich stammen, eigenhändig in dessen großer, schöner und eigentlich charaktervoller Schrift geschrieben sind, während die vom Landgrafen Wilhelm nur im Entwurf oder in der Abschrift des Sekretärs beiliegen.

Im Königlichen Archiv zu Marburg befindet sich ferner eine Reihe verschiedener Briefwechsel, die für alle Lebensperioden Marias Material liefern. Obenan stehen natürlich ihre eigenen Briefe an den Gemahl, aus denen das Wichtigste in unserem zweiten Kapitel mitgeteilt worden ist. Die Antworten Friedrichs sind nicht erhalten. Gleichfalls wichtig ist die mitsamt den Antworten erhaltene Privatkorrespondenz Friedrichs mit seinem Vater und seinem Oheim, wenngleich man aus den stereotypen Redensarten gerade dieser Briefe oft genug so gut wie garnichts herauslesen kann. Auch die erhaltenen Berichte des Herrn von Donop, des Erziehers Friedrichs, welche dieser besonders aus Genf an den Landgrafen richtete, bieten nicht immer das, was man in denselben eigentlich suchen sollte; doch steht auf ihren und mehr noch zwischen ihren Zeilen manches, was über Charakter und Anlage des merkwürdigen und beklagenswerten Fürsten dankenswerten Aufschluss zu geben vermochte.

Inanbetracht der nahen Beziehungen, in denen Maria

zu dem Erzieher ihrer Söhne Salomon de Charrière de Sévery gestanden hat, und auch in Ansehung des großen Einflusses, den dieser frei und edel gesonnene Mann auf die innere Entwicklung seiner Zöglinge geübt hat, erwuchs der Biographie Marias eine dankenswerte Unterstützung durch das lebenswürdige Entgegenkommen des Urenkels jenes Sévery, des in Lausanne lebenden Herrn William Charrière de Sévery. Durch die Güte desselben wurde eine von einem anderen Mitgliede der Familie verfaßte handschriftliche Lebensbeschreibung Séverys zur Verfügung gestellt, die in manche Verhältnisse Aufklärung zu bringen vermochte. Mit noch größerem Interesse wird die hessische Geschichtsforschung die von Herrn William de Sévery in Aussicht gestellte ausführliche Lebensbeschreibung seines Urgroßvaters aufnehmen, zu welcher die Schätze des Privatarchivs der Familie Sévery auf Schloß Mex bei Lausanne verwertet werden sollen. Die ausführlichen Briefe, die Sévery über den Verlauf seines Amtes an seine Mutter gerichtet hat, werden manchen ergänzenden Zug zu Marias Bilde liefern, und mit besonderer Freude müßte es begrüßt werden, wenn der, wie wir wissen, sehr umfangreiche Briefwechsel Séverys mit Maria selbst dabei ans Tageslicht käme.

Es steht überhaupt noch zu hoffen, daß Privatsammlungen, besonders aber Archive der mit dem hessischen Regentenhouse verwandten hohen fürstlichen Häuser noch Dokumente enthalten, deren Veröffentlichung im Sinne

eines pietätvollen Andenkens an die seltene Frau wünschenswert, um nicht zu sagen geboten erscheint, damit dem Bilde derselben, an dem ein jedes Herz sich erbauen kann, die letzten Unvollständigkeiten genommen werden. Nur dem Zufall ist es bisher zu verdanken, daß die Briefe Marias an ihren ältesten Sohn, an Zahl über neunhundert, durch die Liebenswürdigkeit desjenigen, in dessen Händen sie sind, verwendet werden konnten. Unbekannt ist dagegen trotz alles Forschens der Verbleib der jedenfalls nicht minder umfangreichen Korrespondenz Marias mit ihren anderen Söhnen. Doch kann man sich der Hoffnung hingeben, daß die Veröffentlichung einer Biographie auch diese unschätzbaren Dokumente zugänglich machen wird, falls sie nicht mit unzählbaren anderen auf hessische Geschichte bezüglichen bereits der Vernichtung anheimgefallen sind.

Die Briefe Marias an ihren Bylly waren bereits dem verdienstvollen Bibliothekar der Ständischen Landesbibliothek zu Kassel, Bernhardi, in vollem Umfange bekannt und hat sich derselbe vor nun bereits dreißig Jahren mit dem Gedanken einer Biographie Marias getragen, ist aber an der Ausführung derselben durch den Tod verhindert worden. Einige Proben aus denselben hat Bernhardi in der Einleitung veröffentlicht, die er einer Übersetzung der Denkwürdigkeiten des Landgrafen Karl vorausgeschickt hat, und von hier aus sind diese Proben in einem Artikel des „Hessenlandes“ von Rogge-Ludwig übergegangen.

Von einer wirklichen Ausnutzung dieses überaus kostbaren Materials ist aber bisher nicht die Rede gewesen.

Von manchen anderen, teilweise auf Hanaus Regierung, teilweise auf das Leben einzelner, in dieser Lebensbeschreibung auftretender Personen ¹⁾ bezüglichten Dokumenten ist Einsicht genommen worden, ohne dafs sie eine weitergehende Verwendung gefunden hätten.

1) z. B. von einer auf der Kasseler Bibliothek aufbewahrten Autobiographie Herrn v. Wittorffs und der kurzen, wenig wertvollen, offiziellen Lebensbeschreibung Marias, die nach ihrem Tode in Hanau erschien.

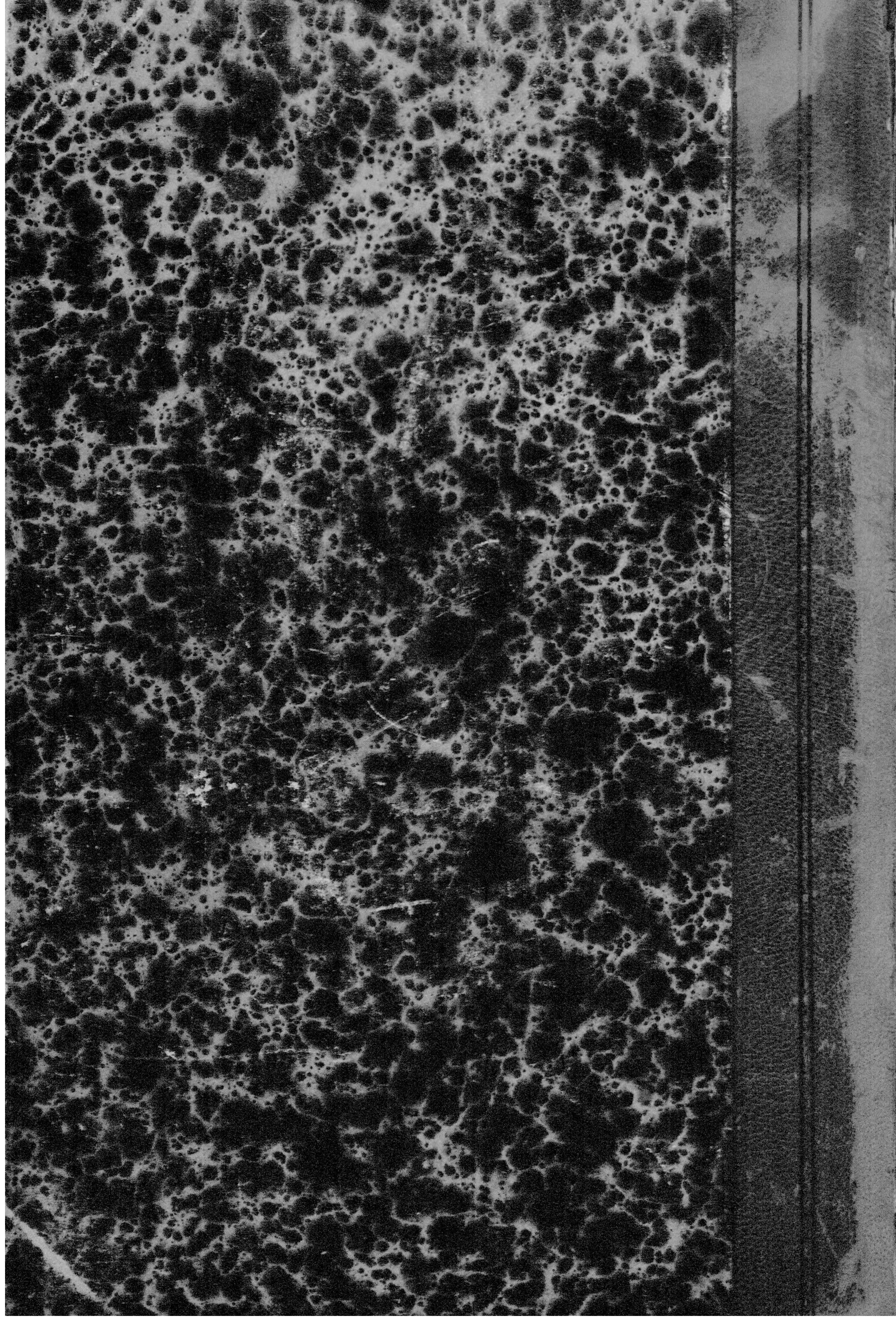



~~~~~  
Druck von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.  
~~~~~



~~~~~  
Druck von Friedrich Andreas Perthes in Gotha.  
~~~~~


F.X. BEER, Kgl. Hofbuchbinder
MÜNCHEN
Weinstrasse Nr. 18. II



Meyer, Erich

Maria, Landgräfin von Hessen, geborene Prinzessin von England Ein Beitrag
zur Sittengeschichte des 18. Jahrhunderts

Gotha 1894

Biogr. 721 g

urn:nbn:de:bvb:12-bsb00087821-6